

AUGSBURG

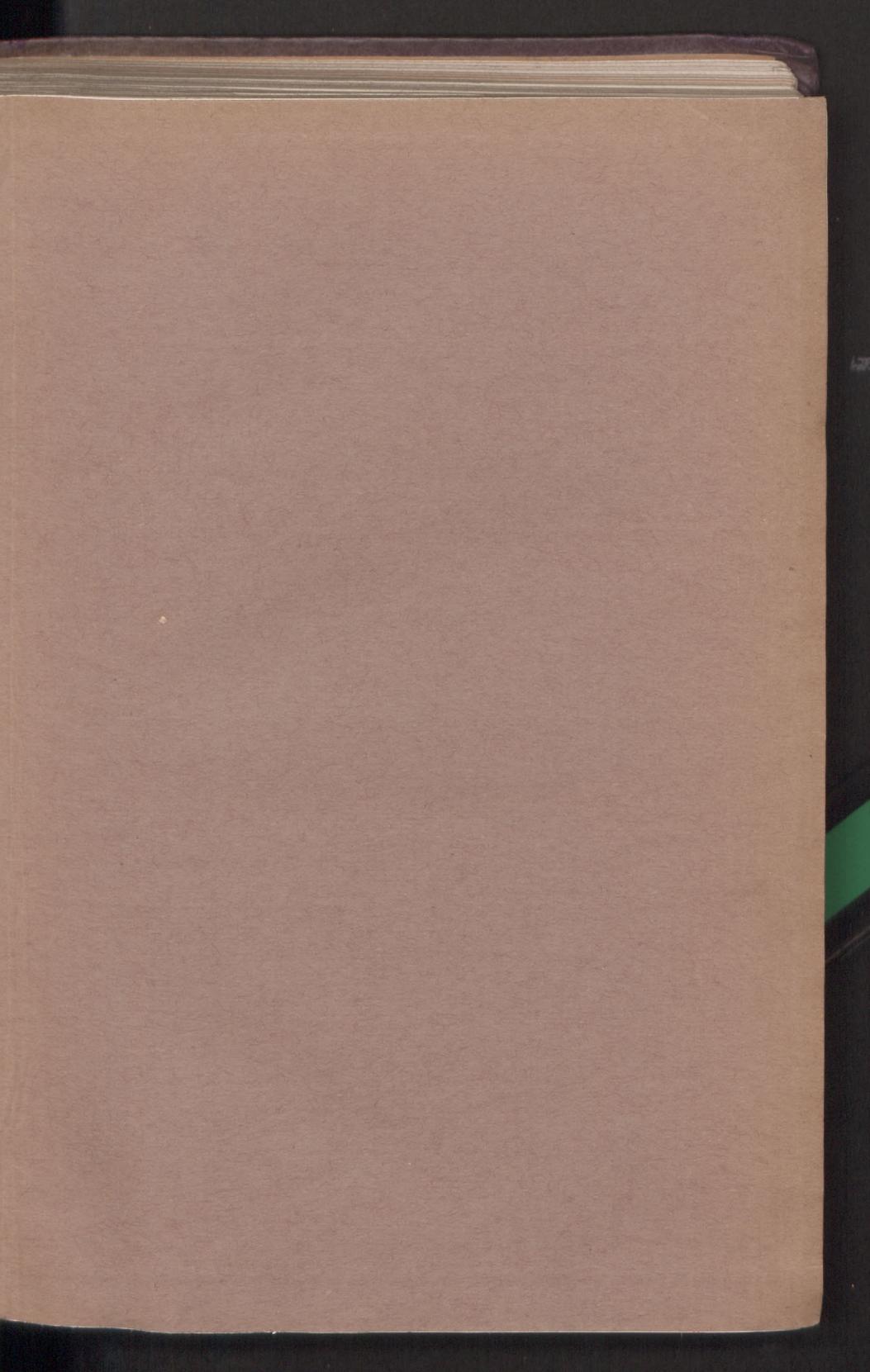


von Pius Dirr

26.6.1920.

Ha 426





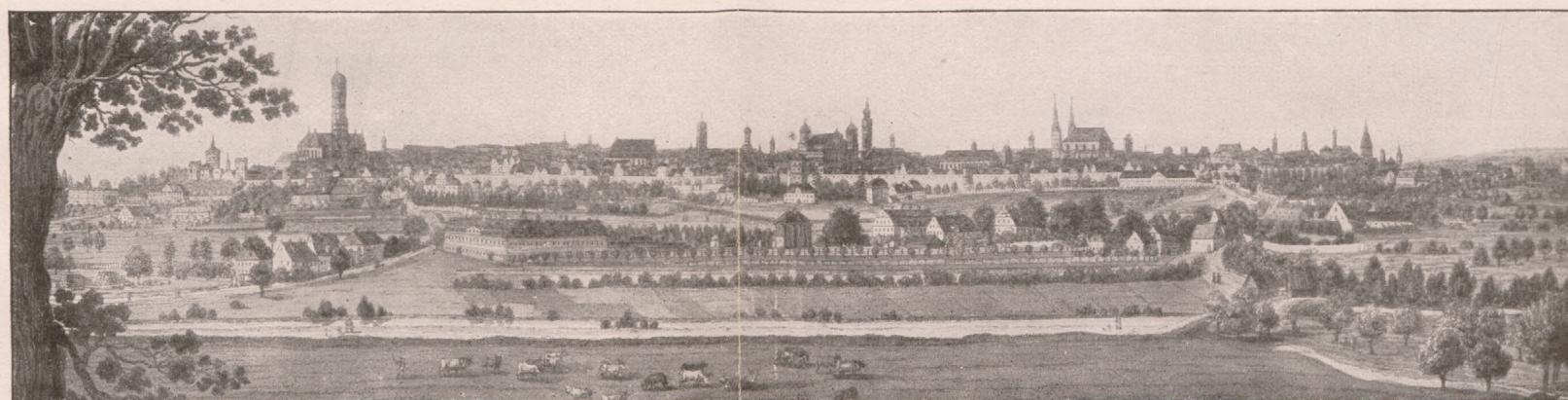
S./m.-20.

6/μ-





Stadtansicht von Osten. Um 1600.



Stadtansicht von Osten. 1820.

Stätten der Kultur

Band 20

Augsburg

Von Dr. P. Dirr

Zweite Auflage



Verlegt bei Klinkhardt & Biermann
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

1420. 387.



3100

Satz und Druck dieses Bandes in
Breitkopf- & Hafner besorgte die Graphische
Kunstanstalt Julius Klinkhardt in Leipzig



Vorbemerkung.

Noch während des Weltkrieges erscheint dieses Buch, dessen erste Ausgabe seit längerem vergriffen ist, zum zweiten Male. Da es seinerzeit mit so viel freundlicher Zustimmung aufgenommen wurde, darf es wohl auch dieses Mal der gleichen Gunst gewärtig sein.

Die Darstellung ist ergänzt und verbessert worden, die äußere Erscheinung des Werkchens hat sich einigermaßen gewandelt. Man findet die Bilder nicht mehr in die Erzählung eingestreut, sondern im Anhange gesammelt. Schwierigkeiten, wie sie dem Buchdruck durch die Kriegsumstände auferlegt sind, nötigten zu der Änderung. Aber auch so wird die Beigabe, so hoffe ich, dem Leser willkommen sein.

Von der schwäbischen, der deutschen Heimat, von ihrer alten Kraft und Schönheit berichtet diese Schrift. Nie war die Heimat uns teurer, nie heiliger als jetzt, da ein ungeheuerliches Kriegswetter sie umtoßt und erschüttert, da wir alle unsere Kräfte daran setzen, sie mit der Waffen Wucht und mit opfermutiger Arbeit vor der Wut der Feinde und dem Grauen des Krieges zu schützen.

Das Blut der Tapfern, die ihre Treue mit dem Tode besiegelten, gibt unserer Liebe die hehrste Weihe.

Dem unvergänglichen Andenken jener Augsburger, die mit so vielen deutschen Brüdern ihr Leben für Volk und Vaterland hingaben, widme ich dieses Heimatbuch.

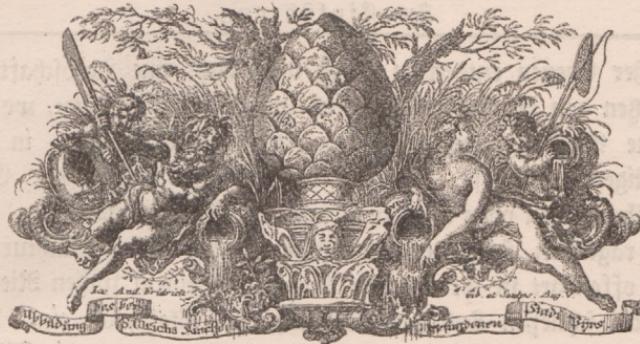
Brüssel, im August 1917.

Dr. P. Dörr.

Inhalt.

Seite

Vorwort	
Zur Einführung	1—17
Werden und Wachsen	18—45
Augusta Vindelicorum	18
St. Ulrichs Stadt	24
Das Bürgertum	30
Im Zeitalter der Hohenstaufen	33
Die Reichsstadt	36
Der Stadtplan. — Bauwerke und Kunstreste des früheren Mittelalters	40
Auf der Höhe bürgerlicher Macht	46—74
Geschlechter und Zünfte	46
Der Stadtstaat nach Außen	52
Geldmacht und Handelsblüte	56
Die neue Welt und die Welser	63
Die Fugger	66
Im goldenen Augsburg	75—101
Die bürgerliche Gesellschaft	75
Gesichtschreiber und Humanisten. Die schwarze Kunst	84
Volksleben. — Kaiser Maximilian	94
Mittelalterliche Baukunst	102—131
Die Gotik im Stadtbilde	102
Der Dom	107
Kirchliche Bauwerke des Spätmittelalters	115
Bürgerliche Bauweise	124
Bildnerei	129
Holbein der Ältere, Burgkmair, Amberger	135—156
Ringende Kräfte	135
Auf neuen Pfaden	147
Die Stadt Elias Holls	157—175
Spätrenaissance	157
Die Brunnen	165
Elias Holl	168
Das Rathaus	172
Verfall und neues Leben	176—196
Niedergang und Ende der Reichsstadt	176
Notolo und Zopf	179
Wirtschaft und Kunstgewerbe	186
Hauptstadt des bayerischen Schwabenlandes	194
Vermerk über die Literatur	197
Verzeichnis von Personen und Sachen	198
Verzeichnis der Abbildungen	204



Augsburger Wappenzeichen. Stich aus dem 18. Jahrhundert.

Zur Einführung.

Seit Jahrhunderten genießt Augsburg den Ruf, eine prächtige Stadt zu sein. Und doch fehlt ihm, was man gemeinhin schöne Lage nennt. Die flache Landschaft ringsum ist nicht geeignet, dem Stadtbilde im ganzen einen kräftigen Hintergrund zu geben. Raum daß der sanft gewölbte Rücken, der sich als letzter Ausläufer der Hochfläche des Lechfeldes in den Mündungswinkel von Lech und Wertach hereinzieht und das Rückgrat der Stadt bildet, diese einigermaßen heraushebt aus der weiten Ebene.

Doch soll man darum nicht sagen, die Stadt biete von außen überhaupt keine Ansicht. Wer je an einem leuchtenden Abend, wenn eben der rotglühende Sonnenball hinuntersank, vom nahen altbayerischen Städtchen Friedberg her auf Augsburg zuwanderte, dem zeichnete sich ein überraschend schönes Bild in den goldigen Abendhimmel. Ein Bild, farbensatt und voll Kraft und Fülle der Linien, beherrscht von den eigenartigen Umrissen der Türme und Kirchen und des massig herausragenden Rathauses der alten Reichsstadt.

Seit die hell sehenden Augen neuerer Maler die Schönheiten

großer Ebenen entdeckten, weiß man auch eine Landschaft zu schätzen von der Art, wie sie sich um Augsburg breitet, wo die blaue Wölbung des Himmels erst in weiter Ferne, in gewaltigem Umkreise, sich mit dem dunkeln Rand der Erde berührt. Von oben muß man in diese Gegend hineinsehen, von der ragenden Höhe des Ulrichsturms oder des Perlachturms. Da offenbart sie ihre großen Linien. In einem spitzen Riesenwinkel schließen Lech und Wertach den Stadtplan ein. Mit einigen weit vorspringenden Vororten überquert er die Flüsse. Breit dehnen sich seitlich davon die flachen Flusniederungen, erst in beträchtlichen Entfermungen besäumt von waldfreien, dörferreichen Höhenzügen. Gegen Norden weitet sich das Gesichtsfeld unabsehbar, um in verschwimmender Ferne im Donauland zu verdämmern. Am südlichen Sehkreise aber grüßen aus bläulichem Schimmer die Häupter der bayerischen und Allgäuer Berge her über die ungeheure Hochfläche.

Ihre tieferen Reize entschleiern diese Gegend freilich dem flüchtigen Beschauer nicht, wohl aber demjenigen, der mit der Begeisterung des Naturfreundes durch ihre Fluren und Flüßauen, durch ihre Wiesen und Wälder streift und mit aufmerksamem Auge ins Kleine und Einzelne dringt.

Doch es sind andere Merkmale als landschaftliche, die den Platz, auf dem die Stadt liegt, mit unvergleichlichen Vorzügen ausstatten und ihm besonders in der Vergangenheit zu hoher Bedeutung verhalfen. Der Bühl, auf dem sie thront, beherrschte in alten Zeiten, als letzter Auslug des vom Lech durchflossenen Hochgebietes gegen die Donau niederung, die hier zusammen treffenden Großverkehrsstraßen, die Donau und Alpen verbanden. Und zugleich war hier von jeher die Durchgangspforte zwischen den städtereichen Gebieten des schwäbischen Westens und den fruchtbaren Bauernländern des bayerischen Ostens. Der ganzen Länge seines Laufes nach scheidet der Lech

Bayern und Schwaben; nirgends gewährt er besseren Übergang als bei Augsburg. Der doppelten Gunst ihrer Lage verdankte die Stadt ihren frühen Aufstieg als Großhandelsplatz und als beherrschender Punkt zwischen Donau und Alpen.

Dazu besitzt das Stadtgebiet eine Eigenschaft von ganz besonderer Art: seinen unerschöpflichen Reichtum an rasch fließenden Gewässern. Der Lech selber sendet einen Teil seiner Wassermasse in Seitenläufen und künstlichen Kanälen, die schon in grauer Vorzeit gezogen wurden, durch die tiefer gelegenen östlichen Stadtteile. Auch die Wertach speist solche Rinnen. Aber nicht genug damit. In das Mündungsgebiet beider Flüsse strömen außerdem noch zahlreiche kleinere Wasseradern herein, neben der Singold und dem Brunnenbach mancher Quell, der aus den Auen südlich der Stadt entspringt. Ein seltsames Geflecht von ineinander verschlungenen Wasserläufen zieht sich in diesem Winkel zusammen. Die Geschicklichkeit der Augsburger hat schon im Mittelalter diese herrlichen Naturgeben in allerlei Brunnen, Triebwerken, Mühlen und Wasserleitungen zu nützen gewußt. Ihre wassertechnischen Künste waren ein besonderer Stuhm der Stadt; so weitgereiste Leute wie Michel de Montaigne, der 1580 in Augsburg weilte, erklärten diese Anlagen für das Vollendetste, was sie je gesehen. Seit Jahrhunderten rinnt und quillt und sprudelt und rauscht der nasse Segen in Gassen und Gärten, in Höfen und Häusern und fördert die Werke menschlichen Fleißes. Wenn der Kölner vom Rhein, der Frankfurter vom Main, der Regensburger von der Donau rühmte, daß sie in schwerbeladenen Schiffen die Waren des Kaufmanns hin und her trugen, so lobte der Augsburger sich den Lech und die kleineren Gewässer seiner Stadt wegen der zwar weniger augenfälligen, darum aber nicht weniger gewichtigen Dienste, die sie dem Gewerbsmann leisteten. Ohne diese Gabe, welche die Natur hier verschwenderisch aus ihrem

Füllhorn schüttet, war die einstige Gewerbeblüte der Reichsstadt ebenso unmöglich wie das Gedeihen der neuzeitlichen Augsburger Industrie. Die Reichsstädter wußten recht wohl, was sie diesem Wasserseggen dankten. Daher setzten sie am Augustusbrunnen vor dem Rathause dem Denkmal des Imperators, dem sie die Gründung ihrer Stadt zuschrieben, die sinnbildlichen Figuren des Lechs, der Wertach, der Singold und des Brunnenbachs zu Füßen, zum Zeichen, daß römische Kulturarbeit und Natur zusammenwirkten zur Entstehung und zum Aufblühen ihrer Stadt.

Dreierlei ist im Bilde des heutigen Augsburg deutlich ausgeprägt: die ehrwürdige Vergangenheit eines uralten Bischofssitzes, die glänzende Geschichte eines ehemals reichsfreien bürgerlichen Gemeinwesens und die noch im Flusse befindliche Entwicklung eines neuzeitlichen Industriplatzes.

Da wird mancher zweifelnd fragen: Kann das auf die Dauer zusammenstimmen? Muß da nicht vor grellem Großstadtwesen der milde Glanz allmählich verblassen, den eine große Vorzeit über diesen Ort gebreitet hat? Wer je Augsburg sah, weiß, daß noch keine solche Gefahr besteht. Die Industriestadt ist glücklicherweise hinausverbannt vor die Grenzen der Altstadt. Und da draußen liegt sie nicht als ein einziger großer Block in trostloser rauchgeschwärzter Ode, sondern zerteilt und zerstreut in dem Garten- und Wiesenland, das ehedem rings um die Mauern war und in Dörfern, die allmählich zu Vorstädten herangewachsen sind. Reichliches Baumwerk und der frische Höhenwind, der von den Alpen herweht, sorgen zudem für eine erträglichere Lufthülle, als sie sonst über solchen Industritplätzen liegt.

Weitgedehnte Vororte, wirtschaftlich längst mit der Stadt verbunden, sind ihr heute auch politisch eingemeindet. Nicht ohne Sorge sah mancher heimatliebende Bürger diese Ausweitung zu einer „Großstadt“, hielt es vielleicht für bedenklich, daß sein Gemeinwesen die umliegenden Wohngebiete gleich auf Kilometer in der Runde brünnig in seine Arme schloß. Wird nicht das fernfeste altbürgerliche Wesen versinken in der Flut des Neuen? Das wäre schade genug. Raum ersehbare Werte gingen damit unter.

Die Gefahr wird überwunden werden durch die zähe Kraft des heimischen schwäbischen Volkstums, das auch in den Vororten seßhaft ist, und durch die Stärke unverlierbarer Überlieferungen. Im eigentlichen Weichbild wird die alte Bürgerstadt weiterleben, gemessen in ihrem Wesen und doch den Fortgang der Zeit nicht verachtend. Sie wird das Erbe der Vergangenheit, auf das auch kommende Geschlechter ein Unrecht haben, auf die Nachwelt bringen, vielfach wohl in neuen Formen, aber echt im Kerne. Und die neuzeitliche wirtschaftliche Riesenarbeit, die sich täglich in und um Augsburg vollzieht, wird nach wie vor ihre Weihe bekommen, durch die aus dem ehrwürdigen Heimatboden und aus der tüchtigen Volksart emporquellenden geistigen und sittlichen Kräfte.

Freilich, die tiefgehenden wirtschaftlichen Wandlungen der letzten fünf Jahrzehnte haben auch hier den unvermeidlichen Gegensatz zwischen Altem und Neuem in Erscheinung treten lassen. Gleich das Viertel zwischen Bahnhof und ehemaliger westlicher Stadtgrenze bringt dies dem Ankommenden herb zum Bewußtsein. Ein schmurgerader Straßenzug von gleichgültiger Bauart, die auch durch wohlgemeinte Baumanlagen nicht erfreulicher gemacht werden kann, nimmt ihn auf. Der weite Plan des mit sorgsam gepflegten Anlagen geschmückten

Königsplatzes verbirgt die alte Stadt, bis man vor ihren Eingängen steht. Bergessen ist, zu welch wundervollem Bilde sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier vor der Annagasse, an der westlichen Hauptpforte, Wall und Graben, Turm und Steinbrücke des Göggingertores zusammenschlossen. Kaum ist man durch die Enge der Annagasse in die Altstadt eingetreten, welch eine völlige Veränderung! Das echte Augsburg enthüllt sich. Je weiter man eindringt, desto abwechselnder, mannigfacher wird das Bild. Schritt für Schritt verschiebt sich die Ausschau in den gekrümmten, bald sich verengenden, bald sich weitenden Straßen. Überall aber, auch in der weiträumigen Hauptstraße, gestalten sich schön geschlossene Bilder von packender, schwer erklärbarer Wirkung. Einzig beim Dom, am Fronhof gähnt halslose Leere, die durch gutgemeintes künstliches Baumwerk, mit dem Friedensdenkmal inmitten, leider nicht ausgefüllt wird. Das geschichtsvergessene Zeitalter Napoleons I. hat uns mit dieser höchst unerwünschten Domfreiheit beglückt. Indem es die uralten Nebenkirchen und Bauten niederlegte, die den einstigen bischöflichen Fronhof umschlossen, zerstörte es den ältesten Kern der geistlichen Stadt und hinterließ uns nur noch Bruchstücke davon. Das bauliche Bild des Domes erlitt dabei eine schwere Einbuße.

Gern läßt man sich tragen von der Stimmung, die aus den alten Straßenbildern strömt, und nimmt es dann in Ergebung hin, wenn da und dort eine neuzeitliche Geschmacklosigkeit die Reinheit des Aufbaues bös verunstaltet. Das ist nun einmal das Schicksal jeder historischen Stadt, die starkes Gegenwartsladen in sich schließt. Ebenso wenig es zu vermeiden ist, daß irgend ein Unverständiger ein ehrwürdiges Patrizierhaus durch eine Ungeheuerlichkeit von Verkaufsläden entweicht, ebenso wenig kann die gänzliche Zerstörung mancher alter Baugruppen hintangehalten werden, sei es, daß die Notwendigkeit sie gebietet, sei

es, daß Willkür sie verursacht. Auch aus dem alten Geschmeide Augsburgs ist manch glänzender Edelstein ausgebrochen worden. Namentlich der schmucke Rahmen der alten Befestigung, der noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wohlerhalten die Stadt umschloß, ist auf der Westseite ganz geborsten unter dem Drucke des unaufhaltsam anschwellenden neuen Lebens. Aber die Zeiten, in denen das Neue der unbedingte Feind des Alten war, sind nun doch glücklich vorüber. So seltsam es klingt: mit der mehr und mehr vorschreitenden Entfaltung der neuzeitlichen Stadtteile und Industrie stieg andauernd die Einschätzung alter Art und Kunst und wuchs das Bestreben, das Erbe der Vorfahren vor Verschleuderung zu behüten. Man begriff, welch edle Kräfte aus starken geschichtlichen Überlieferungen aufsteigen und welch wunderbar tiefen Sinn es gerade für eine große Arbeitsstadt der Gegenwart hat, sich ihre heimatliche geschichtliche Eigenart soweit immer möglich zu bewahren.

Wer also das alte, goldene Augsburg sucht, wird es, abgesehen von schmerzlichen Einbußen im einzelnen, noch gut bewahrt vorfinden. Noch steht es vor Augen als Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung, wie ein mit Naturnotwendigkeit von innen herausgewachsenes Ganzes. Das ist es ja wohl, was den Reiz alter Städte vornehmlich ausmacht, daß sie nicht künstlich geschaffen, sondern aus den Verhältnissen früherer Zeiten heraus geworden sind. So geben sie ein Abbild vergangener Gesittung, beleben unsere Einbildungskraft und erwärmen uns das Herz in der Brust.

Man soll aber in eine Stadt wie Augsburg nicht mit einsitzig romantischen Erwartungen kommen. Hier ist kein Rothenburg und war auch nie eines. Mit solch geruhnsamen Städtlein, die wie sorgsam behütete Ausschnitte aus dem Mittel-

alter anmuten, die nie im großen Weltgetriebe mitmachten und heute noch ihr Dasein verträumen wie vor Jahrhunderten, hatte die alte Handelsmetropole am Lech nie viel Wesensgemeinschaft. Hier galt von jeher rührigste Bewegung und angespannteste Kraftentfaltung im Wettbewerb mit der großen Welt als Leitsatz des Lebens. Lange Zeiten stand Augsburg im Mittelpunkt der kulturellen Entwicklung Deutschlands, war selber davon ein wertvoller Teil. Aus keinem Zeitalter der deutschen Geschichte kann man die Stadt hinwegdenken. Selbst in den Jahrhunderten des Niedergangs, nach dem dreißigjährigen Kriege, behielt sie stärkeren Anteil am wirtschaftlichen und künstlerischen Schaffen als die meisten andern Reichsstädte, als etwa Nürnberg.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Wandel der Zeiten und des Geschmackes in der äußern Erscheinung einer solchen Stadt, die als großer Verkehrsplatz auch fremden Einflüssen allezeit zugänglich war, mehr ausprägte als anderwärts. In der Tat hat Augsburg nochmal ein fast völlig neues bauliches Gewand angelegt zu einer Zeit, als andere bedeutende Reichsstädte sich im wesentlichen mit dem begnügten, was die Vorfahren hinterlassen hatten. Nicht das Mittelalter und seine Bauweise geben den Grundton an, sondern die Jahrzehnte von der Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg. Aber auch bei dem blieb es nicht, was die Renaissance damals erstehen ließ. In der Folge hörte die Baulust der Augsburger nicht auf, umzubilden und neu zu gestalten. Darum herrschen im Stadtbilde ganz andere Formen und Linien vor, als man sie in mittelalterlich bewahrten Orten antrifft. Weniger zierlich und traulich sind sie als großzügig und wohlgefügt. Das spricht oft weniger lyrisch-stimmungsvoll zu uns als stark und wichtig, bisweilen auch streng und etwas verstandesmäßig. Doch fehlt deswegen

keineswegs der Reiz des Altertümlichen, wenn man es oft auch mehr mit erkennendem Geiste als mit poetischem Fühlen zu genießen haben wird.

Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch das empfindsame Ge-
müt hier Anregungen in Fülle finde. Möge einer in klarer
Nacht, wann die vielgestaltigen Umrisse der Dächer und Giebel
im Silberlichte des Mondes schimmern und sich seltsam am
Nachthimmel abzeichnen, wann kein Tageslärm mehr das
Rauschen der alten Brunnen übertönt, durch die Länge der
Hauptstraße wandeln, vom Dome bis hinauf zu St. Ulrich. Die
Phantasie wird ihm wach werden und ihm Gestalten und Bilder
vor die Seele zaubern, die in unserer Zeit sonst keine Stätte
mehr haben. Holder Schein wird da zur Wirklichkeit innern
Erlebens.

Oder man pilgere hinaus vor die Tore am Strand der
Altstadt, wo die dunkeln Wasser des Stadtgrabens an zer-
borsteten Mauern und dichtbebuschten Wällen entlang ziehen
und uralte Linden und Türme und Mauern sich in den Fluten
spiegeln. Natur und Menschenwerk vereinigen sich da zu trau-
lichem Stilleben voll wundersamen Reizes. Und wem es noch
weiter um das stimmungsvoll Idyllische und Altertümliche zu
tun ist, der streife kreuz und quer durch das Gassengewirre der
seitlich von den Hauptstraßen liegenden Stadtteile. Er wird
auf kostliche Gruppen treffen. Bilder, wie sie in der Jakober-
straße sich auftun oder in der Fuggerei oder in der Kohlergasse
und in den Pfaffengäßchen, in der Bäckergasse und am Noten
Tor, oder unten in der drangvollen Enge der Lechviertel, sind
nicht nur historisch merkwürdig, sondern auch Labsal für ein
Auge, das nach solchen malerischen Eindrücken verlangt.

Überhaupt kennt derjenige Augsburg nur halb, der sich be-
gnügt hat, ihm in der oberen Stadt flüchtig ins Antlitz zu

sehen, der nicht die Hauptstraßen verließ und tiefer in den Stadtkörper eindrang; ihm blieb eine wesentliche Seite der Vergangenheit der Reichsstadt verschleiert. Denn erst in ihrem Gesamtbilde drückt sich ihr Wesen vollkommen aus, nicht allein in den prächtigen breiten, brunnengezirten Straßen und Plätzen, welche den amtlichen und großkaufmännischen Teil der Reichsstadt von ehedem verkörpern. Erst wenn man von der Höhe hinabsteigt in das Geflechte krummer unregelmäßiger Gassen und Gäßlein am Ostabhang der Oberstadt und an den Lechkanälen, wird man sich klar werden, was das Handwerk in alter Zeit gerade für einen Großhandelsplatz bedeutete. Da offenbart sich die Vergangenheit der Stadt nicht weniger unmittelbar als etwa in den Hallen des Rathauses oder vor den großen Renaissancebrunnen und den Kaufherrnhäusern der Hauptstraße. Freilich von einer andern Seite. Nicht das prachtliebende Augsburg tritt uns hier entgegen, sondern die bescheidene arbeitsame Gewerbestadt, die nicht weniger eifrig und erfolgreich mitgeschaffen hat am Gedeihen des Gemeinwesens als die patrizische und kaufmännische Oberstadt um den Perlach und die Hauptstraße. In diesen Handwerkerquartieren regten Tausende eifrig die Hände, dem Handel die Waren zu schaffen, die er zu seinem Gedeihen bedurfte. An allen Ecken und Enden hämmerte und dröhnte es in den Werkstätten, hier lohten die Essen von Schmieden und Feuerarbeitern aller Art und Grade. In den Lechkanälen drehten sich die Wasserräder und Triebwerke, und am Wasser tummelten sich Gerber und Färber; noch ragen da und dort auf den Häusern eigentümliche, altersschwarze Holzaufbauten, die als Trockenräume dienten. Die Bäcker aber saßen dicht beieinander in der nach ihnen benannten Gasse, die zum Roten Tore führt. Und am Graben entlang sieht man noch die niedlichen Häuschen, die der fürsorgliche

Nat im sechzehnten Jahrhundert reihenweise als Wohnungen und Werkstätten für Schlosser in die dort überflüssig gewordene Stadtmauer hineinbaute.

So zeigen diese Stadtteile ein wunderliches Gemisch einfacher Handwerkerbehausungen und stattlicher Zunftbürgerhäuser, großer und kleiner Werkstätten und rumpeliger Höfe. Da gibt es nicht viel von architektonischer Schmuckkunst. Einzig die Zweckmäßigkeit leitete die Baumeister. Erst in der Gruppe und im Zusammenspiele mit ihrer Umgebung gewinnen die Häuser Form und Ansehen. Hier wohnten behäbiger zünftiger Wohlstand, Reichtum und dürftige Armut unmittelbar nebeneinander. Im Mittelalter waltete in diesen Vierteln auch die Kunst, als man sie noch schlecht und recht zum Handwerk rechnete. Holbein der Ältere malte in einem engen Häuschen am vorderen Lech; hier ward ihm sein Sohn Hans geboren, den die Welt in einem Atem nennt mit Albrecht Dürer. Unmittelbar nebenan schuf der meiselgewaltige Meister Gregorii Erhardt seine Bildwerke, und am Mauerberg kündet eine Hausinschrift an, daß auch der zweite namhafteste Maler Augsburgs, Hans Burgkmair, der Zeichner Kaiser Maximilians, im Handwerksviertel zu Hause war. Aber Eigenheit und Art dieser Stadtteile ward bestimmt durch die Masse jener Namenlosen, die nicht als einzelne, sondern nur in gemeinsamem arbeitsamen Zusammengreifen etwas bedeuteten und so auf ihre Weise Wohlstand und Kultur ihrer Vaterstadt förderten.

Auch hinaus in die Jakobervorstadt setzte sich das Gebiet geerblicher Werkstätten fort. Sie hatte aber immer etwas besonders an sich, bildete gleichsam einen Körper für sich. Noch heute tun sich ihre Bewohner manches darauf zugute; und deutlicher als in der übrigen Stadt haben sich hier gewisse Züge herkömmlichen Volkslebens erhalten. Manchmal kann man

sogar die Behauptung hören, sie sprächen da draußen eine besondere Abart des Augsburger Schwäbischen, worin sich schon der Einfluß der bayerischen Mundart kundgebe. Die Dult und die Kirchweihe der Jakobervorstadt gelten immer noch als Hauptvergnügen für die ganze Stadt, wobei hoch und niedrig, arm und reich in traulichem Verein ihre Trinkfestigkeit erproben, und nach altem Brauch zahlloses Federgetier das Leben lassen muß zur besseren Ergötzung der Augsburger. Sie haben auch eine eigene Hauptstraße, diese Vorstädter, auf die sie sich mit Recht etwas einbilden können. Denn an kostlicher Ursprünglichkeit wird sie von keinem der vergleichbaren größeren Straßenzüge übertroffen. In reichsstädtischer Zeit nahm die Jakobervorstadt hauptsächlich den aus dem Bayerland kommenden Verkehr auf. Hatte die patrizische Oberstadt ihre berühmten feinen Gasthöfe wie die Drei Mohren und die Goldene Traube, so rührte sich die Jakobervorstadt ihres Goldenen Sterns, der im Volksliede besungen wurde. Am längsten bewahrte sie sich auch einigermaßen ländliche Zwischenstücke. Denn in ihrem Gebiete lagen von altersher Garten- und Wirtschaftsgüter reicher Familien. Diese Geräumigkeit war auch Ursache, daß man schon frühzeitig die großen Armen- und Krankenanstalten in dieses Gebiet hinausverlegte. Auch Jakob Fugger baute dort seine originelle Armenstadt.

Ein auffälliger Gegensatz zu den auch in der Jetztzeit sehr belebten Quartieren gewerblicher Tätigkeit tritt in Erscheinung, wenn man die Gegend um den Dom betrifft. Um ihn lagert sich auf dem Gebiete der ältesten bischöflichen Burgstadt das geistliche Augsburg mit Domherrenhäusern und Pfaffengäßchen. Einst war hier ein Gemeinwesen für sich. Man stand unter dem Zeichen des Krummstabes, halb und halb auch noch in Zeiten, als das Bürgertum politisch schon längst den Sieg über die bischöfliche Macht errungen hatte. Noch heute spürt

man dort geistliches Wesen und etwas von weltfremder Abgeschiedenheit. Man braucht bloß seitwärts in die stillen Pfaffen-gässchen einzutreten, um sich vom Geiste jener Tage umwehen zu lassen, da in verschwiegenen Häusern und Gärten hinter hohen Klösterlichen Mauern Domherren und Kleriker ein beschauliches Dasein führten und in den würdigen netten Häuschen, die streckenweise den Weg begleiten, eines des andern Schwäche stützend, Dienstleute und Hintersassen des hohen Domkapitels der Befehle ihrer Herren gewärtig waren. Ein anmutiges Stück altväterischen Hausrates Augsburgs! Man sollte es bewahren, solange es geht, wie ein Familienerbgut. Denn es steckt viel anregende Erinnerung und herzenswarme Poesie darin.

Und wieder anders geben sich die nördlichen Stadtteile bei St. Stephan und St. Georg. Sie entbehrten arbeitsfördernder Wasserläufe. Darum saßen hier Gewerbsarten, die deren nicht bedurften; neben einem wohlhabigen mittleren Bürgertum arme Zimmerleute, Taglöhner, Weber. Noch tief ins neunzehnte Jahrhundert herein hörte man dort Handwebstühle klappern, während schon die Maschinen eifrigst die Ausrottung der letzten Neste dieses uralten Augsburger Gewerbes besorgten.

Den Kern des ganzen Stadtgefüges bildet die Marktstadt am Perlach und gegen St. Ulrich hinauf. Da sind die vielgerühmten breiten Straßenzüge mit ihren mächtigen Häuserreihen und ihren kunstvollen Figurenbrunnen. Hochanstiegende Giebel, prächtige Schauseiten, weite Loreinfahrten und geräumige Gewölbe und Hallen in vielen Untergeschossen; dazwischen öffentliche Stadtgebäude und ehemalige Zunfthäuser und dazu die Kirchen der vornehmeren Stifter und Klöster, die bis zur Säkularisation hier mit den Reichsbürgern gute Nachbarschaft hielten!

Als die Straßen noch ihre alten Bezeichnungen hatten, erkannte man schon daran ihre Beziehung zum großwirtschaftlichen Leben der Stadt. Vor einem Jahrhundert, als die Lechstadt bayerisch geworden war, tat der jugendlich eifrige Patriotismus der Augsburger diese reichsbürgerlichen Außerlichkeiten ab und glaubte mit neuen, heute noch geltenden Straßennamen das Fürstenhaus zu ehren, dem man untertänig geworden war.

Seitdem ist aus dem ehemaligen Brotmarkt, dem Weinmarkt und dem Platze bei St. Ulrich die untere, mittlere und obere Maximiliansstraße geworden. Statt über den Eiermarkt blickt der Imperator Augustus jetzt über den Ludwigsplatz hinweg. Man geht nicht mehr durch die Weißmalergasse und über den Hohen Weg, sondern durch die Karolinenstraße zum Domplatz hinauf. Und statt einer Heilig-Kreuzergasse und einer Judengasse gibt es eine Ludwigsstraße und eine Karlsstraße.

Aber wie in älterer Zeit, so zieht sich auch heute noch in dieser Stadtgegend das geschäftliche Treiben und das Straßenleben zusammen. An dem alten Herkommen, daß an den Wochenmärkten Handelsleute und schwäbisches und altbayerisches Bauernvolk auf offener Straße zu Märkte sitzen, hat sich noch nichts geändert. Und die hölzernen Verkaufsbuden am Fuße des Perlachturmes, die manchem Neuerungssüchtigen ein Dorn im Auge sind, leben immer noch fest wie Schwalbennester an der schützenden Mauer, als letzte Überbleibsel jener langen Reihen von Verkaufsständen, die einst der mittelalterliche Kleinhandel an den Häuserzeilen entlang aufgestellt hatte. Damals brauchten sie sich nicht zu schämen in der vornehmen Umgebung des Rathauses und der Geschlechterstube und Kaufleutestube, die beide den Platz des heutigen Börsengebäudes einnahmen. Bürgerliche Macht und Pracht und bürgerliche Arbeit gehörten noch eng zusammen. Wie um das recht deutlich vor Augen zu

führen, recken noch immer ehemalige Zunfthäuser in gleicher Reihe mit den alten Sitzen Kaufherlicher Vornehmheit und reichsstädtischer Würde ihre Giebel stolz in die Hauptstraße herein.

So ist es also noch an dem, daß die bürgerliche Altstadt sich nicht begnügt mit der Rolle einer stolzen, aber stillgewordenen Vertreterin der Vergangenheit. In ihr lebt vielmehr immer noch die bewegende Seele des großen Körpers, der heute unter dem Namen Augsburg zusammengefaßt ist. Wie eine Herrscherin thront sie inmitten der neuen Viertel und Vororte und fordert Tribut von den Emporkömmlingen. Die geschichtliche Altstadt ist Meisterin geblieben über die geschichtslose Neustadt. Als Sinnbild dieses Vorranges steht achtunggebietend das mächtige Rathaus Elias Holls als ruhender Punkt inmitten der städtischen Gesamtheit.

Troja fuit! Unter diesem Motto schrieb der geistvolle schwäbische Publizist Ludwig Wilhelm Welkerlin im Jahre 1777, in einer Zeit, in der es Mode war, die heruntergekommenen Reichsstädte als spottwürdige gefallene Größen und ihre Bewohner als Abberiten zu verlachen, eine lästernde Satire über Augsburg und weissagte der guten Stadt den völligen Verfall. Die Folgezeit strafte diese Voraussage Lügen. Wohl hat sich der Handel und Wandel, wie ihn frühere Jahrhunderte kannten, aus Augsburg verzogen. Still ist es insbesondere geworden oben am alten Weinmarkt beim Herkulesbrunnen, wo sich ehemals das Getriebe des Großhandels um das städtische Sieghaus und die Fronwage herum abspielte. Auch prunkende Aufzüge und Staatsaktionen gibt es nicht mehr in diesem prächtigen Straßenrahmen, dessen Glanz stark verblichen ist. Etwas von der stillen Ergebung in ein unabwendbares Schicksal, etwas von der Schwermut vergehender Städte liegt über dieser ehe-

maligen Prunkstraße. Aber rings um sie herum ist zukunfts-frohe Bewegung und schafft ein neues Leben.

Allerdings, keine rumpelnde Postkutsche, keine elegante Kä-rosse trägt mehr wie ehedem den großen Reiseverkehr, von dem das berühmte Goldene Buch des Gasthofes zu den „Drei Mohren“ so beredt berichtete, zu regelmäßigem Aufenthalt in die Stadt herein. Die Bahn dieses Verkehrs geht heute in der Hauptfache an den Toren vorbei, der nahen bayerischen Residenz zu. Die hat sich überhaupt der alten Reichsstadt vor die Sonne gestellt. Im Schatten aber verging manche Blüte früherer Kultur, ohne Nachtriebe zu zeitigen. Auf wirtschaftlich-industriellem Gebiete aber sah in den letzten anderthalb Jahrhunder-ten die Bürgerschaft den Weg noch frei. Ihn beschritt sie mit ausdauernder Tatkraft und glänzendem Erfolge; angespannteste Erwerbstätigkeit gilt heute als Lösung in der Stadt. Das fördert den Wohlstand, bringt aber auch die Gefahr der Einseitigkeit mit sich und der Verkümmерung geistig-ideellen Lebens. Vor schalem Amerikanismus jedoch blieb Augsburg bewahrt durch sein wurzelhaftes, fest mit der Heimat verwachsenes Volkstum und seine lebendigen altbürgerlichen Überlieferungen. Der zähe schwäbische Schlag hat sich mehr von der Väter Art und Sitte erhalten, als man so obenhin wahrnimmt. Merkwürdig schnell weiß er landfremde Elemente sich anzugliedern, so daß sie als bald Lokalfarbe annehmen. Bis tief in die Massen der industriellen Arbeiterschaft hinein wirkt diese Kraft und erzeugt auch in diesen Schichten Seßhaftigkeit, bürgerlich behagliche Lebensart und Heimatliebe. Selten wird man diesen Zug in einem großen Industrieorte so stark und so freundlich anmutend finden wie hier. Er paßt gut zum geschichtlichen Wesen der Stadt. Es ist überhaupt deutlich, daß dieses mit unsichtbaren Kräften fortwirkt in mancherlei Verhältnissen des öffentlichen

und privaten Lebens. Was die Besonderheit Augsburgs bedingt, was seinem Dasein noch den Stempel der Ursprünglichkeit aufdrückt, was seine Wesenheit hauptsächlich ausmacht, das wurzelt tief in der Vergangenheit. Dafür schuf die Arbeit vieler Geschlechter die schwer zu verändernden Grundlagen. Der muß einigermaßen die Vergangenheit dieser Stadt kennen, der ihr Wesen verstehen und fühlen will. Dazu möchte dies Büchlein anleiten. Nicht etwa in lückenloser und erschöpfender historischer Erzählung! Die muß demjenigen überlassen bleiben, der einmal die noch immer fehlende Geschichte Augsburgs schreibt. In diesen Betrachtungen wird lediglich versucht, in großen Linien zu zeichnen, wie sich im Laufe der Zeiten diese Stätte deutscher Kultur formte und aufbaute.



Chemaliger Fledermausturm.
Alter Stich.





Wischöfliche Burgstadt.

Alter Stich nach dem Seld'schen
Stadtplan von 1521.

Werden und Wachsen.

Augusta Vindelicorum.

Die Augustusstadt im Lande der Vindelizier! Wo sind ihre Spuren? Begraben im Schutte der Jahrhunderte, verschwunden unter den Siedlungen späterer Geschlechter, die auf den Trümmern römischer Tempel und Wohnstätten die Kirchen und Häuser einer deutschen Stadt errichtet haben. Nur was der forschende Mensch an Überbleibseln antiker Kultur mit Hacke und Spaten dem Erdgrabe entriß, grüßt noch das Licht der Sonne, in der Augsburger Altertumssammlung sein säuberlich zur Schau gestellt.

Ein sichtbares Zeugnis seines Ursprungs bewahrt Augsburg in seinem Namen. Nach dem ersten Imperator des römischen Weltreiches ward die Kolonie im Barbarenlande benannt. Und Horaz sang ihr gleichsam das Wiegenlied, als er in zwei Oden die Triumphen der Kaiserlichen Stiefföhne Drusus und Tiberius feierte, die um das Jahr 15 vor Christus in gemeinsamen Feld-

zügen das nördliche Voralpenland bis zur Donau unter die Botmäßigkeit der Weltbeherrcherin brachten und so die Bedingungen für die Anlage der Kolonie Augusta im Mündungswinkel von Lech und Wertach schufen. Da mochte schon früher eine alte Siedelung der eingeborenen keltischen Bevölkerung gewesen sein. Ob die Feste Damasia hier lag, von welcher der Geograph Strabo erzählt, daß es um sie bei der Unterwerfung das Landes einen erbitterten Kampf gab? Das ist eine ungelöste Frage.

Gleichviel, der Zauber uralten Lebens liegt über dieser Lechgegend. Als die Römer sich zu Herren des Gebietes machten, setzten sie hier einem seßhaften Volke den Fuß auf den Nacken. Da und dort in Wald und Flur findet man Spuren seines Daseins und aus mancher stillen Totenstätte holen die Forscher allerlei Schätze hervor, die der Nachwelt von jenen Urbewohnern Kunde geben.

Bald sind aus den unterworfenen Kelten unter dem Zwang römischer Regierungskunst Romanen geworden. Über der unter den Auspizien des erhabenen Cäsars gegründeten Kolonie Augusta aber waltete sichtlich die Kunst der Götter. Denn aus einem kleinen Markte ward sie bald zur Hauptstadt der Provinz Rätien, zu einem ansehnlichen bürgerlichen Gemeinwesen, in dem die Spitzen der Verwaltung ihren Sitz nahmen, Handel und Gewerbe sich entfalteten und auch die Kunst eine Stätte hatte; kurz zum Sammelpunkt römischen Lebens und römischer Gesittung im Nordalpengebiete. Inmitten der einförmigen Standlager und Kastelle dieser verrufenen rauhen Grenzlande, lag sie wie eine blühende Oase in der Wüste, für die Kolonisten die lebendigste Erinnerung an die italische Heimat.

Als die Römer etwa ein Jahrhundert nach der Unterjochung Vindeliziens zum ersten Male durch Tacitus vollständigere Kunde über das wilde Germanien und seine Bewohner er-

hielten, stand Augusta Vindelicorum bereits im Rufe der „glänzendsten Kolonialstadt Rätiens“. Drei Jahrhunderte hielt sie sich auf der Höhe. Die germanischen Barbaren, die das römische Weltreich zerstörten, sind auch ihr zum Verderben geworden. Im Laufe des vierten Jahrhunderts, als die Kämpfe mit den Völkerschaften nördlich der Donau immer heftiger, immer gefährlicher wurden, sank die einst so stolze Kolonie allmählich zur Bedeutungslosigkeit herab, um endlich im Strudel der Völkerwanderung unterzutauchen.

Die Alemannen erobern und besetzen schließlich das Land westlich des Lechs und damit die Stadt, von der nur mehr geringe romanische Bevölkerungsreste übrig sein mochten, als die verheerende Sintflut der germanischen Wanderzeit sich langsam verlief und Raum wurde für neues Leben.

Was an baulichem Bestande von der Römerkolonie noch blieb, hat in der Folge das christliche Mittelalter beseitigt oder zu seinen Zwecken umgeformt. So zwar, daß sich im Laufe der Zeiten jede klare Kunde vom heidnischen Augsburg verlor. In mittelalterlichen Chroniken geht von ihm nur noch eine seltsam verirrte Mär, in der mythologische Gestalten wie der von Troja flüchtige Held Aneas als Gründer und die Göttin Eisa als Beschützerin der Stadt die Hauptrolle spielen und Amazonen und andere Fabelwesen eine abenteuerliche Ausschmückung bilden. Bis die Humanisten kamen und mit ihnen die Altertumswissenschaft. Da schlug auch für die Augusta Vindelicorum die Stunde literarischer Auferstehung. Ein Augsburger Stadtschreiber vollbrachte die erste Erweckertat, Dr. Konrad Peutinger, der auf den Hochschulen zu Bologna und Padua die Begeisterung für das klassische Altertum eingefangen und die Wissenschaft der Archäologie erlernt hatte. Dieser erste Sammler römischer Überbleibsel in Deutschland beschrieb 1505 in einem Büchlein

die von ihm in Augsburg und Umgebung aufgefundenen antiken Denkmäler. Damit hob er das Bild der Römerstadt wieder heraus aus dem entstellenden Wuste verworrender mittelalterlicher Sagen zu größerer Klarheit. In seine Fußstapfen trat der Patrizier Marcus Welser, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit Eifer und Erfolg der Urgeschichte seiner Vaterstadt nachging. Aber erst die Neuzeit hat das Werk der beiden Humanisten weiter ausgebaut. Die Sammlung römischer Altertümer im städtischen Museum gestattete endlich einen tieferen Einblick in den Stand und die Entwicklung des antiken Lebens der nordischen Provinzialstadt.

Es sind diese Gerätschaften und Münzen, diese Zierrätschen und Waffen, diese Vasen und Altäre und Bildwerke aber doch nur die toten Zeugen eines einst hochgespannten und schließlich versunkenen Kulturlebens, Überbleibsel aus dem beispiellosen Untergange einer ganzen Welt. Die Frage drängt sich auf: Besteht neben diesen antiquarischen Erinnerungen auch ein entwicklungsgeschichtlicher Zusammenhang zwischen der Stadt des Altertums und derjenigen des Mittelalters? Hat Augsburg, abgesehen von den späteren allgemeinen Einwirkungen der Antike auf Kunst und Bildung, von Rom ein besonderes Erbe überkommen, von dem lebendige Kräfte ausgingen und das der Stadt einen Vorzug vor anderen Orten versieht?

Im Stadtplan ist eine teilweise Antwort auf diese Frage zu finden. Die Römer haben die Linien für seine spätere Ausgestaltung gezogen. Der nördliche Teil der heutigen Altstadt zumal dankt seinen Grundriss römischer Anlage. Wertachbrücke Tor, Pfannenstiel, Lueginsland zeigen deren Nordgrenze an, der Abfall bei St. Stephan und bei der Sternwarte die östliche Mauerlinie; die Mulden am Mauerberg, Schwalbeneck und im Thale, die Westfront der ehemaligen bischöflichen Residenz,

und eine Linie, die von da in ziemlich gerader Richtung zum Wertachbrucker Tor verläuft, bezeichnen den römischen Mauerzug in Süd und West.

Auf dem Fronhof wird man das Forum suchen müssen und die Annahme, daß der Dom den Standort der römischen Gerichtsbasilika einnimmt, hat durch die Auffindung von Grundmauerresten sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Noch vor kurzem gemahnte die uralte Straßenbezeichnung „Hoher Weg“ am Aufgang vom Schwalbeneck zum Domplatz an die ehedem vom Forum ausgehende römische Heerstraße, die in der Richtung der heutigen Maximiliansstraße nach Süden lief und als Via Claudia über das Lechfeld, den Fernpaß und Fünfstermünz in fühlbarem Zuge in die Stammsitze römischen Lebens führte. An dieser Straße entlang hat nachmals gegen St. Ulrich hinauf und bis zum heutigen Roten Tore die erste große Stadtverweiterung sich vollzogen.

Überhaupt die römischen Straßen! Die Augusta Vindelicorum hatten die Römer mit scharfem Blick als die geeignete Zwischenstation zwischen den Alpen und der Donau erkannt. Hierher lenkten sie daher von allen Seiten die großen Verkehrsadern sowohl, welche aus Italien und Gallien den belebenden Strom des Handels und südlicher Kultur herleiteten, als auch die Verbindungswege, die von den Kastellen und Lagern der Nordgrenze und aus den östlichen Provinzgebieten kamen und in Augsburg den Anschluß an die nach den Alpenpässen laufenden Hauptlinien fanden. Dieses wundervolle Straßenetz bewährte sich über alle Stürme und Verderbnisse der Völkerwanderung hinaus als ein dauernder Kulturträger. Es war das unschätzbare Vermächtnis Roms an die nachmalige alemannische Siedelung und spätere deutsche Stadt Augsburg. Ihre von römischer Straßenkunst geschaffene Verkehrslage ließ sie zuerst wieder

erstarken und im Mittelalter zu einer unvergleichlichen Stellung als Mittlerin und Sammelstätte des deutschitalienischen Handels aufrücken. Das große Kapitel Augsburg und Italien, das in der deutschen Kulturgeschichte einen so breiten Raum einnimmt, hat in der römischen Straßenpolitik seinen Anfang.

Es gab eine Zeit voll von jugendfrischen humanistischen Vorstellungen, die an einen viel engeren Zusammenhang der antiken Stadt mit der mittelalterlichen glaubte. Den Augsburgern der Renaissancezeit erschien ihre Heimat als rechtmäßige Nachfolgerin einer von Augustus selber begründeten Civitas, ihre freistädtische Verfassung als ein aus altrömischen Staatseinrichtungen entsprossenes Gebilde. Der ehrsame Rat der Reichsstadt gefiel sich damals nicht ungern in dem Gedanken, ein würdiges Ebenbild des römischen Senats zu sein. Und in dem Civis Augustanus schien deutlich vernehmbar das Civis Romanus mitzuklingen.

Für uns ist der freudige Glaube jener Zeiten zur schönen Legende geworden. Vor dem rauhen Windhauch scharf prüfender Wissenschaftlichkeit sind die luftigen Phantasiegebilde verflogen. Wir wissen, daß von dem römischen Munizipium keine verbindenden Fäden heraufführen zum staatlichen und bürgerlichen Leben der nachmaligen Reichsstadt, daß dieses vielmehr aus ganz anderen Grundstoffen erwachsen ist. Doch trug auch die gläubige Begeisterung der Vorfahren ihre Früchte, indem sie zu künstlerischer Gestaltung gedieh. Noch ragt auf offenem Markte, im Herzen der Stadt vor dem Rathause, das von der Renaissance errichtete Standbild des Imperators, dem Augsburg seinen Namen dankt; noch zieren die ehernen Monumentalbrunnen aus jener Zeit die Hauptstraße. Mit diesen Denkmälern brachte die kunstfrohe Reichsstadt der römischen Vorzeit eine würdige Huldigung dar, wie sie in solcher Großartigkeit in keiner deutschen Stadt mehr angetroffen wird.

St. Ulrichs Stadt.

Schwer ist zu sagen, wie aus der Römerkolonie die deutsche Bischofsstadt Augsburg entstand, die in der Zeit der Karolinger ins helle Licht der Geschichte tritt. Die Anfänge der geistlichen Stadt liegen weit zurück, in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Nur wenig erkennbar ist der lange Weg, der von der Augusta Vindelicorum heraufführt durch die alemannische Frühzeit und die Jahrhunderte der fränkischen Vorherrschaft im deutschen Süden. Große und unausfüllbare Lücken plaffen da in der geschichtlichen Überlieferung; nur vereinzelte deutlich sichtbare Stationen lassen die allgemeine Richtung des Verlaufes erkennen.

Die christliche Überlieferung Augsburgs hebt an mit der Leidensgeschichte der heiligen Afra. Als Märtyrerin erduldete sie nach uralter Legende im Jahre 304 während der Diokletianischen Christenverfolgungen den Feuertod auf einer nahen Lechinsel. Und die Flammen ihres Scheiterhaufens sollen alsbald zum weithin leuchtenden Siegeszeichen christlicher Gesittung in den Lechgegenden geworden sein. An den Opfertod Afras knüpft die kirchliche Überlieferung die Entstehung der ältesten Augsburger Christengemeinde unter bischöflicher Leitung.

In welcher Art auch die dichterisch ausgeschmückte Afra-legende Wahrheit und Dichtung ineinander verwoben haben mag, das steht fest: Es ist die religiöse Bedeutung als Leidensort und Begräbnisstätte St. Afras, die den Namen Augsburgs nach langer Versunkenheit zum ersten Male wieder in einer geschichtlichen Quelle auftauchen lässt. In einer seiner Hymnen preist der Dichter Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, „Augusta, die Lech und Wertach bespülen“, als heilbringende Gnadenstätte, die er selbst um das Jahr 565 besuchte.

Man wird demnach die Anfänge des christlichen Lebens in

Augsburg in einer kleinen Gemeinde von romanischen Gläubigen suchen dürfen, die gleich ihren Schwesterngemeinden in anderen Orten Ratiens den Untergang der Römerherrschaft und die Stürme der germanischen Wanderzeiten überdauert hat.

Gleichwohl, ein regelrechter Bischofssitz wurde Augsburg erst, als unter der Herrschaft der Frankenkönige begeisterte Glaubensboten das Evangelium in den alemannischen und bajuwarischen Landen verkündeten. In historischer Beglaubigung erscheinen Träger der bischöflichen Würde zur Zeit der Karolinger. Das Eingreifen Karls des Großen brachte auch hier zuerst Sicherheit und feste Ordnung in die kirchlichen Zustände und in die Verfassungsverhältnisse des Bistumssprengels, der sich auf weite schwäbische und bayerische Gaue ausdehnte. Der große Frankenfürst übertrug die bischöfliche Würde seinem Verwandten, Simprecht, den die Kirche nachmals in die Zahl der Heiligen aufnahm. Simprechts nächste Nachfolger fanden sich schon im Besitz einer so wohlgefügten politischen Macht, daß sie am Hofe der letzten Karolinger als Staatsmänner in den großen Angelegenheiten des Reiches auftreten konnten. Ihre Residenz Augsburg im Augesgowe aber wird in den Urkunden dieser Zeit mit der ehrenvollen Bezeichnung Civitas, Burgstadt, belegt, ein Vorzug, den nur noch wenige Orte des damaligen Deutschland genossen.

In jenem heroischen Zeitalter der Deutschen, da nach dem Zerfall des fränkischen Gesamtreichs durch Heinrich von Sachsen das deutsche Königtum begründet wurde und unter seinem großen Sohne Otto das heilige römische Reich deutscher Nation seinen Anfang nahm, saß auf dem Augsburger Bischofsthül ein Mann, der sich durch seine glänzenden Herrschergaben, durch sein hochfliegendes Wollen und sein erfolgreiches Schaffen würdig diesen Fürsten zur Seite stellte: Ulrich, Graf von Dillingen, der Sproß eines altangesehenen schwäbischen Adels-

geschlechtes. Seine Regierung, die 924 begann und knapp ein halbes Jahrhundert währte, ist ausgestfüllt mit Neuschöpfungen in Stadt und Hochstift Augsburg, die grundlegend geblieben sind für lange Folgezeiten.

Die Geschichte kennt Ulrich als einen der hervorragendsten Mitsstreiter Kaiser Ottos des Großen. Voll Bewegung und Macht tritt die Gestalt dieses Bischofs an den lebendigsten Höhepunkten der tatenreichen und ereigniss schweren Regierungszeit des Reichsgründers in den Vordergrund. Voll steht sie in dem hehren Glanze, den die Erscheinung des gewaltigen Kaisers aussstrahlt. Schon auf die Zeitgenossen machte Ulrichs Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck. Als frommen, mit aller Gelehrsamkeit seiner Zeit ausgestatteten Gottesmann und eifrigen Seelenhirten und zugleich als tapferen Krieger und schöpferischen Staatsmann, so schildert ihn die Lebensbeschreibung, die der Augsburger Priester Gerhard verfaßt hat, als die Erinnerung an das Wirken Ulrichs noch frisch und unverwischt war und die Sage sein Bild noch nicht verklärt hatte. Die Kirche umgab es schon ein Jahrzehnt nach dem Hinscheiden des Bischofs mit dem Glorienschein der Heiligkeit.

Das Andenken St. Ulrichs ist kräftig und frisch geblieben durch alle die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Als Schutzheiligen des Bistums Augsburg stellte ihn die Verehrung der Gläubigen unmittelbar neben die Märtyrerin Afra. Über seine uralte Volkstümlichkeit in schwäbischen Landen dankte St. Ulrich weniger seinem priesterlichen Wirken als vielmehr der Art, wie er in die großen geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit eingriff. Man pries schon bei Lebzeiten des Bischofs laut die treue Waffenbrüderschaft, die ihn mit seinem Kaiser verband. Man bewunderte die Standhaftigkeit, mit der er allein in Krieges Not und Gefahr bei der Sache Ottos aushielte, als ringsum die schwäbischen und bayerischen Großen die Fahne des

Aufruhrs gegen diesen erhoben und schmählicher Verrat im eigenen Hause die Macht Ottos an den Wurzeln anzugreifen drohte. Wenige Jahre darnach half Ulrichs tapfere Verteidigung der Stadt Augsburg gegen die wilden Horden der Ungarn dem Kaiser den glorreichsten und folgenschwersten Sieg erringen, den deutsche Waffen im Mittelalter erfochten, den Sieg auf dem Lechfeld, am Lorenzitag 955.

Solche Taten, die wuchtig und weithin wirkend auch im Gedächtnis des gemeinen Mannes haften blieben und von denen sich rühmliche Kunde auf späte Geschlechter vererbte, umgaben das Haupt Ulrichs mit unvergänglichem Ruhmesglanz.

In der Vorstellung der Augsburger zumal ward er zu einem Volkshelden, den sie mit gemütvollen und sinnreichen Sagen verherrlichten. Die heimische Kunst schöpfte zu allen Zeiten gerne aus diesem reichen Born Anregung zu wahrhaft volkstümlichen Werken. Darstellungen aus dem Leben des Bischofs konnten immer auf gute Aufnahme rechnen, selbst noch nach der Reformation. Hat doch noch kurz vor dem dreißigjährigen Kriege der Ratsherr und Stadtmaler Mathias Räger sich den Dank seiner Mitbürger erworben, als er auf die Giebelseite des Weberhauses seine vielbewunderte Ungarnschlacht malte. Da sah man den Bischof in vollem geistlichen Ornate auf weißem Streitross mit hocherhobenem Kreuz in das Kampfgetümmel sprengen, gefolgt von seinen Städtern, vorab von den Weibern, welche eine alte Sage Zunftfahne und Zunftschild im heißen Ringen dieser Schlacht gewinnen lässt.

Das Wirken Ulrichs bedeutete aber für Augsburg noch mehr. Er begründete erst recht eigentlich das mittelalterliche geistliche Staatswesen in Stadt und Hochstift. Ungefähr gleichzeitig mit dem römisch-deutschen Reiche trat es ins

Leben; mit ihm teilte es Jahrhunderte hindurch Glück und Macht, Ungemach und Pläglichen Niedergang, um schließlich mit ihm nach fast neunhundertjährigem Bestande ruhmlos unterzugehen. Die Stadt selbst tritt zu Ulrichs Zeiten deutlicher als ein von der Beamtung des Königs unabhängiger Herrschaftsbezirk, als bischöfliche Immunität hervor. Aber auch manches von ihrer äusseren Anlage geht auf Ulrich zurück, wenn auch von seinen Bauwerken nichts mehr steht. Er erneuerte die Domkirche und die Grabkirche der hl. Afra außerhalb der Stadt, begründete neben dem Dom die Kirche des hl. Johannes, die leider 1809 abgebrochen wurde, und das Frauenkloster St. Stephan und legte den Grund zum späteren Kollegiatstift Heilig Kreuz durch Errichtung eines Hospitals. Am meisten aber wog die Wiederherstellung und Neuansage der Befestigungsweke, der Mauern und Tore der um Dom und Bischofspfalz liegenden Burgstadt.

Freilich klein und dörflich war diese noch. Sie umfasste nur die südliche Hälfte des Raumes, den der römische Befestigungsring eingeschlossen hatte. Im Süden, am Mauerberg, Schwabeneck und im Thale deckte sich der Mauerlauf mit der ehemaligen römischen Umfassung. Auf der Nordseite aber rückte man die Mauer der leichteren Verteidigung wegen weit näher an das Stadtzentrum heran. Sie zog vom Ostabhang bei der Sternwarte zwischen mittlerem und äusserem Pfaffengässchen hindurch zum Frauentor, das als nördliches Burgtor bereits bestand, und dann innerhalb der jetzigen Jesuitengasse bis zur Nordostecke des bischöflichen Gartens, in der Nähe von Heilig Kreuz.

So ergab sich ein kleiner, aber eben darum gegen Angriffe leichter zu schützender befestigter Stadtkern. In dieser eigentlichen bischöflichen Burgstadt lagen in regelloser Anordnung um den Dom, die Pfalz und ihren Fronhof die Behausungen

höriger Werkleute, die Höfe bischöflicher Dienstmannen und der Domherren.

Aber neben dieser rechtlich zur engeren Gemeinschaft des Bischofs und seiner Hofhaltung gehörigen Bevölkerung, neben seiner „Familia“, saßen außerhalb der Tore unter dem Schutze der Burgstadt auch freie Grundeigentümer, die zwar der öffentlichen Regierungsgewalt des Bischofs unterstanden, ihm aber nicht persönlich dienstbar waren. In Gerhards Lebensbeschreibung geschieht der Gehöfte Erwähnung, die außerhalb der Mauern lagen, besonders in der Richtung auf den Hügel zu, den man „Perlachhügel“ nannte. Und es ist bezeichnend, daß gerade auf diesem Perlachhügel schon in frühester Zeit der Markt erscheint, in dessen Umgebung sich in der Folge die erste bürgerliche Stadterweiterung vollzog. In Anlehnung an den von alters her auch mit mancherlei Gemeinschaftsrechten ausgestatteten Stand freier Leute konnten sich eben am ehesten die Anfänge eines gewerblichen Bürgerstandes entwickeln.

Das ulrikansche Augsburg barg also schon die Keime, aus denen die Stadt des späteren Mittelalters erwuchs: den bischöflichen Hof mit seinem großen Besitz, mit seinen Dienstleuten und Hintersassen und Hörigen und die ersten Ansäze zu einem Bürgerstand. Unter den nächsten Nachfolgern Ulrichs kamen noch neue kirchliche Elemente hinzu. Die Kaiser aus dem ottonischen Hause wandten der Stadt, die ihnen von der Zeit ihres großen Vorfahren her teuer sein mußte, ihre Fürsorge in hohem Maße zu. Mit Hilfe der Witwe Ottos des Großen ward der 994 eingestürzte Dom neu aufgebaut. Heinrich II., der Heilige, setzte seinen Bruder Brun auf den Stuhl des heiligen Ulrich. Auf beide Fürsten führt man die Umwandlung des Klosters von St. Afra in ein Benediktinerstift St. Afra und Ulrich zurück; glaubwürdiger Überlieferung nach berief Heinrich im Jahre 1012 Tegernseer Mönche hierher. Daraus erwuchs nach-

mals eine blühende Reichsabtei, die sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Ruhm einer der vornehmsten Pflegestätten mittelalterlichen Geisteslebens und mittelalterlicher Klosterkultur erwarb. Gleichermassen schreibt man die Errichtung des Kollegiatstifts von St. Moritz um 1019 Kaiser Heinrich II. zu. Ein halbes Jahrhundert später entstand dann noch das Stift St. Peter am Perlach.

Das Bürgertum.

Die außerhalb der Burgstadt an der alten nach Süden führenden Via Claudia angelegten Klöster haben die Besiedelung dieses Gebietes sehr bald kräftig gefördert. Aber entscheidend für die weitere Entwicklung und Ausbreitung der Stadt wurde eine Erscheinung ganz anderer Art: Das Bürgertum trat auf den Plan.

Was schließt das Aufkommen dieses Standes nicht alles in sich! Die Schaffung freierer wirtschaftlicher und rechtlicher Unterlagen für das Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft, die Lösung der gewerblichen Arbeit von der Gebundenheit an die Großgrundherrschaft des Adels und der Kirche und ihre Verselbständigung in einem eigenen Kaufmanns- und Handwerkerstand, die allmähliche Ausbildung eines bürgerlichen Ge meinwesens mit Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen, die als Urbilder modernen Staatslebens gelten können, und schließlich, auf solchem Boden, die Schaffung einer höheren materiellen, geistigen und künstlerischen Kultur. Die ganze Fülle und Fruchtbarkeit der im Volke lebendigen Kräfte kam darin zur Ausreifung. Aber es bedurfte langer und mühseliger Arbeit, bis dies Werk vollbracht war.

Im elften Jahrhundert beginnt in Augsburg die umwälzende Bewegung, im zwölften gerät sie in vollen Fluss. Wirtschaft-

liche Handlungen gehen voraus, die rechtlichen mit sich bringend oder nach sich ziehend. Aus ihrer Eigenschaft als Markt, dem ein höherer Friede zu Gebote stand als dem offenen Lande, gewann die Stadt die Kraft zu freierer Entfaltung. Neben der Bodenbebauung und neben der Warenerzeugung in den Fronhöfen des Bischofs und der Klöster kommt der Erwerb mittelst Handel und Handwerk als selbständige Berufsart mehr und mehr in die Höhe, großgezogen durch die rasche Erweiterung des Marktverkehrs und begünstigt von der sich neu bildenden städtischen Rechtsordnung. Handel und Gewerbe werden nun die treibenden Kräfte der Stadtentwicklung. Die soziale Gliederung der Bevölkerung verstärkt sich in zunehmendem Maße nach der gewerblichen Seite hin, möchte auch der Bodenbebauung noch lange eine hervorragende Bedeutung im wirtschaftlichen Leben der Stadt zukommen und der Grundbesitz auch ferner ein Wertmesser für die Stellung des Mannes in der Gemeinschaft bleiben. In stiller Arbeitsamkeit wächst aus verschiedenen Leutearten ein seßhafter Kaufmannsstand und eine große, nach vielartigen Tätigkeitszweigen gegliederte Volkschicht von Handwerkern heran.

Nach Burgrecht haben diese Leute freien Zug und freie Verfügung über ihr Eigentum und bilden mit den alteingesessenen Grundeigentümern gegenüber dem Klerus, den bischöflichen Ministerialen und den Zinspflichtigen und Hörigen der geistlichen Grundherrschaften einen für sich abgeschlossenen Kreis, für den nur das Stadtrecht Geltung hat. Der Rechtssatz „Stadtluft macht frei“, ermöglicht immer neuen Zuzug zu dieser Gemeinde. Die Besiedlung der Marktvorstadt um den Perlach wird dichter und dichter und bald überholt diese an Volkszahl und wirtschaftlicher Kraft um ein weites die geistliche Altstadt.

Augsburg genoß zudem die besonderen Vorteile, die aus

seiner Lage an der großen Italienstraße flossen. Seitdem die deutschen Kaiser ihr Wirken in steigendem Maße in das welsche Land verlegten, wuchs der Verkehr dorthin andauernd. Es ist kein Zufall, daß schon die Kaiser aus dem ottonischen und salischen Hause dieser Stadt ihre volle Gunst zuwandten. Hier war der wichtigste Durchgang in die Berge, hier die Stätte, auf der sich die Heere zu den Römerzügen am zweckdienlichsten versammeln und rüsten ließen.

Die Bischöfe, meist hochgemute und weitblickende Männer, führten ein Regiment, das auch die bürgerliche Bevölkerung wohlätig begünstigte. Selbst als unter Kaiser Heinrich IV. das unheilvolle Ringen zwischen Papst und Kaiser um die höchste Gewalt auf Erden sich entspann, wurde das Einvernehmen zwischen Bürgern und Bischöfen nur zeitweilig gestört. Während anderwärts in den geistlichen Städten die für die Sache des deutschen Königstums kämpfenden Bürgerschaften in blutige Zerwürfnisse mit ihren päpstlich gesinnnten Stadtherren gerieten, begleitete Bischof Embrico von Augsburg seinen Freund Heinrich IV. auf dem Gange nach Canossa.

In der „Metropole Alemanniens“, wie Ekkehard von St. Gallen die Stadt nennt, taucht in dieser von verheerenden Parteikämpfen zerrissenen Zeit das Bürgertum zuerst als selbständige Macht hinter all dem fürstlichen und geistlichen Glanze der Zeit auf. Wehrhaft und tapfer ziehen die Augsburger das Schwert für den unglücklichen Salier Heinrich IV., den sie oft in ihren Mauern beherbergten. Dreimal fiel ihre Stadt der grimmigen Feindschaft des Herzogs Welf von Bayern zum Opfer. Aber trotz aller Leiden und Schicksalsschläge harrten die Bürger mit unerschütterlicher Treue bei dem vom eigenen Sohne verratenen Kaiser aus bis zum bitteren Ende. Und da sie eine starke deutsche Königsmacht als sicherste Gewähr für das Aufkommen der unteren Stände erkannten, so übertrugen

sie ihre Unabhängigkeit später auch auf den treulosen Sohn ihres geliebten Kaisers, auf Heinrich V., und von diesem auf die Erben des salischen Hauses, auf die Hohenstaufen.

In deren Streit gegen den „Pfaffenkönig“ Lothar von Supplinburg verwickelt, büßte die Stadt ihre leidenschaftliche Parteinahme für die stammverwandten Staufer mit einem entsetzlichen Schicksale. Als Lothar im Jahre 1132 auf der Heimfahrt vom Romzuge in Augsburg Aufenthalt nahm, ließ er wegen eines geringfügigen Streites, hinter dem er einen verräterischen Anschlag der Städter vermutete, ein furchtbares Blutbad unter den Bürgern anrichten und die Mauern der Stadt schleifen. Selbst Bischof Hermann konnte nicht viel mehr als das nackte Leben retten.

Im Zeitalter der Hohenstaufen.

In solchen schweren Kämpfen waren die Kräfte des Bürgertums hart erprobt und gestählt worden. Als unter der Herrschaft Barbarossas endlich die unheilvollen Wetter der Bürgerkriege aus den deutschen Landen wichen und allenthalben die Segnungen ruhigerer Zustände erblühten, da zogen auch für Augsburg sonnige Tage herauf.

Gerade diese Stadt gewann sich den größten Vorteil aus den wirtschaftlichen Wandlungen und Neubildungen des hohenstaufischen Zeitalters. In Deutschland wurde die Abwanderung in die Städte stärker, seitdem mit zunehmender Gesamtbevölkerung der anbaufähige Boden auf dem Lande knapper ward. Dazu kamen die unermesslichen Wirkungen der Kreuzzüge, die das Geistesleben und die Gesittung der abendländischen Menschheit reich befruchteten, indem sie eine engere Verbindung und einen stärkeren Gütertausch mit der Wunderwelt des Morgenlandes herbeiführten.

Nun geriet die städtische Entwicklung in regsten Fluss. Deutschland wurde zum mittleren Verkehrsland Europas. Neue Handelsstraßen bahnten sich von den Gestaden der nordischen Meere nach dem deutschen Süden, um von hier aus auf den Linien der alten Römerstraßen über das Gebirge in die italienischen Städte vorzudringen, die mit ihren Schiffen die Verbindung nach den Ländern des Ostens vermittelten.

Durch Oberdeutschland ergoß sich ein breiter Strom des Weltverkehrs. Augsburg geriet mitten hinein. Jetzt erntete es späte Früchte einstiger römischer Kulturarbeit und begann die Kunst seiner Lage voll zu genießen. Wer immer nach dem welschen Lande zog oder aus dem Gebirge herauskam, mochte er nun als Reiter oder Wanderer für sich seines Weges ziehen oder aber in einer Heeresfahrt reiten oder einen Warenzug geleiten, hier machte er Halt, um sich mit aller Notdurft für die beschwerliche Gebirgsreise zu versehen oder sich von deren Mühen zu erholen. Hier sammelte sich das Kaufmannsgut, das aus dem Norden kam und nach Italien ging, hier setzte der Handelsmann die kostlichen Schätze um, die er aus dem gelobten Lande des Südens herbeiführte.

Jenseits der Alpen aber erhob sich stolz und gebieterisch Benedig, wie die aufgehende Sonne, und beschritt die Bahn, die am Ende zur Herrschaft über das Mittelmeer und den Handel der Welt führte. In getreuer Gefolgschaft, wenn auch in gemessenem Abstand steigt mit der Königin der Adria die deutsche Stadt am Lech zur Höhe. Jetzt wird sie zur Mittlerin zwischen dem beherrschenden venezianischen Markt und dem nördlichen europäischen Festland. Die Donaustraße nach dem Osten verliert an Bedeutung, Regensburg muß seinen Vorrang als Stapelplatz für die Waren des Orients an Augsburg abtreten, dem sich großartige Aussichten in die Zukunft eröffnen.

Die volle Erfüllung ihrer Bestimmung ist die Stadt freilich

erst im späteren Mittelalter zuteil geworden. Allein die ersten segensvollen Wirkungen traten doch bald ein. Schon wie das staufische Herrschergeschlecht sich zu ihr stellte, ist bezeichnend dafür. Das enge Verhältnis der Staufer zur Stadt offenbarte sich in den glänzenden Hofftagen und Familienfestlichkeiten, die sie mit Vorliebe hier abhielten. Der romantische Zauber der vollentfalteten höfischen und ritterlichen Kultur des Mittelalters ist über die Stadt ausgegossen, seit Barbarossa 1152 zum ersten Male in ihre Mauern einzog. Mehrmals ist der Kaiser wiedergekehrt, und als man 1187 die neuerrbaute Ulrichskirche mit allem fürstlichen und kirchlichen Pomp der Zeit einweihte, trug er selber mit drei Bischöfen den Sarg des heiligen Ulrich in feierlicher Prozession. Zwei Jahre vorher hatte der Thronfolger Heinrich seine Verlobung mit Konstanze von Sizilien auf der Bischofspfalz gefeiert, und 1197 hielt sein Bruder König Philipp auf dem nahen Gunzenhöfe mit orientalischer Pracht Beilager mit der griechischen Kaiserstochter Irene. Auch im dreizehnten Jahrhundert folgten sich Hofftage und Reichsversammlungen in kurzen Zwischenräumen. Was Wunder, wenn ein italienischer Chronist unter solchen Umständen von Augsburg wie von einer Residenz der deutschen Könige spricht?

Die Stadt reiste einer großen Zukunft entgegen. Schon hatte das Bürgertum auch eine Beurkundung seiner hauptsächlichsten Stadtrechtsgrundsätze erlangt, die Barbarossa in einem Weisatum des Jahres 1156 bestätigte. Eine weitere Stärkung erfuhr die Bürgergemeinde, als Barbarossa im Jahre 1167 nach dem Tode des letzten Grafen von Schwabegg, der bischöflicher Vogt von Augsburg gewesen war, mit den Gütern der Schwabegger auch die Schutzvogtei über die Stadt und über die in die Alpen ziehenden Handelsstraßen an sich nahm und in seinem Hause vererbte. Auch nach diesem ungewöhnlichen Eingriff in die

Vorrechte der Augsburger Kirche blieb das Einvernehmen zwischen Bürgern und Bischöfen noch leidlich erhalten. Diese ließen den Dingen anscheinend ihren Lauf, solange die Staufer die Schutzherrschaft mit fester Hand führten. Wenn demnach König Heinrich, der Sohn Friedrichs II., in einer Urkunde des Jahres 1132 Augsburg als Stadt des Königs bezeichnete, so entsprach dies so ziemlich den wirklichen Machtverhältnissen.

Im Gegensatz zu anderen deutschen Städten, in denen die Selbständigkeitbestrebungen der Bürgerschaften längst zu blutigen Machtkämpfen zwischen Bürgern und Stadtherren geführt hatten, scheinen in Augsburg Bischöfe und Bürger gleichermaßen die segensvolle Wohltat einer ruhigen Entwicklung geschätzt zu haben und darum gegenseitig ihrer Rechte und Pflichten eingedenkt gewesen zu sein. Treu standen zudem beide Teile in den Parteinirren zwischen den Welfen und Staufern zu dem schwäbischen Herrschergeschlechte. Und als Friedrich II., der geniale Enkel Barbarossas, in dem die Herrlichkeit des alten Heldenkaisers neu zu erstehen schien, den Kampf mit dem Papsttum wieder aufnahm, hatte er in den Augsburgern und ihren Bischöfen unentwegte Anhänger.

Die Reichsstadt.

Von Grund aus änderten sich diese Zustände, als in dem Hoffnungslosen Ringen zwischen geistlicher und weltlicher Macht das alte Kaisertum in seinem innersten Halt zerbrach und mit dem letzten großen Staufer 1250 ins Grab sank. Da zerriss das mühsam geschlungene Band der Reichsverfassung vollends, die bis dahin durch die machtvolle Persönlichkeit Kaiser Friedrichs II. noch zusammengehaltene Reichseinheit zerbrach rettungslos in Stücke. Die kaiserlose Zeit gab die Bahn frei für die entfesselten partikularen Mächte. Aufruhr und Gewalttätigkeit aller Art, aber auch kräftige, zukunftsreiche politische

Neubildungen erhoben sich aus dem Wirrwarr des Interregnum. In dem wilden Kampfe aller gegen alle bringen die bedrohten Städte in den ersten Städtebünden etwas noch nie Dagewesenes, Großes zustande. Und gerade während des Interregnum erringen sich nicht wenige von ihnen die politische Selbstherrschaft. In den großen Bischofssitzen zumal waren die Bürgerschaften so erstärkt, daß sie in Kämpfen voll dramatischer Wucht und jugendfrischer Tapferkeit den letzten Sturm gegen die Zwingburgen ihrer geistlichen Herren unternehmen und das Befreiungswerk mit Erfolg durchführen konnten.

Nun kam auch für die Augsburger die Zeit der Lösung von der geistlichen Herrschaft. Mit dem streitbaren Bischof Hartmann von Dillingen, dem letzten aus dem Geschlechte des heiligen Ulrich, gerieten die Bürger gleich zu Anfang seiner Regierung in Streit, der im Jahre 1251 zu einem bewaffneten Aufstande führte. Der Bischof mußte den obsiegenden Bürgern nicht nur ihre bisherigen Freiheiten und Vorrechte bestätigen, sondern ihnen auch die Verfügung über die Tore und Mauern der Stadt, also die militärische Gewalt überlassen. Das war der erste große Freiheitsbrief der Gemeinde! Von da ab gab es für diese keinen Stillstand mehr auf der Bahn zur völligen Unabhängigkeit. Nach fünfundzwanzigjährigem, wechselvollem, öfter unterbrochenem, dann wieder mit Waffengewalt geführtem Streite, in den auch der letzte unglückliche Hohenstauf Konradin nebst seinem Oheim Herzog Ludwig von Bayern wegen der Vogtei verwickelt war, behielten die Bürger schließlich die Oberhand, über den Bischof sowohl, als auch über den nach dem Besitze der schönen Stadt lüsternen Bayernherzog. Während dieses Kampfes bildete sich die Ratsverfassung aus, mit Bürgermeistern oder Stadtpflegern, wie sie später hießen, an der Spitze. Und als mit Rudolf von Habsburg endlich wieder ein deutscher König erwählt wurde, der diesen Namen wirklich

verdiente, wurde die heißumstrittene Schutzvogtei über die Stadt endgültig in ein allein vom deutschen König abhängiges und der Stadt dienstbares Amt umgewandelt. Damit trat Augsburg dauernd in ein unmittelbares Verhältnis zum Reiche. Als Träger aller wesentlichen Hoheitsrechte regierte nun nach innen und außen der von den Bürgern bestellte Rat. Dem Bischof blieben nur noch Nutzungsrechte an Münze, Zoll und Wage und die Verfügung über das bedeutungslos gewordene Burggrafenamt.

In einem Satzungsbuch ließ der Rat die errungenen Freiheiten und das gesamte bürgerliche Recht aufzeichnen. König Rudolf hieß auf dem Reichstag von 1276 diese Aufzeichnungen gut und erlaubte dem Rat, sie nach Gutdünken zu erweitern. So entstand eines der berühmtesten Rechtsbücher des Mittelalters, das gemeinhin unter dem Namen des großen Augsburger Stadtrechtes bekannt ist. Die Augsburger selber sprachen schlechthin von ihrem Stadtbuch. Das bis ans Ende der Reichsstadt sorgfältig bewahrte Kleinod ist beim Übergang Augsburgs an Bayern nach München gewandert.

Nachdem die staatliche Trennung von Stadt und Hochstift Augsburg endgültig vollzogen war, richtete der Rat in der Folge sein Augenmerk auf die Befestigung seiner Eigenmacht und auf die Förderung des bürgerlichen Erwerbs. Nie versäumte er, beim Regierungsantritt eines deutschen Königs sich die Rechte und Freiheiten der Stadt aufs neue verbrieften zu lassen.

Kaiser Ludwig der Bayer, dem die Augsburger in seinem Kampfe mit Friedrich dem Schönen um die deutsche Königskrone unschätzbare Dienste leisteten, beurkundete 1315 und 1329 mit Zustimmung der Kurfürsten feierlich die ewige unmittelbare und unverfärbare Zugehörigkeit Augsburgs zum Reiche, löste die Stadt von lästigen Verkehrsbeschränkungen und verlieh ihr wichtige Handelsprivilegien. Und als der Rat schließlich von

Kaiser Sigismund im Jahre 1429 auch noch das Recht erwirkte, den Stadtvogt dem Könige zur Ernennung vorzuschlagen, konnte man nicht nur von einer Reichsstadt, sondern mit Recht von einer freien Reichsstadt sprechen.

Der Bischof blieb in Augsburg lediglich noch Hausherr innerhalb seiner Pfalz, das Domkapitel in seinen Domherrnhöfen. Das Schwergewicht des Hochstiftes als eines Reichsfürstentums lag in der Folgezeit in seinen Landgebieten in Schwaben. Versuche einzelner Bischöfe, bestimmte Rechte oder gar die einstige Machtstellung der Kirche in der Stadt wiederzugewinnen, sind völlig gescheitert. Selbst ein so tatkräftiger Fürst wie der Kardinal Peter von Schaumberg, der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch einmal einen Anlauf hierzu unternahm und vor Papst und Kaiser Klage führte auf Wiederherstellung der bischöflichen Gerechtsame, unterlag auf der ganzen Linie. Die immer wiederkehrenden Streitigkeiten zwischen Stadt und Hochstift, in denen sich die Übermacht der Bürger erdrückend geltend machte, haben schließlich dazu beigetragen, daß die Bischöfe ihre Residenz die meiste Zeit in ihrer Stadt Dillingen an der Donau nahmen. Die Augsburger Klöster aber, voran das Reichsstift St. Ulrich und das Kollegiatstift St. Moritz, fügten sich ganz dem Gange der Dinge ein. Sie standen schon früh im Bürgerrecht der Stadt, ohne daß dies der fürstlichen Würde des Abtes von St. Ulrich Eintrag getan hätte.

Bezeichnend aber ist für die Beharrlichkeit, mit der man im alten Reiche inhaltslos gewordene öffentliche Einrichtungen Jahrhunderte hindurch vererbte, daß man Vogtamit und Burggrafenamt auch in späteren Jahrhunderten noch weiterschleppte, als der Rat längst Gerichtsherr in vollem Umfange geworden und beide Ämter nur noch leere Würden waren. Die letzten Vorrechte des hohen Klerus sanken erst mit der Säkularisation im Jahre 1803 dahin.

Der Stadtplan. — Bauwerke und Kunstreste des früheren Mittelalters.

In den Jahrhunderten des bischöflichen Regiments gewann der Stadtplan im wesentlichen die Gestalt, die er hernach bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein behalten hat. Noch im Jahre 1132, als Kaiser Lothar Augsburg zerstörte, lag die ganze südliche Marktstadt außerhalb der Mauern. Die befestigte Burgstadt, um die damals der Kampf ging, war dieselbe wie schon unter Bischof Ulrich. Aber noch im zwölften Jahrhundert scheint die bürgerliche Stadt, die bereits das ganze Gebiet zu beiden Seiten der heutigen Maximiliansstraße und unten an den Lechkanälen bis hinauf zu St. Ulrich einnahm, durch eine auch die Klosteranlage von St. Ulrich umfassende Ringmauer mit der alten Burgstadt zu einem Ganzen zusammengeschlossen worden zu sein. Jetzt bezeichneten den befestigten Burgfrieden das Heilig-Kreuztor und das Frauentor an den nördlichen Ausgängen; das Sträffingertor, spätere Barfüßertor am östlichen Ausgang gegen den Lech; das Haunstettertor, spätere Nototor, das die große Verkehrsstraße nach dem Süden hütete; das Göggингertor im Westen, an der Straße nach Kaufbeuren und dem Bodensee. Als Vorstädte blieben die Kirchspiele von Heilig Kreuz, St. Georg und St. Stephan sowie die im Gebiete der jetzigen Talobervorstadt gelegenen, meist bäuerlichen Siedlungen außerhalb der Umfassung. Aber auch diese Stadtteile waren um 1320 so weit gediehen, daß man anfing, ihre unzureichenden Befestigungen durch Mauerwerk mit Toren zu ersehen. Ein südöstlicher Vorort endlich, vor dem Haunstetter Tor, blieb dauernd außerhalb des Befestigungsringes und ward um 1370 wegen der immer wiederkehrenden Feindesgefahr geräumt und niedergelegt.

Ein Blick auf den bildartigen Aufriß der Stadt, den der

berühmte Goldschmied Georg Seld im Jahre 1521 mit bemerkenswerter Genauigkeit entwarf, läßt das historische Gefüge des Stadtplanes noch mit aller Deutlichkeit ersehen. Die Bischofsstadt, die südliche Marktstadt und die nördliche und östliche Vorstadt heben sich, zum Teil noch durch die alten Mauern getrennt, deutlich erkennbar voneinander ab. Und wer genau zusieht, wird die Linien und Nähte dieses Gefüges auch im heutigen Stadtbild unschwer entdecken können.

Nicht immer stellt auch die Kunst sich ein, wenn irgendwo die Güter des Wohlstandes und Reichtums sich sammeln. Zuweilen erscheint die Himmelstochter selbst dann nicht, wenn alles aufs beste für ihre Aufnahme bereitet ist. Oder aber, wenn sie kommt, spendet sie nur sparsam ihre Gaben. Man sollte meinen, eine Stadt, die wie Augsburg in der Blütezeit mittelalterlicher Kultur in sprossender Lebensfülle stand, müßte reich sein an Werken damaligen Kunstschaffens, müßte vor allem in einem mächtigen kirchlichen Bauwerke die Kunstdenken der Zeit verkörpert haben. Allein nicht nur, daß sich von frühmittelalterlichen Bauten nur wenig, und das nicht ganz und rein erhalten hat, alle Anzeichen sprechen dafür, daß die romanische Baukunst Augsburgs nicht der Bedeutung der Stadt entsprach. Solchen Meisterwerken, wie sie in rheinischen Bischofsstädten, in Worms, Speyer, Mainz erstanden, hat die Lechstadt nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt. Wohl darf der älteste Dombau von 994 als eine kunstgeschichtlich bedeutsame Tat angesehen werden. Auch besagen glaubwürdige Nachrichten, daß die im Beisein Barbarossas 1187 eingeweihte, im fünfzehnten Jahrhundert als baufällig wieder abgetragene Ulrichskirche glänzend ausgestattet war. Außerdem scheint im elften und zwölften Jahrhundert die Bautätigkeit der blühenden

Klöster eine lebhafte gewesen zu sein. Davon zeugen noch die Fundamente der Kirchtürme von St. Moritz, St. Georg und Heilig Kreuz ebenso wie einige Reste romanischer Säulen in St. Georg. Allein ein überragendes Werk kam nicht zustande. Einen ungefähren Begriff, wie weit die frühmittelalterliche Baukunst in Augsburg vorschritt, geben einzig die beiden noch erhaltenen Denkmäler: die in gotische Umkleidung eingehüllte älteste Domanslage und die an den Perlachturm angebaute St. Peterskirche.

Jene zählt zu den ehrwürdigsten Kirchenbauten Deutschlands. Als im Jahre 994 die von Bischof Ulrich geschaffene Hauptkirche zu unserer lieben Frau zusammengestürzt war, begann Bischof Liutolf mit Hilfe der Kaiserin Adelheid, der Witwe Ottos des Großen, die Errichtung einer dreischiffigen Pfeilerbasilika mit einem Hauptchor, einem Querhaus und einer Krypta im Westen, einem kleineren östlichen Chor und zwei im Osten an die Flanken der Seitenschiffe ange setzten Türmen.

Im wesentlichen stand dies Gotteshaus um 1010 fertig, die Einweihung ist aber erst 1065 von Bischof Embriko vollzogen worden, nachdem dessen Vorgänger Heinrich einen Kreuzgang angefügt hatte. Die Türme sind in späteren Jahrhunderten ausgebaut worden.

Noch heute macht der Liutolfsche Bau den Kern des Langhauses des Domes aus, das bei der Gotisierung im vierzehnten Jahrhundert zwei weitere Seitenschiffe erhielt. Im Innern, von den Stufen des gotischen Ostchores aus, lässt sich ein deutscher Begriff des ehemaligen Raumbildes gewinnen.

Die ganze Anlage ist darum merkwürdig, weil sie sich auf der Grenzscheide alchristlicher und romanischer Kunst hält. Die Anordnung des Hauptchores und des Querschiffes gegen Sonnenuntergang, die Weiträumigkeit, die unmittelbare Zusammenfügung der Westapsis mit dem Querschiff entsprang

altchristlicher Gepflogenheit, ebenso wie die Überhöhung des Mittelschiffes. Andererseits sind die regelmäßigen Verhältnisse des Grundrisses und die viereckigen Pfeiler statt der in altchristlichen Basiliken üblichen Rundsäulen, dann die erst dreischiffige, um 1065 vergrößerte und mit einem Altar ausgestattete Unterkirche Ergebnisse romanischer Baukunst, der auch die doppelte Choranlage und die Angliederung eines Turmpaares im Osten zuzuschreiben ist.

Kein Zweifel, der ehemals mit ornamentalen Malereien ausgeschmückte und flachgedeckte Raum mit seinen einfachen, aber wohl abgemessenen Verhältnissen und Arkaden übte bei aller Schlichtheit eine eindrucksvolle Wirkung aus.

Noch der heutige Zustand läßt das verspüren, zumal einige übrig gebliebene Einzelheiten altertümliche Stimmung erwecken. Da sind vor allem die berühmten fünf Glasgemälde in den südlichen Fenstern des Mittelschiffes, die ältesten Denkmäler dieser Art in Deutschland. In eigenartig schönem Farbenglanze prangen die steifen unbewegten Figuren des Königs David und des Moses, der Propheten Jonas, Daniel und Oseas. Der Streit um das Alter der Bilder ist noch nicht mit Sicherheit entschieden. Neuerdings kommt die Annahme wieder zu Ehren, daß sie aus der ersten Bauzeit des Domes stammen. Die Gewänderungen der Figuren scheinen in der Tat auf die Zeit Kaiser Heinrichs II. zu weisen.

Neben diesen einzigartigen Stücken birgt der Dom aber noch ein anderes, nicht weniger schätzbares Denkmal ältester deutscher Kunst in den beiden reliefgeschmückten Bronzetüren aus dem elften Jahrhundert, die jetzt zu einem Portal im südlichen Flügel des Querschiffes zusammengefügt sind. Sie genießen ähnliche Berühmtheit wie die Erztüren am Hildesheimer Dom. Doch unterscheiden sie sich nach Stil und Ausführung ihrer bildlichen Darstellungen wesentlich von diesen. In den geheim-

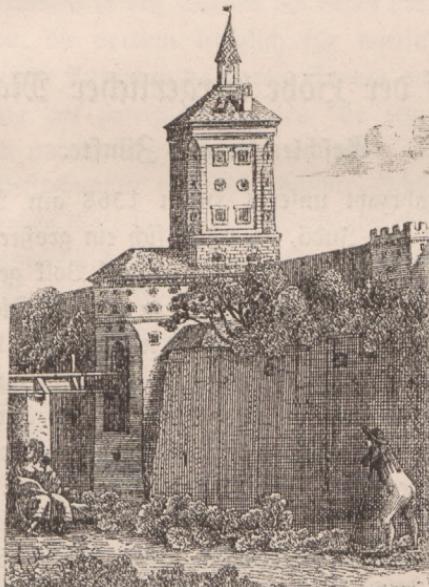
nissvollen Augsburger Reliefs, die man als Versinnbildlichung der christlichen Kirche erklärt, hat man es mit den Schöpfungen einer ausgereiften Kunst zu tun, die an alchristlichen und antiken Vorbildern ihre Schulung genoß. Klar und übersichtlich angeordnet, einfach und edel in Form und Bewegung geben die Figuren doch inhaltlich allen Deutungsversuchen schwere Rätsel auf. In Hildesheim dagegen hat eine jugendfrische Phantasie ganz aus dem Vollen natürlicher Begabung geschaffen, frisch und leck, ohne viel Rücksicht auf technische und formale Feinheiten, aber mit ursprünglicher Freude an bewegten, lebensvollen Szenen. In Augsburg ein Meister von abgeklärten Überlieferungen, in Hildesheim ein vorwärtsdrängendes Talent, das neue Wege sucht und findet.

Von der romanischen Innenausstattung des Domes erhielt sich im übrigen noch ein altitalienischen Mustern nachgebildeter Bischofsthron und der Rest eines Säulendaches im Westchor, sowie eine spätromanische, schön ornamentierte Türrahmung aus dem etwa um 1230 erstmals umgebauten Kreuzgang. Als unverfälscht gebliebenes Baustück beansprucht die tonnen gewölbte Unterkirche Beachtung. Ursprünglich dreischiffig, ist sie um 1065 durch eine vierischiffige Vorderkrypta gegen das Langhaus hinein vergrößert worden. Beide Teile ermangeln noch der feineren Durchbildung der baulichen Einzelformen.

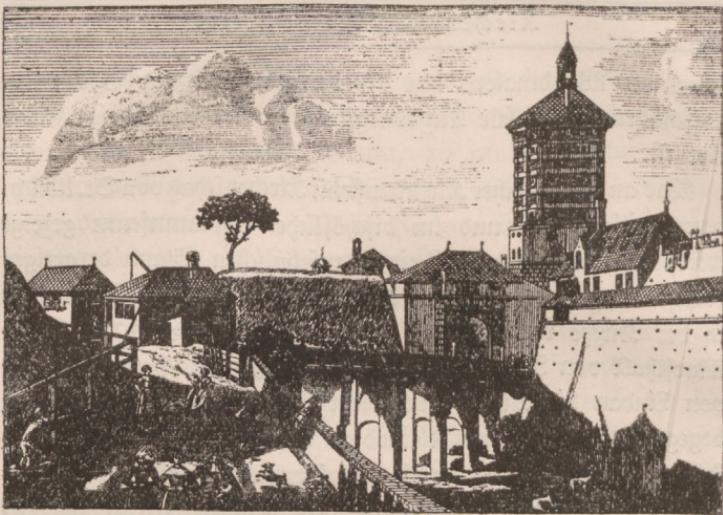
Die Peterskirche am Perlach, in der reichsstädtischen Zeit die Ratskirche, spricht an durch die Eigenart ihrer Konstruktion als dreischiffige, mit Kreisgewölben gedeckte Hallenkirche. Von Einzelformen hat die barocke Überarbeitung nur wenige Bruchstücke übrig gelassen. An verschiedenen Wandstellen kamen in neuerer Zeit Reste von Gemälden zum Vorschein. Eines davon, aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zeigt zwei lebensgroße Heilengestalten in prächtiger Haltung, von edlen Formen, weich und fließend gezeichnet. Es ist ein hochstehendes

Werk der Wandmalerei aus der Übergangszeit zur Gotik, um so schätzenswerter für Augsburg, als es hier das einzige seiner Art ist.

Was an romanischer Kleinkunst im Kirchenschäß von St. Ulrich, von Heilig Kreuz und im bischöflichen Dommuseum gezeigt wird, reicht hin, um auf einen ansehnlichen Stand derartiger Kunstuübung in der Stadt schließen zu lassen. Ein Reliquiarium in der Kirche von Heilig Kreuz, das im Jahre 1205 Ulrich Marschalk von Rechberg stiftete, trägt in dem Namen Konrad von Lindau die älteste Künstlerbezeichnung, die in Augsburg begegnet. Verschiedene Kleinodien bei St. Ulrich dürfen auch kulturgechichtliches Interesse beanspruchen, insofern die Überlieferung sie mit der Person des heiligen Ulrich in Beziehung setzt.



Chemaliges Klinkertor.
Stich aus dem 17. Jahrhundert.



Ehemaliges Gögginger Tor.

Stich von S. Grimm. 1678.

Auf der Höhe bürgerlicher Macht.

Geschlechter und Zünfte.

In der Jahrzahl unseres Herrn 1368 am Montag nach Simonis und Judä, da erhub sich ein großer Auflauf hie zu Augsburg in der Stadt. Da kam viel Volk gewappnet auf den Perlach und verlangte Zünfte zu haben. Die wollten sie machen mit gutem Frieden und sollt niemand für Leib und Gut dabei zu fürchten haben. Da geschah alles mit gutem Frieden.

So beginnt der unbekannte Verfasser der ältesten bürgerlichen Chronik Augsburgs seine Erzählung. Auch andern Augsburger Historienschreibern, wie Burkhardt Zink, dünkte das Ereignis von 1368 wichtig und einschneidend genug, um damit ihre Stadtgeschichten einzuleiten. Gerade als ob die Zunft-erhebung der Anfang aller Dinge in Augsburg gewesen wäre! Von der Aufrichtung der Zünfte sprechen die Chronisten wie

von etwas ganz Neuem, so etwa, als ob es vorher überhaupt keine solchen Körperschaften in der Stadt gegeben habe.

Ist das denkbar? Die größte Handels- und Gewerbestadt Oberdeutschlands soll ohne Zünfte gewesen sein, während diese in kleineren schwäbisch-alemannischen Städten längst die Fahnen des Aufruhrs durch die Straßen getragen und durch Vertrag oder mit Waffengewalt Anteil am Stadtregiment erlangt hatten?

Die Chronisten haben recht, wenn man unter Zunft nach mittelalterlichem Begriff eine mit öffentlichen politischen Gemeinschaftsrechten und freier innerer Selbstverwaltung ausgestattete Innung versteht. Solche hat es in Augsburg vor dem Aufstand von 1368 tatsächlich nicht gegeben. Nicht einmal der Name Zunft kommt in den Quellen bis dahin vor. Die Handwerksinnungen, die vordem lediglich für wirtschaftliche und gewerbepolizeiliche Aufgaben da waren, standen unter strengster Bevormundung des patrizischen Rates. Er setzte ihnen ihre Vorgeher und unterdrückte alle auf politische Selbständigkeit abzielenden Bestrebungen mit unerbittlicher Schärfe.

Im regierenden Rat hatten diese Verbände nichts zu sagen, er bestand vielmehr bis zum Jahre 1368 ausschließlich aus Mitgliedern altbürgerlicher Geschlechter, die man nachmals Patrizier genannt hat. Schon bald nach der erfolgreichen Beendigung des bürgerlichen Freiheitskampfes gegen die bischöfliche Stadtherrschaft, seit etwa 1300, hatte sich dieser aus alt eingessenen Grundbesitzern, wohlhabenden Kaufleuten und eingewanderten Landadeligen zusammengesetzte Kreis der vornehmsten und reichsten Bürger gegenüber der Masse der Gemeinde als Geschlechterstand abgeschlossen. Er nahm für sich das ausschließliche Vorrecht in Anspruch, Rat und Gericht und damit die höchsten Stadtämter zu besetzen. Der „Gemeinde der

Handwerker“ blieb nur eine unbedeutende Mitwirkung in Finanzsachen und Steuerangelegenheiten zugestanden.

Wie ehedem der Kampf gegen die bischöfliche Herrschaft in Augsburg später einsetzte als in andern Städten, so dauerte es jetzt wieder länger als in den meisten schwäbischen Städten, bis aus der Gemeinde heraus eine nachhaltige Bewegung gegen die bald als drückend empfundene Alleinherrschaft der Geschlechter entstand. Und doch lagen die Verhältnisse auch in Augsburg nicht viel anders als anderwärts. Der Drang nach Teilnahme an der Stadtregierung war auch hier in der Gemeinde lebendig. Allerlei Zeitumstände und Zeitströmungen trugen ohnehin dazu bei, umstürzlerischen Stimmungen Vorschub zu leisten. Der unter Ludwig dem Bayern erneut entbrannte Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum regte das Stadtwolf, das leidenschaftlich die Partei des Kaisers ergriff, um so mehr auf, als landauf landab der laute Streit der Meinungen erscholl über das Verhältnis von Kirche und weltlicher Macht, von Untertanen und Obrigkeit. Der schwarze Tod trieb auch in Augsburg das Volk zur Raserei gegen die vermeintlichen Schuldigen, gegen die Juden. Im Jahre 1348 vertilgte man die „Wucherer“ mit Feuer und Schwert. Ein Jahr später zerflossen die Menschen in wahnwitziger religiöser Zerknirschung, als die Geißlerscharen durch die Stadt zogen.

Das Volk wurde in dieser Zeit heftiger politischer und sozialer Gärungen doppelt empfindlich gegen die Schäden und Härteten eines einseitig aristokratischen Regiments, gegen die aufreizende Anmaßung des Stadttadels und der patrizischen Junker, gegen die drückende Steuerpolitik des Rates, gegen schlechte Verwaltungsführung einzelner Geschlechter, wie des an die Juden verschuldeten Stadtpflegers Heinrich Portner. Den mußte der Rat wegen betrügerischer Unterschleife im Amte und wegen der verräterischen Umtriebe, die er in der Verwirrung der Juden-

schlacht anrichtete, aus der Stadt verweisen. Wachsender Wohlstand und zunehmende Bildung der gemeinen Kaufleute und Handwerker, welche die hauptsächliche Steuerkraft darstellten und auf deren Verbände die Wehrinrichtungen sich gründeten, verliehen der Forderung der Gemeinde nach Teilnahme am Stadtregiment innere Berechtigung. Aber Jahrzehnte lang gelang es den unnachgiebigen Geschlechtern, alle zünftlerischen Bestrebungen niederzuhalten. Es kam zu keiner entscheidenden Tat, bis endlich im Jahre 1368 ein wohl vorbereiteter Aufstand dem längst morsch gewordenen altpatrizischen Regiment unversehens ein sanftes Ende bereitete.

Es ging bei dieser Umwälzung recht augsburgisch gemütlich zu. Nachdem die bewaffneten Handwerke durch Wachen vorsorglich für Sicherheit und Ruhe in der Stadt gesorgt hatten, begab sich eine Abordnung von sieben Vertretern der Gemeinde, den Kaufmann Wessisprunner und den Weber Hans Weiß an der Spitze, vor den versammelten Rat. Hier forderte der Weber, ein Mann, der sich bereits als Hauptmann seines Handwerks im Felde bewährt hatte, in wohlgesetzter Rede, ohne irgendwelche Anklagen gegen die Geschlechter zu erheben, die Einführung einer Zunftverfassung. Konrad Höriwart, der eine Stadtpfleger, antwortete namens des Rates mit altbürgerlicher Würde. Er tat etwas erstaunt über das neumodische Beginnen der Gemeinde. Allein der Rat konnte nach Lage der Dinge nicht im Zweifel sein über den Ausgang der Sache. Nach mehrstündigem gütlichen Verhandeln beschritten die Geschlechter den einzigen Ausweg, auf dem sie noch etwas von ihrer versinkenden Macht retten konnten; sie machten gute Miene zum bösen Spiel und überantworteten ohne Bedingungen die Hoheitszeichen der Regierung, die Lorschlüssel, das Stadtbuch, das Stadtsiegel, die Schlüssel zur Sturmklöppel auf dem Perlachturm und zum Ratsarchiv der Gemeinde, übergaben also den Zünften die Herr-

schaft. Und Volk und Geschlechter schworen auf dem Perlachplatz mit aufgehobenen Händen einen Eid auf die neue Ordnung, den der beliebte Ratsherr und Stadtsiegler Johannes der graue Bögelin vom Erkerbau des Rathauses herab verlas.

Ohne Schwertstreich hatten die Zünftler ihr Ziel erreicht. Anderwärts in den Städten tobte bei solchen Anlässen wilder Kampf in den Straßen und gab es schreckliches Blutvergießen. In Augsburg floß nur der Wein in Strömen, den der abgesetzte Rat nach friedlich vollbrachtem Werk den Zünften zu ihrem Siegesmahle vorsezzen ließ. Die bemerkenswerte Manneszucht und Mäßigung, mit der die Gemeinde aufgetreten war, hatte offenbar die Geschlechter überzeugt, daß sich mit diesem Volk auch bei anderer Verteilung der Macht auskommen lasse. Die neue Stadtordnung gab der zünftlerischen Volksmasse ein entscheidendes politisches Übergewicht. Zunftrecht und Bürgerrecht bedingten sich fortan gegenseitig. Wer Bürger sein wollte, mußte „in eine Zunft fahren“, auch wenn er keinerlei „Hantierung“ trieb. Man teilte die Gesamtbürgerschaft mit alleiniger Ausnahme der in einer eigenen Gesellschaft vereinigten Geschlechter in siebzehn politische Großzünfte ein, von denen die meisten mehrere Gewerbe umfaßten. Diese Verbände besetzten in jährlicher Wahl den Rat mit ihren 29 Zunftmeistern, deren Zahl 1478 auf 34 vermehrt worden ist.

Den von den Zünften Gewählten stand es zu, aus den Geschlechtern bis zu fünfzehn Männer in den regierenden kleinen Rats zu nehmen, während der große Rat sich aus den zwölf Ausschüssen der Zünfte zusammensetzte. Die hohen Stadträte, vornehmlich die der beiden Bürgermeister, wurden regelmäßig unter beide Bürgerklassen verteilt.

Im wesentlichen blieb die Verfassung unverändert bis zur Abschaffung der Zünfte durch Karl V. im Jahre 1548. Nur daß man im Laufe der Zeit die Zahl der Ratgeber durch „Zu-

säze" bedeutend vermehrte. Das Zunftregiment hat trotz aller Unzulänglichkeiten seine Aufgabe, die Kräfte der gesamten Bürgerschaft für das Gemeinwesen nutzbar zu machen, besser erfüllt, als die Geschlechterherrschaft es konnte. Alle Übel aufzuheben vermochte die neue Verfassung ebensowenig als irgend eine andere. Neue soziale Schichtungen und Abstufungen sind im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gerade in Augsburg unter der Einwirkung der zunehmenden kapitalistischen Entwicklung in besonders starker Ausprägung entstanden. Aber die volkstümliche Verfassung bewirkte das eine: sie zwang auch die widerstreitenden Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit und führte daher zu Verträglichkeit und Ausgleich.

Eben in der Zunftzeit entfaltete das Patriziat seine beste Kraft im Dienste der Stadt. Zwischen Geschlechtern und Zünftlern bildete sich ein gesellschaftliches Mittelglied heraus in den sogenannten „Mehrern der Gesellschaft“. Das waren reiche Zünftler, die, durch Heirat mit Geschlechterfamilien verwandt, Zutritt zur Herrenstube hatten. Diese stellte nächst dem Rat bei allen feierlichen Anlässen die Vertretung der Stadt dar. Die Mehrer überwogen schließlich in der Herrengesellschaft bei weitem das Patriziat, da dieses durch Aussterben und Abwanderung allmählich bis auf acht Familien zusammenschmolz. Als die Reformation tief in alle Verhältnisse griff, vermehrte der evangelisch gesinnte Rat 1538 das Patriziat aus triftigen politischen Gründen durch Aufnahme von 39 Mehrerfamilien. Er ahnte damals nicht, daß er durch eben diese Maßregel seinen kaiserlichen Gegner Karl V. in die Möglichkeit versetzte, zehn Jahre später, nach der Demütigung des Schmalkaldener Bundes, dem reformationsfreundlichen demokratischen Regiment der Zünfte den Garaus zu machen und ein neupatrizisches einzurichten, das konservativ genug bis ans Ende der Reichsstadt herrschte.

Der Stadtstaat nach Außen.

Ausgerüstet mit uneingeschränkter staatlicher Machtvollkommenheit und einer wohlgeordneten Verfassung und in entschiedenem wirtschaftlichen Vorwärtsschreiten begriffen, so trat die Stadtrepublik in das goldene Zeitalter mittelalterlicher bürgerlicher Kultur ein. Allerdings blieb es den deutschen Städten versagt, auch die politische Zukunft der Nation zu bestimmen. Sie war seit der Niederlage des Bürgertums im großen Städtekriege des vierzehnten Jahrhunderts unwiederbringlich in die Hände der Fürsten gegeben. Das hat auch Augsburg mehrmals zu seinem Schaden erfahren müssen. Aber es behauptete seine Freiheit auch in dem Durcheinander ungestümer und sich widerstrebender, von keiner starken Zentralgewalt geleiteter Kräfte, die im fünfzehnten Jahrhundert das Reich mit einem unheimlich geschäftigen politischen und kriegerischen Treiben erfüllten.

Schon seit dem Zeitalter Ludwigs des Bayern hatte die Stadt nach außen fester um sich gegriffen, noch mehr tat sie es seit der Umwandlung von 1368. Nicht nur, daß sie in den Kaiserlichen Landfriedensbündnissen und in den schwäbischen Städtebünden eine führende Stellung einnahm, nicht nur, daß sie an allen Reichskriegen unter den Kaisern Sigismund, Friedrich III. und Maximilian I. mit beträchtlicher Heeresmacht teilnahm, sie erweiterte auch auf eigene Faust ihren Machtkreis. Landadelige und Ritter nahm sie als Ausbürger in ihr Bürgerrecht und als Söldnerführer in ihre Dienste und versicherte sich so manch festen Schlosses im Schwabenlande. Zudem erwarben die reicheren Bürger ringsum in der Landschaft Großgüter und Herrensitze und ganze Ortschaften. Der Stadt selbst eröffnete sich freilich keine Möglichkeit einer größeren Gebietserwerbung. Die Versuche, einen mit ländlichen Bestandteilen verstärkten

Stadtstaat nach dem Muster italienischer Republiken zu bilden, mußten unter deutschen Verhältnissen fehlgeschlagen. Fürstliche und geistliche Angriffe aber wehrte die eifersüchtig über ihre Unabhängigkeit wachende Bürgerschaft immer mit Erfolg ab. Schon im großen Städtekriege hatten die bayerischen Nachbarn die Macht der Stadt verschiedentlich zu spüren bekommen. Die Augsburger wußten sich auch später vor dem Schicksal von Mainz, Regensburg, Donauwörth und anderer Städte zu bewahren, die ihre Freiheit verloren. Wie ihre Nürnberger Freunde dem Brandenburger Albrecht Achilles, so wiesen sie ihrem Todfeind Ludwig dem Reichen von Bayern-Ingolstadt die Zähne. Der mochte 1462 bei Giengen wohl ein Kaiserliches Heer vernichten und den Reichsadler kläglich rupfen, an den Mauern Augsburgs zerschellte sein Zorn, obschon er zweimal mit erschrecklicher Kriegsmacht davor lag.

Das Tun der Bischöfe beobachtete der Rat besonders argwöhnisch. Dem streitbaren Bischof Burkhardt von Ellerbach, der im Städtekriege die Partei der bayerischen Erzfeinde nahm, spielte die Bürgerschaft übel mit. Als er ihr 1383 von seinem festen Schlosse Füssen aus wider alle Vereinbarung wie ein Strauchritter einen aus dem Welschland kommenden Warenzug mit Wein wegnahm, fielen die um ihren gewohnten Trunk betrogenen Augsburger wütend über die Pfaffenhäuser im Domviertel her und warfen sie allesamt in Trümmer. Und als das Domkapitel während der KonzilsWirren und des Schismas im Jahre 1413 in Anslem von Nenningen einen den Bürgern nicht genehmen Bischof wählte, da wußte der Rat mit Hilfe des Kaisers trotz Bann und Interdikt und schwerer Nachteile nach zehnjährigem Streite den Unbequemen zur Abdankung zu zwingen. Gegen die Absichten des Kardinals Peter von Schaumburg gar, der auf nichts Geringeres als auf die Wiederherstellung der alten bischöflichen Herrschaft über die Stadt abzielte,

lehnten sich die Bürger trozig auf. „Man soll sich des Bischofs wehren und mit ihm kriegen und Leib und Gut daran sezen und sterben und genesen, ehe man solches zugeben wollt. Das schwuren Aerm und Reich zusammen,“ so erzählt eine Chronik zum Jahre 1452. Gegen die überlegene Macht der Bürger wagte Peter von Schaumberg nichts anderes als nutzlose Klagen vor Kaiser und Papst.

Auch die kleineren Plagegeister, die beutelustigen Ritter und die räuberischen Heckenreiter, wußte Augsburg seinen reisenden Kaufleuten leidlich vom Halse zu halten, obwohl die „ehrlichen Absagebriefe“ zeitweise auf die Stadt niedergingen wie der Hagel aufs Feld. Aber die Stadtsöldner blieben den Brüdern von der Landstraße jahraus jahrein scharf auf den Hacken. Und wenn sie einen der Placker fingen, so kam es nicht selten vor, daß der Rat kurzen Prozeß machte und den Übeltäter in Stiefeln und Sporen an den Galgen hängte. Wo sich aber ein Schaden ereignete, da nahm der Rat sich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der betroffenen Bürger an, vor Herren und Fürsten, vor Kaiser und Reich.

Die landverwüstenden Fehden verschlangen ungeheure Opfer an Gut und Blut; erstaunliche Summen kostete die zum Schutze des bürgerlichen Erwerbs notwendige Politik des Rates. Es ging nicht immer ohne Demütigungen und Niederlagen ab. Noch weniger ohne reichliche Zahlungen an Kaiser und Fürsten. Alle nahmen sie gerne das Geld der „Pfeffersäcke“.

Es machte die größte Stärke der Stadt aus, daß sie über eine unvergleichliche, stetig wachsende Kapitalmacht verfügte. Je mehr das kleine Staatswesen mit dem Wachsen des bürgerlichen Reichtums seine wohlgeordnete Verwaltung und seinen Stadthaushalt vervollkommnete, desto mehr kam die Stadt in die Lage, als Mitspielerin auf der politischen Schaubühne des Reichs aufzutreten oder doch hinter den Schirmen für ihr

eigenes Beste zu sorgen. Die stets geldbedürftigen Könige aus dem habsburgischen und luxemburgischen Hause liehen den Augsburgern gerne ihre kaiserliche Unterstützung gegen flingende Münze. Nach dieser bewährten Regel machte der Rat schon seit Rudolf von Habsburg Politik; sie war ein altes Erbstück der reichsstädtischen Staatskunst. Die Könige spendeten Vorrechte und Handelsfreiheiten nach der Reihe. Sie wußten wohl, daß sie auf das Geld der Bürger angewiesen waren, der liebenswürdige Sigismund ebenso wie der knauserige Friedrich III. und der freigebige Maximilian. Auch Reichsfürsten, großen und kleinen Herren gewann das Gold der Städter mancherlei wohlätige Verträge und Zusagen ab.

Man erwäge aber, was es in diesen Zeiten der Unsicherheit aller Landstraßen, der größten Zoll- und Stapelplackereien, des Grundruhrrechtes bedeutete, daß die Augsburger sich von solchen Schranken des bürgerlichen Erwerbes loszukaufen und sich in kaiserlichen und fürstlichen Landen, in Österreich, Tirol und Böhmen, in Schwaben und Bayern und in Oberitalien verhältnismäßig große Sicherheit für ihren Verkehr und guten Rechtsschutz zu verschaffen wußten!

Im Zeitalter Maximilians stieg der politische Einfluß der Stadt nochmal mächtig, der schwäbische Bund hatte an ihr eine Hauptstütze. Den letzten Anlauf, nach großen Gesichtspunkten und um eines großen Ziels willen in den Gang der Reichspolitik einzugreifen, nahm sie während des Kampfes Karls V. gegen die deutschen Protestanten. Da focht sie für die Sache der Reformation. Nochmal raffte sich während des schmalkaldischen Krieges der truzige Eigenwillie und die Freiheitsliebe des zünftlerischen Bürgertums zur Tat auf. Aber nur mehr für einen kurzen Augenblick, ohne nachhaltige innere Kraft. Auch so mannhafte Führer wie der Bürgermeister Hörbrot und der tapfere Feldhauptmann Schertlin von Burtenbach vermochten

dann die Kleinmütig Gewordenen nicht mehr mit fortzureißen. Die politische Kraft des mittelalterlichen Bürgertums war gebrochen, die Zeit der Städtemacht dahin.

Geldmacht und Handelsblüte.

Mit den Namen der Fugger und Welser verbindet sich zu meist die Vorstellung märchenhaften Reichtums und üppigster Bürgerpracht in deutscher Vergangenheit. Und beide Kaufherreneschlechter sieht man gemeinhin als die Schöpfer der altaugsburger Handelsgröze an.

Allein schon ehe diese Namen die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, war Augsburg diejenige Stadt in Deutschland, deren Geldbesitz am ehesten an den glänzenden Reichtum flandrischer und italienischer Handelsplätze des Mittelalters heranreichte. Enea Silvio Piccolomini, der humanistische Kanzler Kaiser Friedrichs III. und nachmalige Papst Pius II., ein guter Beobachter deutscher und genauer Kenner italienischer Zustände, hielt Augsburg schon 1458 geradezu für die reichste Stadt der Welt. Damals aber waren weder die Fugger noch die Welser schon auffällig bemerkbar aus der Reihe der übrigen Augsburger Handelshäuser hervorgetreten. Es gab im Gegenteil unter diesen wesentlich kapitalräufigere Firmen, als jene es waren.

Man hat aus den Steuerlisten der Stadt die Vermögensentwicklung der bedeutendsten Augsburger Kaufmannsgeschlechter während der Zeit von etwa 1368 bis 1540 berechnet und damit einen höchst lehrreichen Einblick in die Entstehung und das Wachstum des bürgerlichen Reichtums und des „modernen Kapitalismus“ gewonnen. Durch das Ergebnis wird das Urteil zeitgenössischer Beobachter wie Piccolominis so ziemlich bestätigt. Immer stärker werdende Goldbäche strömten seit etwa 1400 in der Stadt zusammen, wie in einem Riesenbehälter.

Viele Vermögen, die damals noch klein waren, schwollen in wenigen Jahrzehnten erstaunlich an. Um 1450 sind die Kapitalien der Augsburger in reißendem Wachstum begriffen, und wieder ein halbes Jahrhundert später erscheinen bereits Zahlen, die nach heutigem Geldwert hoch in die Millionen zu bemessen sind. Dabei vermehrt sich auch die Zahl der reichen Leute ständig in einem Maße, welches im Verhältnis die Bevölkerungsbewegung um das Doppelte und Dreifache überschritt. Vollends im Zeitalter der Entdeckungen, Maximilians I. und Karls V., sammelten sich in Augsburg Reichtümer, deren Möglichkeit man bis dahin nicht geahnt hatte.

Und die Quelle dieses goldenen Segens? Das überlegene kaufmännische Geschick des Augsburger Handels, der nicht nur die vorhandenen Möglichkeiten ausnutzte, sondern auch neue schuf; die Lebenskraft des heimischen Gewerbes, das sich der fortschreitenden kapitalistischen Wirtschaft einpaßte und einen segensreichen Bund mit dem Handel einging.

Bis tief ins vierzehnte Jahrhundert herein hatte sich dieser in den ziemlich engen Verhältnissen frühmittelalterlichen Betriebes bewegt. Kleine Umsätze und kleine Kapitalien kennzeichneten diesen Verkehr. Aber etwa um 1350 treten darin deutliche Wandlungen zutage. Die stärkere Ausbildung der Geldwirtschaft in ganz Europa und der bedeutend vermehrte Warenaustausch zwischen den Völkern befruchtet am meisten Deutschland, das Land der Mitte. Im deutsch-italienischen Verkehr erscheinen zudem neben den althergebrachten Waren neue Rohstoffe und Massenartikel. Aus den oberitalienischen Gewerbeplätzen kommt seit etwa 1320 insbesondere die Baumwolle in größeren Mengen über die Alpen. In raschem Aufschwung erwächst in Augsburg neben der blühenden Leinenweberei und der Wolltucherei die Barchentweberei, deren billigere Erzeugnisse bald den Markt erobern. Das Kapital der Handelsherren

wandelt die Gewebehandwerke nun alsbald zu kaufmännisch geleiteten Ausfuhrgewerben großen Stils um. Im Dienste der Unternehmer schafft die Masse der kleinen Webermeister. Umgekehrt bedienen sich andere Handwerke geschickt des Geldes der Kaufleute und des Handels zur Vermehrung ihres Absatzes und ihrer Erzeugnisse.

Bald bilden sich auch fortgeschrittene Formen kaufmännischen Betriebes aus, Handelsgesellschaften zum Zwecke der Kapitalsvereinigung und der Arbeitsgliederung. Sie bedienen sich nicht nur des Geldes der tätigen Teilnehmer, sondern auch eines reichlichen Kredits großer und kleiner „Einleger“. Als die bedeutendste der älteren Augsburger Gesellschaften gilt diejenige der patrizischen Meutling. Ihr traten im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts ebenbürtig zur Seite die Gossembrot, Herwart, Welser, Baumgartner aus den Geschlechtern; die Egen, Rem, Lauginger, Manlich, Grander, die Adler, Illstett, Stunz aus der Kaufleutezunft und aus der Salzfertigerzunft; die Bimmel, Chem, Arzt und Fugger aus der Weberzunft; die Höchstetter aus der Gewandschneiderzunft. Daneben blühte eine ziemliche Anzahl von Firmen zweiten Ranges. Auch im sechzehnten Jahrhundert kamen immer noch neue Häuser empor und traten in Wettbewerb mit den älteren.

Auf allen Handelswegen, auf allen namhaften Handelsplätzen des europäischen Festlandes erscheinen die Augsburger Kaufherren oder ihre Faktoren; vielerorts gründen sie Zweiggeschäfte. Der Chronist Burkhardt Zink kam, wie er in seiner Lebensbeschreibung erzählt, als Bediensteter und Teilhaber der Meutlingschen Gesellschaft schon um 1440 nicht nur nach Ungarn, Venetien und Rom, sondern machte auch auf Rhodus für eigene und fremde Rechnung Geschäfte.

Venedig sahen die Augsburger geradezu als zweite Heimat an. Der nicht allzu weite Weg in die Lagunenstadt war jedem

Augsburger Kaufmann und nicht wenigen Handwerkern wohlvertraut. Es kam wohl vor, daß einer in wenigen Tagen hingriff, wenn es die Geschäfte erforderten. Und wer als Kaufmann zu Hause etwas gelten wollte, der mußte selbstverständlich im Fondaco am Canale Grande gelernt haben. Denn das venezianische Geschäft bildete im fünfzehnten Jahrhundert das Rückgrat des Augsburger Handels. Mochten die Italiener ihre mannigfältigen aus dem Orient und von der Levante herbeigeholten Waren zu Schiff nach dem westlichen und nordwestlichen Europa verfrachten, der Vertrieb nach Deutschland und den östlich angrenzenden Ländern bis zum Hansagebiete an der Ostsee und damit auch die Ausfuhr nordalpiner Erzeugnisse nach Italien war das Vorrecht der oberdeutschen Städte, unter denen Augsburg durch seine besonderen Vorteile, durch Lage und gewerbliche Eigenerzeugung an der Spitze stand. Aus Benedig vor allem holte man auch die Baumwolle, mit der die heimische Webewirtschaft stand und fiel. Und nach Benedig ging wiederum der Augsburger Barchent in großer Masse. Alle die Familien, die im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts reich wurden, hatten mehr oder weniger mit Baumwolle und Tuchexport zu tun. Dieser Geschäftszweig gab dem Handel der Augsburger die festeste Unterlage, den stärksten Antrieb, bis bei den größeren Häusern der Bergbau und das Geld- und Kreditgeschäft alles andere in den Schatten stellte.

Es ist erstaunlich, welch ein Wagemut und Unternehmungsgeist in allen Schichten der Bevölkerung schon seit dem Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts auflebte. Wer immer etwas Geld zur Verfügung hatte, versuchte es mit dem Handel. Es gab Leute, die ihr ganzes Hab und Gut verkauften, um den Erlös im Großhandel daranzuwagen. Die Familienchronik der vor 1368 zum Patriziat gehörigen Rem erzählt von dem Ahnherrn dieses Geschlechtes, daß er 1357 alles, was er hatte, zu

Geld machte, um mit den 600 Goldgulden, die er erlöste, fortan „gen Venedit zu fahren, hin und her“. Und wenn er auch bei der ersten Fahrt 100 Gulden verlor, so lächelte ihm hernach doch das Glück um so mehr, sodaß er als einer der reichsten Bürger Augsburgs bei seinem Tode im Jahre 1396 seinen Erben neben einem großen Geldbesitz die Herrschaft über zwei Dörfer hinterließ.

Andere fingen es anders an. Alle Welt kennt die treuherzige Geschichte von dem blutarmen Handwerksburschen Hans Fugger aus dem Lechfelddorfe Graben, der 1367, all sein Gut im Känzel, zum Tore hereinwanderte, durch seiner Hände Arbeit am Webstuhl zu Geld und Ansehen kam und so der Stammvater des berühmtesten Kaufmannsgeschlechtes des älteren Deutschland geworden ist. Ganz so handwerklich bescheiden, wie es die romantische Volksage will, sind nun aber die Anfänge der Fugger doch nicht gewesen. Hans, der Sprößling einer nicht unvermöglichen grundbesitzenden Weberfamilie, brachte ein kleines Vermögen mit in die Stadt und war klug genug, bei seiner zweimaligen Heirat mit Töchtern angesehener Webermeister auf standesgemäße Mitgift zu sehen. So konnte er sich am Großgeschäft beteiligen und bei seinem Tode im Jahre 1408 seinen Erben die stattliche Summe von 3000 Gulden hinterlassen. Mit einem solchen Vermögen, dessen heutigen Kaufwert man auf gut 120 000 Mark schätzt, konnten seine Söhne Jakob und Andreas schon mit bester Aussicht unter die Großkaufleute gehen. Mit welchem Erfolg, zeigt die Steuerliste von 1461, in welchem Jahre Jakob Fugger und die Witwe seines Bruders Andreas zusammen bereits 10 300 Gulden versteuerten. Jakob stand damals unter den größten Steuerzahlern der Stadt aber erst an zwölfter Stelle.

Mancher möchte bei solchem Spiel verlieren. Wir hören schon frühe von gewagten Unternehmungen und schweren Banke-

rotten, wie des Hans von Hoy, der an einer verfehlten Baumwollspekulation 1456 zugrunde ging. Auch bei den Welsern scheint es 1439 einen Rückschlag gegeben zu haben. Aber im allgemeinen stieg gerade in dieser Zeit die Hochflut der Reichtumsmehrung an, als nämlich die unternehmendsten Häuser sich mit der Ausbeute der Tiroler Bergwerke und dem Edelmetallhandel zu befassen begannen und zuerst unter den deutschen Kaufleuten vom Waren geschäft zum Geldgeschäft, insbesondere zur Kreditvermittlung für den Staatsbedarf der Fürsten übergingen.

Da eröffnete sich ein weites, ergiebiges Feld. Seitdem die Kriegsführung nicht nur im Lande der Condottieri, sondern auch in Deutschland aus einem Ehrendienst des Rittertums ein geschäftsmäßig betriebenes Söldnerhandwerk geworden war, steigerte sich das Geldbedürfnis der Fürsten ins Ungemessene. Ihre Einkünfte und die noch in den Anfängen steckende fürstliche Staatswirtschaft vermochten aber nicht einmal in Zeiten des Friedens den Bedarf des Hofes und der Staatsverwaltung zu decken. Man weiß ja, wie übel es insbesondere um die Finanzen des habsburgischen Kaiserhauses bestellt war. Die unwürdigsten Lagen entstanden nicht selten hieraus. Friedrich III., der sich reich dünkte, weil er wie ein König des alten Bundes in aller Heimlichkeit einen großen Gold- und Silberschatz gesammelt hatte, konnte im Jahre 1474, als er vom Reichstag zu Augsburg wegziehen wollte, Handwerkerrechnungen und Herbergszeche für sich und sein Gefolge nicht bezahlen. Die handfesten Gläubiger hielten daher den Kaiserlichen Reisewagen auf und ein großer Schmiedemeister versperrte kurz entschlossen die Kaiserlichen Pferdeställe mit Ketten, bis der Stadtsäckel der bedrängten Majestät aushalf.

Bei dem wenig haushälterischen Maximilian war die Geldnot ebenso ständig zu Hause wie bei seinem knickerigen Vater. „Wir

tanzen hier auf einem Stelzen, bei einem Pfeifer""", schrieb Max 1496 in guter Laune von Augsburg aus an seinen Geheimschreiber, um diesem begreiflich zu machen, daß es nicht mehr zu einer rechtschaffenen Kaiserlichen Hofhaltung langte. Aber Max tanzte fast immer auf „einem Stelzen und bei einem Pfeifer“, wenn's auf sein eigenes Geld ankam.

Derb anschaulich schildert der Kaufmann Lucas Rem in seiner Chronik Maximilians Finanzgebarung. „Er war fromm“, so heißt es da vom Kaiser, „und nicht von hoher Vernunft und war stets arm. Er hat in seinem Land viele Städte und Schlösser, Renten und Gültten versezt, so daß er wenig übrig behielt. Er hatte Räte, die waren Lausbuben, die regierten ihn gänzlich. Diese wurden fast alle reich, der Kaiser aber arm ... Er wollte stets Krieg führen und hatte doch kein Geld.“ Und weiter: „So konnten die Kaufleute wohl scheeren. Und wenn der Kaiser Kupfer- oder Silbergeschäfte mit ihnen machte, so beteiligten sich seine Räte insgeheim unter dem Namen der Kaufleute.“

In der Tat ließ Maximilian, um nur zu Geld zu kommen, die Kaufleute gerne verdienen. Aber sie mußten auch Bedeutendes aufs Spiel setzen, wenn sie gewinnen wollten. Um des Kaisers ausgiebige Anlehen für oft zweifelhafte politische Unternehmungen und für Kriegszwecke zu decken, hieß es schon tief in den Säckel greifen. Einmal konnten sie einer Zwangsanleihe des Kaisers nur dadurch entgehen, daß sie freiwillig 150 000 Gulden vorstreckten. Wie weit er in solchen Ansprüchen ging, das zeigt am besten sein seltsames Verlangen an Jakob Fugger und andere Kaufleute im Jahre 1511. Da sollten sie ihm große Summen vorstrecken zur Durchführung des abenteuerlichsten Planes, den je sein unruhiger Geist erfann; er wollte nämlich — Papst werden! Allein die Augsburger hielten damals wohlweislich ihre Kassen geschlossen.

Die neue Welt und die Welser.

Die ungeheuren Wandlungen des Entdeckungszeitalters, die der Welt ein anderes Aussehen gaben, die europäische Menschheit aber unter wesentlich veränderte Daseinsbedingungen stellten, trafen um 1500 den Augsburger Handel in blühendem Zustande.

Röhne portugiesische und spanische Seefahrer hatten den Ozean erobert, unbekannte Meere aufgesucht, neue Seewege und Erdteile gefunden. Da verschob sich das Schwergewicht des Weltverkehrs von den Gestaden des Mittelmeeres an die Küsten des Atlantischen Ozeans. Benedigs Stern begann zu erbleichen. In das Trauerspiel des langsamem Hinsinkens und des Niederganges der unvergleichlichen Stadt schien ein dunkles Geschick auch den Fall der schwäbischen Handelsplätze verflechten zu wollen. In der Tat sind die meisten von ihnen seit jenen Tagen verkümmert, voran das alte, gewerbliche Ulm.

Und Augsburg, das mit allen Fasern seines Daseins an Benedig gebundene Augsburg?

Es ist die bewundernswürdigste Tat seines Kaufmannsgeistes gewesen, die ungeheure Tragweite der Veränderungen in der Weltlage, die schwere Bedrängnis des seitherigen Mittelmeerhandels rechtzeitig erkannt und die Folgen für die Heimat durch entschlossene Taten abgewandt zu haben. Hierin bewährte sich der Weitblick der Männer, die sich keine Kosten verdriessen ließen, wenn es galt, drausen Erfahrungen und Weltkenntnis zu sammeln.

Naum waren die ersten Kauffarteischiffe aus Amerika und auf dem neuen Seewege Vasco di Gamas aus Ostindien in den spanischen und portugiesischen Häfen eingelaufen, als auch schon die Makler und Bevollmächtigten der großen Augsburger Handelshäuser in Sevilla und Lissabon erschienen. Einer dieser

Männer, Lucas Nent, der umsichtige Faktor der Gesellschaft Anton Welser und Konrad Böhlín, der in seinem Leben in vieler Herren Länder umherkam, erzählt in seinem Tagebuch mit unübertrefflicher anschaulichkeit, wie er schon 1500 sein Roß nach der iberischen Halbinsel lenkte, wie er sich alsbald in Lissabon häuslich niederließ und dort anfing, für seine Herren die Wege zu den neuen Quellen des Erwerbes zu bahnen, und wie er bei dieser Arbeit mit verschiedenen Genossen aus der Heimat zusammentraf, die um des gleichen Zweckes willen gekommen waren.

In ein paar Jahren hatten es die Deutschen nach schwierigen Verhandlungen beim König Emanuel von Portugal dahin gebracht, daß im Jahre 1505 jene berühmte Kauffarteifahrt nach Ostindien vor sich gehen konnte, von der der Stadtschreiber Dr. Konrad Peutinger dem Kaiser Maximilian gegenüber mit berechtigtem Stolze röhnte, es sei doch ein großes Lob für die Augsburger, „als die ersten Deutschen, die India suchen“.

Die denkwürdige Fahrt, die Balthasar Sprenger beschrieben hat, ging hauptsächlich von den Augsburger Firmen der Welser, Gossembrot und Höchstetter aus. Auch die Fugger, die seit 1504 einen Geschäftsführer und eine Niederlage in Lissabon hatten, waren beteiligt. Ein Jahr nach der Ausfahrt kamen die Schiffe glücklich mit reicher Ladung zurück und den Deutschen blieb trotz aller Plackereien der neidischen und habsgütigen Portugiesen am Ende ein Reingewinn von 175 Prozent.

So halfen die Augsburger selbst entschlossen die Entthronung der Königin der Adria durchzuführen, indem sie von Portugal aus unmittelbare Verbindung mit den Ländern des Ostens suchten, mit der Heimat kostlicher Waren, die man bis dahin aus Venedig bezogen hatte. Der Erfolg ermutigte die Kaufleute zu dem Versuche, sich dauernd in den Indienhäusern zu Lissabon und Sevilla einzunisten. Die Welsergesellschaft er-

langte schließlich trotz des Widerstandes der Spanier durch ihre Beziehungen zu Karl V. die Erlaubnis, auf eigene Rechnung Schiffe auslaufen zu lassen. Das führte dann in der Folge zu jenen großartigen überseelischen Unternehmungen, durch welche die Welser ihren Namen in der Weltgeschichte verewigt haben. Schon Anton Welser erwarb auf Palma Grundbesitz, um sich an der Zuckergewinnung zu beteiligen. Sein Sohn Bartolme ließ 1525 eine Faktorei auf St. Domingo anlegen. Daraus entsprang hernach der kühne Versuch, in Mittelamerika deutsche Siedlungen zu gründen.

Man kennt die ruhmvolle und doch am letzten Ende für Deutschland so beschämende Geschichte der Flotte, die von Sevilla aus unter dem Befehle des Wesserschen Geschäftsträgers Dalfinger in See ging; von der Gründung der Kolonie Venezuela durch Ambrosius Chinger, den Faktor der Gesellschaft in St. Domingo; von den Entdeckungsfahrten der vom Goldfieber erfassten Deutschen ins Innere des Landes, von dem Handel der Wesserschiffe in den amerikanischen Gewässern und von dem schließlich Untergang des großen, kühnen Unternehmens.

Es erwies sich als unmöglich, von Deutschland aus ein solches Wagnis auf die Dauer durchzuführen; denn es man gelte in der Heimat jegliche Macht, welche die Deutschen jenseits des Ozeans gegen die Ränkesucht und die Habgier der Spanier hätte schützen können. So mußte das Vaterland die Arbeit seiner Söhne in der Fremde zu Schanden werden lassen.

Die Versuche der Augsburger Kaufherren, unmittelbaren Anteil an neuen Überseehandel zu gewinnen, scheiterten an der Fremdenfeindlichkeit und der raubsüchtigen Grundrichtung der spanischen und portugiesischen Kolonialwirtschaft. Ohne zu verzagen, richten sie nun den Handel aus zweiter Hand in Lissabon und vor allem in dem mächtig emporstrebenden Antwerpen ein,

diesem schönsten Hafenplatze des europäischen Nordens. Das Kolonialgeschäft, vornehmlich der einträgliche Gewürzhandel, gerät dort unter den beherrschenden Einfluß der Fugger, Höchstetter, Welser, Baumgartner. An den Weltbörsen von Lyon und Antwerpen geben sie durch ihre Kapitalkraft den Ton an und die größten Kreditgeschäfte der europäischen Fürsten werden durch sie vermittelt und abgeschlossen. Es ist die Zeit, in der das Geld eine wirtschaftliche und politische Macht ersten Ranges wird.

Zu Augsburg in ihren Schreibstuben aber saßen die Männer, welche die Fäden dieses ins Ungemessene gewachsenen Getriebes in Händen hielten.

Die Fugger.

Erst mit Jakob dem Jüngeren erhebt sich seit ungefähr 1480 das Fuggersche Haus über den Durchschnitt der höheren Augsburger Handelsfirmen. Noch Jakob der Ältere und Andreas, die Söhne des 1367 eingewanderten Hans, hatten hinter andern Bürgern nicht unbeträchtlich an Besitz zurückgestanden. Die Nachkommen des Andreas, nach ihrem Wappen die „Fugger vom Reh“ geheißen, sind nach kurzem glänzenden Aufstieg durch fehlschlagende Geldgeschäfte jählings verarmt. Die Nachkommen Jakobs des Älteren aber, die Brüder Ulrich, Georg und Jakob II. führten ihr Geschlecht zu schwindelnder Höhe empor.

Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, übernahm seit 1488 der groß veranlagte Jakob die Leitung der in straffer Familiengemeinschaft zusammenhaltenden Handelsgesellschaft, nachdem er im deutschen Haus am Rialto zu Venedig die übliche Lehrzeit durchgemacht und in längerem Aufenthalt in Italien sich Erfahrung, gelehrt und weltmännische Bildung angeeignet

hatte. Aus einem ehemaligen angehenden Kleriker sollte der berühmteste Kaufmann Deutschlands werden.

Vom ältern Holbein und von Hans Burgkmair haben wir Bildnisse Jakobs in Handzeichnungen. Beidemal blicken wir in ein bartloses Gesicht, aus dessen kräftigen Zügen ein festes, entschlossenes Wesen spricht und dessen Augen klug und klar in die Welt sehen. Dem Manne eignete bei aller städtischen Vornehmheit und Bildung offenbar noch viel von der ferngesunden schwäbischen Bauernart, der sein Stamm entsprossen war. Hinter dieser Stirne aber barg sich eine mächtige Willenskraft und ein Geist, der seiner Zeit weit vorausseilend neuen Arten des wirtschaftlichen Schaffens Bahn brach und die hergebrachten vervollkommnete bis zu einem Grade, der das Staunen der Zeitgenossen wachrief.

Jakob Fugger hat die Edelmetallgewinnung Mitteleuropas, die bis dahin in den Händen der fürstlichen Bergwerksbesitzer wenig ergiebig war, auf neue technische und kaufmännische Grundlagen gestellt. Zusammen mit der Familie Turczo gestaltete er seit 1495 in Ungarn, und dann mit den Gossembrot, Herwart, Meutling von Augsburg in Tirol und Kärnten Förderung und Absatz nach einem einheitlichen großen Plane. So gelingt es ihm, den Edelmetallmarkt Europas unter die Botmäßigkeit der Augsburger Kaufleute und eines 1498 gebildeten Handelsringes zu bringen. Als Jakob später durch seine Verbindung mit Karl V. auch in den spanischen Wirtschaftskreis hineingerät, da dehnt er seine Herrschaft von den Karpathen bis zu den Quecksilbergruben von Almaden in der Sierra Morena aus.

Zugleich machte er seine Firma zum Bankhaus der Habsburger und der päpstlichen Kurie. Schon zu einer Zeit band er die Geschicke seiner Handlung an das österreichische Herrscherhaus, als dieses sich noch in schwankender Lage befand. Aber

der Weitblick Jakobs hatte richtig gesehen und seine Berechnung stimmte. Mit dem Sterne Habsburgs stieg auch der der Fugger leuchtend zur Höhe. Jakob vornehmlich leitete die großen Geldgeschäfte der Augsburger Kaufleute mit Maximilian I. Und dann, als mit der Kaiserwahl von 1519 der Entscheidungskampf zwischen Spanien-Habsburg und Frankreich-Balois um die Vormacht in Europa ausbrach, legte er mit den Welsern und andern Augsburgern das alles überwindende Gold zugunsten Habsburgs in die Wagschale. Und Karl von Spanien gewann damit die deutsche Kaiserkrone. Zwei Drittelte von den 800 000 Gulden, welche diese Krone an Bestechungsgeldern für die deutschen Fürsten kostete, streckten die Augsburger vor. Einige Jahre später konnte Jakob den jungen Kaiser in einem denkwürdigen Briefe mit folgenden Mahnworten anreden: „Es ist auch wissentlich und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne mich nicht hätten erlangen mögen, wie ich denn solches mit Euer Kaiserlichen Majestät Kommissarien Handschriften anzeigen kann. So habe ich auch hierin meinen eigenen Nutzen nicht angesehen, denn wo ich von dem Haus Österreich hätte abstehen und Frankreich fördern hätte wollen, wollt ich großes Gut und Geld, wie mir denn angeboten worden, erlangt haben. Was aber Euer Kaiserliche Majestät und dem Haus Österreich Nachteil daraus entstanden wäre, das haben Euer Kaiserliche Majestät aus hohem Verstande wohl zu erwägen.“

Wo gab es vordem einen Bürger, der zum ersten Monarchen der Christenheit in einer solchen Sprache reden konnte und durfte? Das war eine ganz neue Erscheinung. Achtung erzwingend und gleich mit unheimlicher Wucht auftretend, so hatte sich eine neue Großmacht in die Reihe der alten gestellt: das Kapital. Jakob Fugger aber war dazu berufen, sie in die deutsche Staatskunst einzuführen.

Nicht nur bei der entscheidenden Kaiserwahl von 1519 wirkte sie mit, sondern auch in dem weltgeschichtlichen Ringen um die Erneuerung der Kirche und der Religion. Federmann kennt den Zusammenhang der Fuggerschen Firma mit dem häßlichen Abläfhandel, der den ersten Anstoß zu Luthers Auftreten gab. Jakob Fugger besah diese ganze Angelegenheit vom Standpunkte des Geschäftsmannes. Dem Bankhouse, das in Rom eine eigene Faktorei zur Besorgung der Geldgeschäfte des päpstlichen Stuhles unterhielt, oblag nur, die Abläfgelder zu vereinnahmen, ohne über die sittliche Verwerflichkeit des Abläfhandels zu rechten.

Aber Jakob hielt sich auch in der religiösen Frage selber zu den Verteidigern des alten Glaubens. Sein Neffe Anton, der nach dem Tode des Oheims das Haus leitete, teilte Jakobs Anschauungen. Das wurde für den Gang der Ereignisse in der Reformationszeit von schwer berechenbarer Bedeutung. Die Frage ist am Platze, ob Karl V. der deutschen Reiter ohne das Geld der Fugger und der mit ihnen verbundenen Augsburger Handelshäuser je Herr geworden wäre. Was aber, wenn die neue Großmacht sich auf die Seite der evangelischen Welt schlug und im Bunde mit ihr das Haus Österreich und seine Kaisermacht bedrohte? Der Gedanke ist schwer auszudenken.

Mit Jakob Fugger schied im Jahre 1525 ein Latennensch großen Stils aus dem Leben. In seiner Art war er ein echter Sohn der Renaissance, die auch aus den mittleren und niederen Schichten der Gesellschaft heraus wieder mächtvolle Persönlichkeiten erstehen ließ. Persönlichkeiten von ausgeprägter Eigenart, die sich dem Zwange der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung nicht mehr recht einfügen wollten, die sich über die beengende Umwelt hinaushoben, kraft ihres freieren Geistes

und ihres mächtigeren Willens und in siegreichem Kampfe niederwarf, was sich ihnen hindernd in den Weg stellen wollte. Gerade das angespannte großwirtschaftliche Leben Augsburgs trug schon im fünfzehnten Jahrhundert nicht wenige Männer empor, in denen der rücksichtslose Tätigkeitsdrang und die seelische Spannkraft des Renaissancezeitalters Fleisch und Blut annahmen.

Es ist darum kein Zufall, daß gerade diese Stadt den größten Kaufherrn der deutschen Vergangenheit hervorbrachte. Man begreift, wenn der Benediktiner Clemens Sender in seiner Chronik den Tod seines Gönners Jakob Fugger mit Worten begleitet, die eben nur auf diesen einen Mann passen: „Sein und seines Bruders Kinder Namen sind in allen Königreichen und Ländern und auch in der Heidenschaft bekannt gewesen. Kaiser, Könige, Fürsten und Herren haben zu ihm ihre Botschaften geschickt, der Papst hat ihn als seinen lieben Sohn begrüßt und empfangen, die Kardinäle sind vor ihm aufgestanden. Er ist eine Zierde gewesen des großen deutschen Landes und besonders der Stadt Augsburg.“

Seelengröße offenbarte Jakob Fugger in der Art, wie er sich von der rein menschlichen Seite gab. Vornehm, aber bürgerlich schlicht im persönlichen Umgang machte er nie von der ihm von Maximilian verliehenen Reichsfreiherrenwürde Gebrauch. Dafür aber war er sich in innerster Seele bewußt, daß Reichtum verpflichtet. Man wandle umher in der Fuggerei, jener „Stadt der Armen“, die er mit Zustimmung seiner Brüder in der Jakobervorstadt erbaute, und sehe, wie er diese Erkenntnis in die Tat umsetzte. Und dann wieder suche man die Spuren seines Daseins im Fuggerpalaste am alten Weinmarkt. Dieses einst so glanzvolle Bürgerhaus dankte seine Entstehung der edlen Prachtliebe und den feinen Lebensansprüchen eines Weltmannes, der in der Geistigkeit italienischer Renaissance seine

tiefsten Bildungseindrücke gewonnen hatte. Wie irgendeines der edlen Venezianer oder Florentiner Geschlechter, so wollte der Augsburger Kaufherr auch eine würdige Totenstätte für sich und seine Familie haben. Daher ließ er um 1512 von ersten Künstlern die Fuggersche Grabkapelle bei St. Anna schaffen, ein Denkmal von einer bis dahin in Deutschland nicht ge-kannten Großartigkeit.

Fim Gasthofe zu den Drei Mohren, einem ehemaligen Anbau des Fuggerhauses, zeigt man noch den berühmten Kamin, in dem Anton Fugger einen Schultschink Karls V. vor den Augen des Kaisers verbrannt haben soll, gleichsam zum Geschenk für diesen. Die Sage hat diesen Vorgang hübsch erfunden, um den Reichtum der Fugger und das seltsame Verhältnis zwischen Kaiser und Kaufmann zu veranschaulichen. Ähnliche volkstümliche Erzählungen ließen noch mehr um; mochten sie die wirklichen Vorgänge verklären und dichterisch ausschmücken, im Kerne der Sache, über den Reichtum der Fugger, sagten sie nicht zuviel.

Im Jahre 1511 hatte deren Geschäftsvermögen 250 000 Gulden betragen. Fünfzehn Jahre später, beim Tode Jakobs, wies die Jahresrechnung rund zwei Millionen Gulden Vermögen aus. Anton Fugger setzte das Werk des Oheims fort. Fehlte ihm auch die sichere Überlegenheit des Genies, die Jakob zeitlebens bewies, so leitete er die Handlung doch umsichtig genug, um neue große Erfolge zu erzielen. Als er 1546 an die Auflösung des fast ins Unübersehbare angewachsenen Geschäfts dachte, bezifferte sich das Betriebskapital auf fünf Millionen Gulden, was einem Werte von rund 160 Millionen Mark gleichgeschätzt wird. Eine für damalige Zeitverhältnisse ungeheureliche Summe. Sie übertraf ums fünffache das Ge-

schäftsvermögen der Medici, des geldmächtigsten italienischen Bankhauses des Mittelalters.

Dem Augsburger Hauptkontor der Fugger unterstanden schließlich siebzehn Faktoreien, darunter solche in Neapel, Rom, Venedig, Lissabon, Antwerpen, Lübeck, die Bergwerke in den österreichisch-hungarischen Ländern und in Spanien, nebst Münzstätten, und die Verwaltung gepachteter spanischer Staats-einkünfte — ein beispielloser Riesenbetrieb! Freilich konnte den Aufgaben der Handlung nur noch genügt werden durch reichliches Ausschöpfen des unbegrenzten Kredits des Hauses. Fuggersche Schuldverschreibungen galten für bares Geld und waren das gangbarste Papier der Börsen.

Die steigenden Verpflichtungen Karls V. hatten die Fugger immer tiefer in großartige Geldgeschäfte mit dem spanischen Staate verstrickt. Als Jakob 1524 die erste Verbindung mit ihm einging, verfügte Karl V. über die reichsten Hilfsquellen der Erde, über die Goldländer und den Kolonialhandel Westindiens. Man durfte füglich mit einer großen Zukunft Spaniens rechnen. Anton Fugger konnte noch im Beginn seiner Geschäftsführung auch an kühne überseeische Unternehmungen denken. Allein wie kam es schließlich? In wenigen Jahrzehnten sank das Reich Karls V., in dem die Sonne nie unterging, in tiefe Erniedrigung. Raum war der Kaiser tot, so brach über Spanien der Staatsbankrott herein. Das Fuggersche Haus hatte sich den Fangarmen dieser stetig mehr Geld verschlingenden, verlotterten Staatswirtschaft nicht mehr zu entziehen vermocht. Es konnte sich mit schwerer Mühe davor bewahren, in den Abgrund mit hineingerissen zu werden. So trug auch hier gerade die schönste Blüte von Anfang an den nagenden Wurm des Verderbens in sich.

Noch im schmalkaldischen Kriege half Fuggersches Geld dem spanischen Habsburger den Sieg über die deutschen Protestanten

erringen, und noch einmal leistete es Kaiser Karl Dienste in seinem Streite mit Kurfürst Moritz von Sachsen im Jahre 1552. Das letzte Aufleuchten Fuggerschen Glanzes im politischen Weltgetriebe! Als Anton 1560 aus dem Leben schied, hinterließ er zwar neben der Handlung ein ungeheures Privatvermögen; aber noch im Sterben sah er die von seinem Neffen Hans Jakob und seinem Sohne Markus übernommene Weltfirma schwer mit der Ungunst veränderter Zeitumstände ringen.

Kaiser Karl V. hat seine treuen Augsburger Bundesgenossen mit Ehren überhäuft. Seit 1530 waren Anton, Raimund und Hieronymus Fugger in den Reichsgrafenstand erhoben, doch blieben sie nach wie vor Augsburger Bürger. Erst 1538 erlangten sie in ihrer Vaterstadt die patrizische Würde. Längst gehörte ihnen ein geradezu Fürstlicher Grundbesitz in Schwaben und Österreich. Ganze Herrschaften hatten ihnen die Habsburger überlassen. In Augsburg aber, in dem von Jakob erbauten Hause am Weinmarkt, hielt das Oberhaupt der Familie Hof wie ein Fürst, von der Welt auch wie ein solcher angesehen. Und seine Verwandten standen wenig hinter ihm zurück.

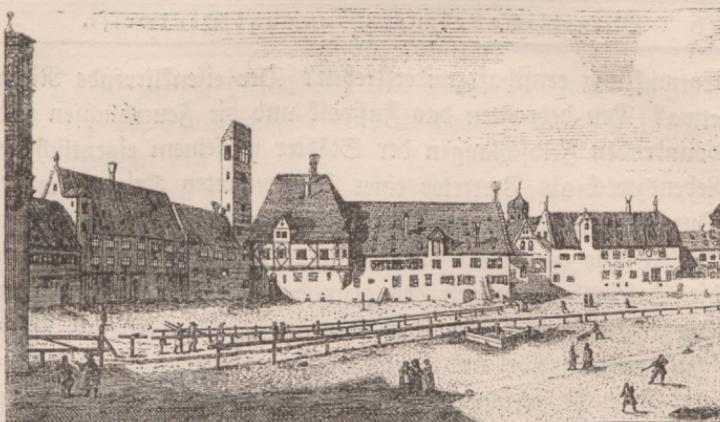
Gerne stellt man die Fugger in Vergleich mit den Medici. Das hat seine Berechtigung, aber auch seine Bedenken. An Reichtum hat das Augsburger Geschlecht das florentinische übertroffen, und als Kaufmann kann Jakob Fugger einem Cosimo Medici wohl an die Seite gestellt werden. Für die Begründung einer politischen Machtstellung aber, welche jenen der Medici nur entfernt zu vergleichen wäre, fehlten in deutschen Landen alle Bedingungen, selbst wenn die Fugger den Ehrgeiz besessen hätten, darnach zu streben. Aber sowohl Jakob als Anton Fugger lagen solche Pläne gänzlich fern. Ein einziges Mal, im Jahre 1547, griff Anton persönlich tätig in politischen Dingen ein, und da tat er es, um seine nach dem

schmalkaldischen Kriege der Kaiserlichen Ungnade verfallene Vaterstadt vor dem ärgsten Zorne Karls V. zu bewahren.

Und doch spürte alle Welt, wie die Fuggersche Geldmacht den Gang der deutschen und europäischen Ereignisse in entscheidenden Augenblicken beeinflußte!

Auch die Bedeutung der Fugger für Kunst und Wissenschaft blieb hinter dem unvergleichlichen Mäcenatentum der Medici naturgemäß zurück, weil ihr schon durch die deutschen Verhältnisse weit engere Grenzen gezogen waren. Es gab in Augsburg keine so große Kunst zu pflegen wie in Florenz, und es gab in Augsburg keine platonische Akademie zu fördern wie dort. Was Jakob, Anton und Raimund Fugger und später Hans Jakob und Hans Fugger, der zweite Sohn Antons, in ihren Bauten, in ihren Bibliotheken, in ihren Altertumssammlungen, in ihren Kunstkammern schufen, reicht aber hin, um dem Namen der Fugger ein ehrenvolles Gedächtnis in der Geschichte der geistigen und künstlerischen Kultur Deutschlands zu sichern. Sie stehen darin allen Bürgerlichen weit voran und in einer Reihe mit den ersten deutschen Höfen der Renaissancezeit. Doch wird davon noch anderweitig zu sprechen sein.

Zedenfalls aber kam dem Augsburger Bürgergeschlecht, im ganzen besehnen, ein Weltrang zu, welcher die mehr national begrenzte Stellung der Mediceer an äußerem Umfang und an Weitwirkung übertraf. Man spricht daher nicht ohne Berechtigung geradezu von einem Zeitalter der Fugger.



Fronhof und bischöfliche Pfalz.

Stich aus dem 17. Jahrhundert.

Im goldenen Augsburg.

Die bürgerliche Gesellschaft.

In der äußeren Politik muß sich die Reichsstadt seit 1368, wie wir sahen, mit der Erhaltung ihrer Selbständigkeit begnügen. Zur Ausdehnung ihrer staatlichen Macht fehlt die Möglichkeit. Dafür gestaltet sie ihre innere Verwaltung muster-gültig aus. In ihren Kanzleien wächst ein berufsmäßiger Be-amtenstand heran mit einem im römischen Rechte wohlgeschul-ten Stadtschreiber an der Spitze. Ihre Wehrverfassung ver-stärkt sich mit der Verbesserung der Schießwaffen, und ihre Finanzkraft mit dem Wohlstande der Bürger.

Als einer der Mittelpunkte des wirtschaftlichen, geistigen und künstlerischen Lebens des deutschen Südens trägt Augsburg mächtig bei zur Verbreitung städtischer Gesittung und bürger-lichen Wesens, in dessen Bann im ausgehenden Mittelalter schließlich das Leben des deutschen Volkes geriet. Wer sollte auch der in unüberstehlichem Flusse befindlichen städtischen

Entwicklung ernsthaft widerstreben? Der eisenklirrende Ritter etwa? Den bedrohten das Fußvolk und die Feuerbüchsen und donnernden Feldschlangen der Städter in seinem eigentlichsten Lebenszweck als Vertreter eines bevorrechteten Kriegerstandes. Durch ihre tiefgreifenden Einwirkungen auf alle wirtschaftlichen Verhältnisse veränderte die städtische Geldwirtschaft überhaupt die Daseinsbedingungen des grundbesitzenden Landadels. Die Bürger treten auf zahlreichen Landgütern als überlegene Wirtschafter neben Adel und Kirche auf, die Augsburger zum Beispiel in nicht geringer Zahl im östlichen Schwaben und im Gebiete des Hochstifts Augsburg. Auch für die Bauern wird der städtische Markt zur Bedingung besseren Fortkommens. Und die Geistlichkeit? Die weiß sehr bald die Macht und den Wert des Zaubermittels Geld richtig einzuschätzen und bequemt sich den neuen Verhältnissen an, trotz der kirchlichen Lehre vom Zinsverbot. Bischöfe, Domkapitel und Klöster wissen sich der Anleihen bei den Städtern wohl zu bedienen.

Alle Welt steigt so hinab auf deren Markt und tritt in Beziehung zum bürgerlichen Arbeitsbetrieb. Wer vom Ritteradel das nicht will oder nicht kann, der verkümmert in nutzlosem Groß auf verfallender Burg oder geht in erschütterndem Verzweiflungskampfe unter wie ein Franz von Sickingen.

So geben bürgerliche Lebensführung und Denkart schließlich auf allen Gebieten das Maß an. Die romantische Gedankenwelt des ritterlichen Mittelalters wird überwunden durch die wirtschaftsfestere Geistesrichtung und den nüchternen Sinn der städtischen Bevölkerungen. Eine ältere, sinnenabgewandte Auffassung, welche die Erde nur als Durchgangsort für den Himmel ansah, wird verdrängt durch eine weltfrohe Bejahung des irdischen Daseins und seiner Freuden. In allen Ständen liebt man derben und urwüchsigen Lebensgenuss, der mit dem wachsenden Reichtum der Bürger Schritt hält. Die öffentlichen

Bergnügen der Geschlechter und Zünfte in der Stadt geben auch für die Erlustigungen anderer Stände, ja selbst für das Land weitum den Ton an.

Auch das geistige Leben wandelt sich. Heldenlied, Ritterepos und Minnelied sind verklungen. Dafür ertönt in den Zunftstuben der Meistersang, oft phantasielos und klapperig hölzern, aber doch auch manch Körnchen echter Poesie in sich bergend. Und den Tiefen des deutschen Gemütes entsteigt das Volkslied. Die ganze Stufenleiter menschlichen Gefühls- und Sinneslebens umfasst es. Aus der Liedersammlung, welche die Augsburgerin Klara Häzler um 1471 anlegte, Klingt und singt es in allen Tonarten, vom grob humorvollen Trinklied bis zum duftigen Liebesgedicht. Die Laienbildung nimmt in den Städten zu an Umfang und Vertiefung. Bürger greifen zur Feder, um in Chroniken die Ereignisse ihrer Zeit und ihr Wissen von der Vergangenheit aufzuzeichnen. In diesen Erzählungen kommt der Gegensatz zur früher alleinherrschenden Geschichtsschreibung der Geistlichen und das bürgerliche Selbstbewußtsein deutlich zum Ausdruck. Zuletzt dringt noch die neue Art der gelehrten Studien aus Italien herüber über die Alpen, die sich aus den Schriftstellern der alten Römer und Griechen eine neue Geisteswelt aufbaut. Die aber ist erfüllt mit ganz anderen Gedanken vom Werte und den Aufgaben des menschlichen Daseins, als das kirchliche Mittelalter sie lehrte. Vielfach berührten sie sich mit der bürgerlichen Denkweise. In den Städten sproßte darum die Saat des Humanismus am raschesten und üppigsten empor.

Alle diese Strömungen und Triebkräfte sehen wir in Augsburg sich sammeln und zu reichen Lebensäußerungen entfalten.

Sollen Renaissance und Humanismus mehr bedeuten als bloß die Wiedergeburt des klassischen Altertums in Kunst und Wissenschaft, soll darunter vielmehr überhaupt die Umformung

der mittelalterlichen Kultur und die Gewinnung neuer Lebensgüter durch frische schöpferische Kraft begriffen werden, so stand Augsburg im fünfzehnten Jahrhundert schon mitten in dieser großen Bewegung. Alle Grundzüge dieser Art Renaissance treten da in Erscheinung: die Veränderung der Wirtschaft und damit des sozialen Aufbaues der Gesellschaft; das Heraustreten der Einzelpersönlichkeit aus der starren ständischen Gebundenheit älterer Zeiten; der Sieg der Tüchtigkeit und der Bildung über das Vorrecht der Herkunft; die Befreiung des Denkens aus scholastischen Banden; kurz die allmähliche Entfesselung des Menschen in Wissenschaft, Kunst und Leben vom vielfachen Zwange früherer Jahrhunderte.

Heraus aus dem Mittelalter, dieser Grundzug beherrscht hier die Entwicklung. Altes und Neues ringt miteinander um die Herrschaft, bleibt unvermittelt nebeneinander stehen oder geht friedlich nebeneinander her und durchdringt sich und vermischt sich gegenseitig in wunderlicher Art. Es ist das ungemein bunte und anziehende Bild einer in lebhafteste Bewegung geratenen Welt des Überganges, das die Stadt im Zeitalter Kaiser Marius' bietet.

Ursprünglich galt auch in den Augsburger Gewerben die möglichst „gleiche Nahrung“ aller Genossen als das große zünftische Endziel. Es ist nie völlig verwirklicht worden, nicht einmal in den vorzugsweise für den örtlichen Markt schaffenden Handwerken, geschweige denn in den Gewerben, die mit Rohstoffbezug und Warenabsatz in den Fernhandel verschlochten waren. Das geldwirtschaftliche Erwerbstreben hatte im ausgehenden 15. Jahrhundert über jenen zünftischen Leitgedanken im allgemeinen den Sieg davongetragen, wenn auch beide Richtkräfte im einzelnen noch häufig gegeneinander wirkten.

Unter dem Einflusse des Großkapitals änderte sich auch die gesellschaftliche und politische Schichtung der Bevölkerung. Wenn noch 1368 eine geschlossene und von gleichartigen Trieben bewegte zünftlerische Masse gegen die alte Geschlechterherrschaft anstürmte, so erscheint dieses Volk hundert Jahre später längst wieder in Gruppen von stark unterschiedlichem sozialem Gepräge aufgeteilt. In den Handiszünften und unter den Webern, Gewandschneidern, Salzfertigern, Kramern, Kürschnern gibt es jetzt ein vielköpfiges kaufmännisches Unternehmertum. Klaffende Besitzunterschiede herrschen innerhalb dieser Verbände. Die Unternehmer und Reichen aller Zünfte bilden mit dem Patriziat ein Großbürgertum, welches in der aus Geschlechtern und Mehrern zusammengesetzten Herrengesellschaft und in der Kaufleutestube seine gesellschaftlichen und politischen Sammelstätten findet.

Zumeist gesteht das Volk bei den jährlichen Wahlen freiwillig diesen durch wirtschaftliche Kraft und geistige Befähigung hervorragenden Bürgern die politische Führung zu. Gegen eine förmliche gesetzliche Bevorrechtung der Besitzenden schützte ja immerhin die volkstümliche Verfassung, welche jedem Bürger ohne Unterschied des Standes den Weg in den Rat und zu den höchsten Stadtämtern offen ließ. Trotzdem können die Gegensätze nicht immer hintangehalten werden. Zwischen einzelnen Handwerken werden sie ausgefochten und auch innerhalb des selben Zunftverbandes prallen sie zuweilen scharf aufeinander.

Derlei Zwischenspiele verliefen aber doch meist ziemlich harmlos, höchstens daß einer oder der andere Rädelshörer der Strenge des Gesetzes verfiel. Durchschnittlich war auch der Erwerb der Handwerker in der Stadt befriedigend und die Ernährung der Volksmassen eine gute. Zeuerungen gab es wie anderwärts auch. Allein Rat und Zünfte hielten vorsorglich ihre Kornspeicher und Vorratshäuser gefüllt, und von schweren

Hungersnöten, wie sie andernwärts wohl vorlämen, ist Augsburg verschont geblieben. Die entsetzliche Geißel der Zeit freilich, die Pest, wütete auch hier mehrmals furchterlich unter den erschreckten Menschen.

Von blutigen Volksempörungen, von denen in anderen Städten die Straßen widerhallten, wann Not und Elend die Massen zur Verzweiflung trieben, hören wir in Augsburg nichts. Nur einmal schien es, als ob es auch hier zu einem verhängnisvollen Bürgerzwist kommen sollte. Das war um 1475, in der Zeit, da der Pauker von Nicklashausen die Bauern aufrief gegen ihre Unterdrücker. Damals ist anscheinend auch jene Schrift zuerst wirksam geworden, die man die „Trompete des Bauernkriegs“ genannt hat, jene „Reformation des Kaisers Sigismund“, die einen förmlichen Entwurf für die Umgestaltung aller sozialen Verhältnisse aufstellte und heftige Anklagen gegen die Steichen und die Kaufleute richtete. Ein Augsburger, vermutlich ein Geistlicher, hat sie verfaßt.

Da brach in der Stadt eine stürmische Gegenwirkung gegen das Kaufleuteregiment hervor. Der Zunftmeister der Zimmerleute, Ulrich Schwarz, ein ebenso entschlossener und zielbewußter, wie herrschsüchtiger Mann, hatte sich zum Führer einer Kleinbürgerlichen Partei aufgeworfen, die alsbald die Mehrheit im Rote erlangte. Im Jahre 1474 war Schwarz zum zweiten Male Bürgermeister geworden, was bis dahin noch keiner aus den geringen Zünften erreicht hatte. Wider alles Herkommen behielt er mit Hilfe seiner Partei nun das Bürgermeisteramt vier Jahre hintereinander inne, neben einem einflußlosen Amtsgenossen aus den Geschlechtern. Die Brüder Hans und Leonhard Wittel aus der Kaufleutezunft, die den Zunftbürgemeister am Kaiserlichen Hofe in Wien in schlechtes Licht gesetzt hatten, wurden wegen Preisgabe von Ratsgeheimnissen mit dem Schwerte hingerichtet. Noch 1478 gelang es Schwarz,

den geringen Zünften eine stärkere Vertretung im Rate zu verschaffen. Dann aber, als sich herausstellte, daß der Bürgermeister zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft öffentliche Gelder benutzt hatte, wandte sich das Blatt, und der überspannte Bogen brach. Die frohlockenden Gegner säumten nicht, Schwarz nebst einigen seiner Vertrauten als gemeine Betrüger und als Veruntreuer öffentlichen Gutes aufknüpfen zu lassen.

In ganz Deutschland erregte dieser Handel das größte Aufsehen. Daß eine Stadt wie Augsburg ihren Bürgermeister, dem sie jahrelang gehorcht hatte, kurzerhand an den Galgen hängte, das erschien doch auch in dieser an die seltsamsten Vorfälle gewöhnten Zeit als etwas höchst Ungewöhnliches. Der also Gerichtete mußte schon ein Ausbund von Bosheit und Niedertracht gewesen sein! In diesem Sinne trugen volkstümliche Lieder die Kunde vom „schwarzen Rappen“ weit umher. So ist sie auch in die Geschichtsschreibung übergegangen, und in dramatischen Dichtungen und in romantischen Erzählungen ward der arme Bürgermeister als Urgestalt eines blutigen Wütterichs immer wieder aufs neue hingerichtet. Die Mittel aber erglänzen als schuldlose Märtyrer im Glorienschein. Und doch ist es Tatsache, daß die Folter Ulrich Schwarz mehr an Geständnissen abgepreßt hat, als der Wahrheit entsprach, während das Verfahren gegen seine beiden Hauptgegner nach damaligem Rechte nicht unbegründet war.

Weniger um der Personen willen verdient das Schicksal des Bürgermeisters Beachtung, als um deswillen, weil die Gegenfälle der Zeit darin scharf in Erscheinung treten. Mittelalter und Zunftgeist bäumten sich auf gegen die unwiderstehlich aufsteigende neue Macht des Geldes. Wie Schwarz persönlich unterlag, so in der Folge auch seine Sache, wie er sie verstanden hatte.

Als im beginnenden sechzehnten Jahrhundert mit der Ver-
Dirr, Augsburg.

mehrung der Edelmetalle durch den amerikanischen Goldsegen Geldentwertung und Preissteigerungen ihre aufreizenden Wirkungen ausübten, da wurde das Geschrei gegen die Kaufleute, die „Monopolisten“, allgemein. Den Personen schob man alle Schuld zu, da man die innere Gesetzmäßigkeit der Entwicklung nicht begriff. Verständnislos standen ihr selbst die ersten Geister der Zeit gegenüber, wie einer unbegreiflichen Naturerscheinung. „Wie ist's möglich,“ rief Luther aus, „daß es sollt göttlich und recht zugehen, daß bei einem Menschen, dem Fugger, sollten auf einen Haufen so große Güter gebracht werden? Ich weiß die Rechnung nit, wie man mit hundert Gulden mag des Jahres erwerben zwanzig, ja einen Gulden.“ Geiler von Kaisersberg, der öfters in Augsburg predigte, hatte schon früher von den Kaufleuten gelehrt, daß sie „Hunger und Teuerung machten und die armen Leute töteten“. Und Ulrich von Hutten forderte in seiner flammenden Anklage gegen die Handelsgesellschaften nichts weniger als die Vertreibung derer aus Deutschland, die sich Monopole ebenso von päpstlichen Ablässen, von Pfründen, von geistlichen und päpstlichen Gnaden zu verschaffen wüstten wie von indischen Waren. In dieser Zeit war es auch, daß der Ausdruck „fucken“ die Bedeutung von wuchern erlangte.

Welch eine Kluft zwischen solchen von der Wirklichkeit überholten Anschauungen entrüsteter geistlicher und ritterlicher Handelsgegner und dem Denken und Tun der Kaufmannschaft, etwa eines Jakob Fugger! Die einen noch ganz befangen in verbrauchten Auffassungen über das wirtschaftliche Leben, die anderen als die „Totengräber des Mittelalters“ eifrig am Werke, neue Grundsätze und Formen des Erwerbs in die Wirklichkeit zu überführen.

Und das Volk? Es hasste die „Monopolisten“ und murkte gegen diejenigen, die das Zinsnehmen für erlaubt erklärtten und

— gab sich selbst den Lockungen mühelosen Gewinnes gerne hin. Der wiedertäuerisch gerichtete Barfüßermönch Johannes Schilling mochte mit seinen kommunistisch angehauchten Predigten 1524 wohl großen Zulauf haben und fast einen Aufruhr erregen. Als aber fünf Jahre darnach das große, wegen Fürkaufs arg verrufene Handelshaus des Ambrosius Höchstetter zusammenbrach, da verloren neben Fürsten, Grafen und Edelleuten auch zahlreiche Bürger, Bauern, Dienstknechte und Mägde ihr Geld, das sie gegen fünf vom Hundert bei dieser Bank angelegt hatten. Das Volk selbst nahm Anteil an dem Erwerbe der Kaufmannschaft und setzte diese durch seine Einlagen erst in den Stand, ihre Geschäfte ins Ungeheure zu steigern. Nichts beleuchtet besser die Abwendung von mittelalterlichen Anschaulungen und die unwiderstehliche Kraft der neuen.

In der Politik des Gemeinwesens hatten diese den vollen Sieg errungen. Als einzige von den beteiligten Städten trat Augsburg, beraten von seinem Stadtschreiber Konrad Peutinger, für die auf Reichstagen und Städteversammlungen schwer angegriffenen Handelsgesellschaften ein. Im Rate zu Augsburg aber erhob sich kein Widerspruch hiergegen; auch die Mehrheit der Zunftmeister billigte sie, weil sie wohl wußten, wie sehr das Wohlergehen des Gewerbes in dasjenige des Handels verschlochten war.

Trotz aller übeln Begleiterscheinungen und Schattenseiten der neuen Wirtschaftsweise, trotz des bedrückenden Einflusses des Kapitals auf manche handwerkliche Erwerbszweige, haben in der Tat auch die mittleren Volkskreise gerade in den Jahrzehnten des raschesten Aufschwunges des Großkapitals gewonnen. Von 1480 bis 1540 erweisen die Steuerlisten eine Vermehrung der mittleren und kleineren Vermögen um zwanzig vom Hundert, dagegen einen verhältnismäßigen Rückgang der Zahl der „Habenits“, der Besitzlosen. Eben in diesem Zeit-

raum finden wir das Gewerbe in höchster Blüte. Und wie im Handel, so läßt auch hier die Unspannung aller Kräfte jetzt weit mehr das Persönliche hervortreten als früher, läßt Männer aufkommen, die durch Tüchtigkeit und Können ihre Genossen überragen. Es ist die Zeit, in welcher neben den für den täglichen Bedarf und Fernhandel schaffenden Handwerken die Kunsthändwerke sich zu bewundernswerten Leistungen aufschwingen. Die Arbeiten der Augsburger Goldschmiede und Plattner, Helm- und Harnischmacher, Gürler und Nestler, Glockengießer und Geschützgießer, Stempelschneider und Formschneider, Briefmaler, Kartemaler und Buchdrucker gehen nun in alle Welt. Goldschmiede wie Hans und Georg Seld, Plattner wie Wilhelm Seußlenhofer, Colman und Lorenz Helmschmied, Former und Gießer wie Gregor Löffler, Hans und Lukas Zottmann, Lorenz Sartor, Jörg Muschgatt, Medailleure wie Hans Schwarz erheben ihr Handwerk zum Range einer Kunst und stellen sich unmittelbar neben die großen Meister der Bildnerei und Malerei, des Holzschnitts und Kupferstichs, von denen noch besonders die Rede sein soll.

Geschichtschreiber und Humanisten. — Die schwarze Kunst.

Die ältesten deutschen Chroniken Augsburgs, eine anonyme, beginnend mit dem Jahre 1368, und diejenige des begüterten Kaufmanns Erhart Wahraus aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, stammen von Zunftbürgern. Beide übertraf an Ursprünglichkeit, geistigem Gehalt und Frische der Auffassung der um 1396 in Memmingen geborene Burkhardt Zink. Er begnügte sich nicht damit, eine bis 1467 zurückreichende Chronik zu verfassen, sondern beschrieb mit kostlicher Treuherzigkeit auch seinen eigenen Lebensgang mit allem, was

drum und dran hing, mit Jugendstreichen und hartem Ringen ums tägliche Brot, mit Eheglück und Ehekreuz, samt Kindstaufen und Todesfällen, samt Liebesabenteuern mit fahrenden Fräulein. Vieler Herren Länder hat Zink gesehen, als armer wandernder Schüler zuerst, dann als wohlbestallter Gehilfe und schließlicher Teilhaber der berühmten Meutingschen Handelsgesellschaft. So wird seine Erzählung gehaltvoll und farbig.

Er war einer der ersten Deutschen, die das Bedürfnis fühlten, der Nachwelt über die eigene Person und das eigene Dasein eine Art Rechenschaftsbericht zu hinterlassen. Auch ein Zeichen des neuen bürgerlichen Lebensgefühls, das dem Einzelwesen weit mehr Recht gab, als ehedem denkbar war!

Von den späteren Chronisten erreicht keiner Burckhart Zink an Unmittelbarkeit der Auffassung. Der vornehme Kaufherr Hektor Mülich, ein Ratsherr aus der Kramerzunft und Liebhaber der Geschichte, hat bei der Nachwelt eine gewisse kunstgeschichtliche Bedeutung erlangt durch die farbigen Zeichnungen, mit denen er eine von ihm 1456 abgeschriebene Chronographia des Benediktiners Sigismund Meisterlin versah. Die Augsburger Stadtbibliothek bewahrt das Büchlein unter ihren Schätzen. Meisterlins Werk entstand bereits unter den ersten Eindrücken der um sich greifenden humanistischen Gelehrsamkeit. Und in seiner eigenen Stadtgeschichte berichtet Mülich, ganz anders als der offenherzige Zink, gemessen und zurückhaltend von Menschen und Ereignissen, wie ein Mann, der sich der Verpflichtungen bewusst ist, die vornehme Lebensumstände mit sich bringen. In den ins sechzehnte Jahrhundert hineinführenden Chroniken der Kaufleute Nem, Walter und des Benediktiners Clemens Sender von St. Ulrich weht der Geist einer neuen Zeit und bricht zum Teil schon die Kampfesstimmung der Reformation durch.

Früh kam der Humanismus über die Alpen herüber in die italienischen Einflüssen allezeit offene Reichsstadt. Es war nicht schade, daß sie keine der mit scholastischem Plunder und zöpfiger mittelalterlicher Gelehrsamkeit beschwerten Universitäten in ihren Mauern hatte. So konnte die „antikische“ Lehre kampflos ihren Einzug halten. Die Kaufleute, die im Fondaco in Venedig lernten und im Welschland reisten, und deren Söhne vielfach auch auf den Hochschulen von Padua und Bologna studierten, sahen und erlebten drüben eine verfeinerte Gesittung. Sie spürten auch das Walten des freieren Geistes, der dort, aus dem Studium des klassischen Altertums geboren, durch die unsterblichen Werke eines Dante, Petrarca und Boccaccio und durch die Schriften und das Wort der vielen begeisterten Jünger des Humanismus lautvernehmlich zum Volke sprach. Die Männer des tätigen Lebens traten an diese neuerschlossene Geisteswelt meist unbefangener und aufnahmsfähiger heran als die starrköpfig an ihrer veralteten Schulgelehrsamkeit festhaltenden deutschen Universitätsprofessoren, denen fahrende Schüler, die Italien gesehen hatten, erst die langen Zöpfe abschneiden mußten.

Schon um 1450 bildete sich um den Altbürgermeister Sigismund Gossenbrot, der es an der Wiener Hochschule bis zum Balkalaureus gebracht hatte, eine humanistische Gesellschaft. Obwohl streng kirchlich gesinnt, las man nicht nur die Schriftsteller der Alten, sondern auch die neueren italienischen Dichter, und selbst Boccaccio kam hierbei zu Ehren.

Bald folgte diesen Vorläufern der Mann, der auf den Höhen des Wissens seiner Zeit wandelte: der Stadtschreiber Konrad Peutinger. Der hatte in Italien studiert und sich in Padua den Doktorhut geholt. Pico della Mirandola und Pomponio Leto verehrte er als Lehrer, denen er am meisten verdankte.

Doch war er im Süden auch mit anderen Leuchten der Wissenschaft in nahe Berührung gekommen. Seit 1488 wieder in der Heimat, trat der einer angesehenen, alteingesessenen Kaufmannsfamilie entsprossene junge Jurist 1490 in die Dienste seiner Vaterstadt, um sehr bald zum Stadtschreiber aufzurücken. Vier Jahrzehnte hindurch wirkte er als solcher mit in der Politik und inneren Verwaltung der Reichsstadt. Als Rat Kaiser Maximilians kam er in diplomatischen Geschäften nach Ungarn, Italien, in die Niederlande und nach England.

Man hat ihn als Humanisten über die Maßen gepriesen. Die Zeitgenossen schon stellten ihn unbedenklich in eine Reihe mit Größen wie Reuchlin und Erasmus von Rotterdam, wie Ulrich von Hutten und Willibald Pirckheimer. Und doch ging Peutinger ebenso der feine Geist und die schriftstellerische Glätte und Fruchtbarkeit des Erasmus ab, wie das schwungvolle Wesen und der Kampfesmut eines Ulrich von Hutten oder die warmherzige Anteilnahme an den Zeitereignissen und die gemütvolle Lebenskunst des „lustigen Nürnberger Weltweisen“. An Peutinger ist alles nüchterne Ordnung, brave Gediegenheit, gleichmäßige Sorgfalt. In seinem Amt verrichtet er die bedeutendsten wie die untergeordnetsten Obliegenheiten mit derselben peinlichen Gründlichkeit. Der Sohn wohlhabender Eltern wird Beamter nicht aus Not des Daseins, sondern aus Anlage, wird Gelehrter aus Neigung. Oft mag der seines Ranges und seiner Amtswürde wohlbewußte Stadtschreiber in seinem vornehmen Hausstand am Fronhof, den er mit Margarethe Welser begründet hatte, gelächelt haben über jene schwärmenden Literaten, die es für eine Beschränkung ihrer Freiheit ansahen, in Amt und Würden zu sitzen. Sein wägender Verstand bewahrte ihn aber auch vor den unerfreulichen Torheiten vieler dieser Leute, vor geschwollenem Redewesen, vor anspruchsvoller, aber

dichterisch unbedeutender Versmacherei, womit sie alle Welt erfüllten.

Peutinger bleibt in engeren Grenzen. Als Erforscher und Sammler von Altertümern, als gelehrter Herausgeber der Gotengeschichte des Jordanes und der Longobardenchronik des Paulus Diaconus, als Verfasser eines Büchleins über die in Augsburg und Schwaben aufgefundenen römischen Denkmäler, begründete er seinen Ruf.

Seine Bibliotheca war das Entzücken der Humanisten. Da gab es nicht nur alte Handschriften, zum Teil von Kaiser Mar als „Beutepennige“ aus seinen Feldzügen überlassen, sondern auch Gemälde, Karten, Waffen und „gegossene, gehauene und geschnittene Bilder und Angesichter von Eisen, Erz, Kupfer, Blei, Stein und Gips“. Da war insbesondere auch jene von Konrad Celtis aufgefondene alte Römerkarte, die heute noch als Tabula Peutingeriana weltberühmt ist und für die Erforschung der Römerzeit in Deutschland als eine erste Quelle gilt; dann überaus zahlreiche antike Münzen. Der berühmte englische Kanzler Thomas Morus zeigte einst Peutinger seine große Münzensammlung und bat ihn, sich einige seltene Stücke mitzunehmen. Aber es war keines da, das Peutinger nicht schon besaß.

Die von Kaiser Maximilian in Angriff genommenen literarischen und geschichtlichen Werke beanspruchten die dauernde Mitarbeit des dem Fürsten persönlich befreundeten Augsburger Gelehrten. Er besorgt Zeichner, Holzschnieder und Drucker für den „Teuerdank“ und den „Weißkunig“; er sammelt für ein deutsches „Kaiserbuch“ Urkunden und alte Schriften und durchsucht habsburgische Schlösser nach solchen Zeugnissen.

Literarische Schreibfertigkeit aber ist nicht seine starke Seite; er ist mehr Sammler als Darsteller. So lebensvolle Zeitbüchlein wie Pirkheimer, sein Nürnberger Genosse, hätte der

bedächtige kühle Mann nie schreiben können. Von seinen berühmten „Tischgesprächen“ abgesehen, unterlässt er es überhaupt, in den wogenden Kampf um die brennenden wissenschaftlichen und religiösen Fragen öffentlich einzugreifen. Als Kaiser Maximilian ihn um ein Gutachten über verschiedene heikle religiöse Grundfragen angeht, macht er sich mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung an die Beantwortung.

Ganz so verhielt er sich ja auch zur Reformation. Wohl kann auch er sich der volkstümlichen deutschen Bewegung gegen die päpstliche Kurie und die Verweltlichung der Kirche nicht entziehen. Auch er billigt den Kampf Reuchlins gegen die „Dunkelmänner“. Und als Luther 1518 zu Augsburg mit Kardinal Cajetan verhandelt, lädt Peutinger den Wittenberger Mönch zu sich zu Gaste. Voll Genugtuung schrieb dieser damals an Spalatin, seine Sache sei bei dem Augsburger Stadtschreiber in guten Händen.

Allein weiter als bis zu diesem Luther von 1518, der ja sein „schärfestes Liedlein“ von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche noch nicht gesungen hatte, ging Peutinger nicht mit. Als die Bewegung über die Schranken des alten Kirchentums hinausflutete, blieb er erschreckt zurück.

Wohl umbraufste ihn der Sturm, der das deutsche Volk bis in alle Tiefen aufwühlte. Allein was war ihm, dem religiös innerlich gleichgültigen Weltmanne, die Gewissensnot und leidenschaftliche Erregung Tausender und Abertausender? Ihm genügte es, in der Gedankenwelt Platons sich zu bewegen und diese mit der kirchlichen Lehre nach Möglichkeit in Einklang zu bringen; äußerlich hielt er darum auch fest am alten Kirchenamt. In der Reformation aber sah er schließlich vornehmlich die Auflehnung gegen die herkömmliche Ordnung, die er für notwendig hielt. Fühlte er doch so wenig den wahren Sinn der welterschütternden Geistesumwandlung, die sich vor seinen

Augen vollzog, daß er sich noch 1533 höchst über den Kampf um die Gewissen der Menschen verwunderte.

In der Zeit des Wormser Reichstags von 1521 glaubte Erasmus in Peutinger den Staatsmann gefunden zu haben, der der Vermittlung zwischen Luther und der Kirche in seinem Sinne Bahn schaffen werde. Allein der Augsburger Stadtschreiber war nicht der Mann, das „erasmische Friedenschifflein“ durch die hochgehenden Wogen eines wild aufgeregten Meeres zu steuern. Seine Staatskunst reichte aber hin, wenigstens seine Vaterstadt lange zwischen den Parteien hindurchzuführen. Als nach dem Reichstage von 1530 diese vorsichtig nach beiden Seiten abwägende Haltung für die Stadt zur Unmöglichkeit wurde, da blieb dem neunundsechzigjährigen Manne keine andere Wahl mehr, als auf sein liebgewonnenes Amt zu verzichten. Bis 1547 lebte er dann noch wie Cato in der Einsamkeit still und zurückgezogen seiner Mühe und seinen Studien. In diesem Abschnitt seines Daseins hat ihn Christoph Amberger gemalt, als einen wohlgesinnten, vornehmen alten Herrn, der einer wild stürmenden Zeit mit philosophischer Zurückhaltung ihren Lauf läßt.

Lange genug war Peutinger leitend im Mittelpunkte des politischen, geistigen und künstlerischen Lebens der Stadt gestanden. Um ihn und den Patrizier Georg Herwart sammelte sich ein erlebener Kreis Gleichstrebender. Sein Haus am Fronhof war eine vornehme Stätte höherer Geselligkeit. Beim Gastmahl pflog man da nach italienischer Sitte philosophischer und poetischer Unterhaltung. In den 1506 erschienenen „Tischgesprächen“ Peutingers darf man wohl einen literarischen Niederschlag solcher Wechselreden erblicken. Mit der übrigen deutschen Gelehrtenwelt aber stand man in lebhaftem brieflichen Gedankenaustausch. Wenn von auswärts einer der leichtfüßigen humanistischen Literaten nach Augsburg kam, so versäumte er

gewiß nicht, das gastliche Heim Peutingers aufzusuchen und sich an den Schäzen seiner Bücherei zu erfreuen. Als beim Reichstage von 1518 ein Humanistenkongreß in Augsburg zusammenkam und Ulrich von Hutten zum Dichter gekrönt wurde, war es Peutingers Tochter Juliane, die dem Gefeierten den Lorbeerkrantz aufs Haupt setzte. Auch in seiner eigenen Familie sah der Stadtschreiber die Früchte einer solchen geistig angeregten Lebensführung heranreifen. Nicht nur sein Sohn Claudius Pius, sondern auch seine weiblichen Angehörigen besaßen sich mit den schönen Wissenschaften. Die Frau trat hier schon aus der sonst üblichen häuslichen Verborgenheit hervor, um die Geselligkeit der Männer zu verfeinern. Peutingers aristokratische Gattin versetzte die Freunde des Hauses durch eine Abhandlung über römische Münzen in Form eines lateinischen Briefes in helle Begeisterung. Die Überschwänglichkeit humanistischer Lobredner machte aus der Augsburgerin eine glänzende Genossin der berühmten literarischen Frauen der italienischen Renaissance und fand „diese Blüte unter nordischem Himmel nicht weniger wunderbar, als Veilchen unterm Schnee“. Doch lassen die aufgefundenen Handschriften keinen Zweifel darüber, daß der sonst so streng denkende Stadtschreiber sich in diesem Falle eine kleine liebenswürdige Läuschung erlaubt hat, indem er bei der gelehrten Abhandlung seiner Gattin sehr ausgiebig mithalf. Selbst ein so ernsthafter Mann wie Peutinger ist also einigermaßen der Eitelkeit der Zeit erlegen. Ließ er doch auch beim Einzug Kaiser Maximilians im Jahre 1504 sein vierjähriges Löchterchen ein lateinisches Begrüßungsgedicht aufsagen, um für dieses Wunder von Kinderdressur das laute Lob der Humanisten einzuhören.

Auch außerhalb des Kreises des Peutingerschen Hauses regte der neue Geist in der Stadt kräftig die Schwingen. Bei den Fuggern, die Beziehungen zu verschiedenen Gelehrten unter-

hielten, äußerte er sich in der Anlage von Bibliotheken mit großartigen Kunstsammlungen. Raimund Fugger ließ um teures Geld antike Kunstwerke aus Italien, Sizilien und selbst aus Griechenland herbeischaffen. Im Benediktinerstift St. Ulrich erwachten nach tiefem Verfall wieder die alten wissenschaftlichen Überlieferungen. Gleich andern Klöstern der Stadt beherbergte es treffliche Talente. Das Domkapitel stellte zu der zahlreichen Schar der Humanisten unter andern den feingebildeten lutherfreundlichen Konrad Adelmann von Adelmannsfelden, einen Schüler Neuchlins und nahen Freund Willibald Pirkheimers.

Mit der Reformation kam dann jene gelehrtete Richtung auf, die ihre Ziele entschlossen mit denen der religiösen Neuerung verband. Dieser Richtung gehörte die nächste Zukunft. Erst als der Glaubensstreit nachließ, kam wieder mehr Gleichmaß in das geistige Leben des Bürgertums. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erlebte die Stadt eine Nachblüte und gemeinverständliche Ausgestaltung der humanistischen Bestrebungen.

Dadurch ward der Kunst der Renaissance, die schon in der Maximilianischen Epoche ihren Einzug hielte, vollends der Boden bereitet, auf dem sie sich reich entfalten konnte.

Mit der neuen Gelehrsamkeit stand auch in Augsburg der Buchdruck in engstem Zusammenhang. Schon um 1470 gehörte die Stadt zu den hervorragendsten Druckorten Deutschlands. Und zwar erschienen hier von jeher neben den Werken geistlicher Gattung auffallend viele weltlichen Inhalts. Dass sich die volkstümliche Buchbilderkunst, der Holzschnitt, gleich von Anfang an mit dem Buchdruck verband, trug nicht wenig zur Verbreitung der Augsburger Erzeugnisse bei.

Der von dem Notar Iodocus Pflanzmann zu Tage ge-

förderten ersten Bilderbibel folgten noch vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts zahlreiche Ausgaben der damals gangbarsten Erzählungen aus dem altdeutschen und antiken Sagenschatze, sowie astronomische, mathematische, naturwissenschaftliche und geographische Werke. Die Werkstätten Günther Zainers, Jakob Bämlers und Anton Sorgs waren berühmt für Volksbücher aller Art und Werke weltlicher Wissenschaft, und ein um 1479 in Augsburg erstmals gedruckter Kalender ward zum Vorbild aller folgenden.

Unter der erstaunlichen Massenhaftigkeit der Erzeugung litt freilich oft die Güte des bildlichen Schmuckes. Allein schon seit 1473 hatte der Augsburger Erhart Ratdolt in seiner Benediger Druckerei zusammen mit einem ebenfalls aus der Lechstadt stammenden Maler den ersten wahrhaft künstlerischen Buchschmuck geschaffen. Seine Initialen und Leisten mit ihren einfachen Pflanzen- und Bandmustern, in Schwarz auf weißem Grunde ausgespart, mit ihrer sicheren Beherrschung von Linie, Form und Raum, kamen einem Bedürfnis der Zeit entgegen, die an den ausgelebten gotischen Miniaturen der Buchmaler keinen Geschmack mehr fand. Nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland blieben die Druckwerke Ratdolts, der 1486 nach Augsburg zurückkehrte, vorbildlich bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein, bis die Hochrenaissance mit ihren figürlichen Vorwürfen jene älteren Zierformen verdrängte. Es spricht für die künstlerische Lebenskraft dieser Art des Druckes und Buchschmucks, daß sogar unser heutiges Zeitalter gerne darauf zurückgegriffen hat.

Seit etwa 1500 verfeinerte sich die Bilderkunst in Büchern zusehends, bis ihr schließlich, nach dem Vorgange Dürers, Meister wie Hans Burgkmair und Jörg Breu in Augsburg die Weihe künstlerischer Vollendung gaben.

Als Kaiser Maximilian in der Druckerei Hans Schönspingers

des Jüngern seinen „Teuerdank“ herstellen ließ, der freilich erst 1517 in Nürnberg erschien, als Peutinger der Niederländer Jost de Negker nach Augsburg zog, der die Holzschnitte für Maximilians Werke, den „Teuerdank“, den „Weißkunig“, die „Genealogie des Hauses Österreich“, nach Entwürfen Hans Burgkmairs und anderer Zeichner fertigte und eine vorzügliche Holzschnideschule begründete, brachte das Augsburger Buchgewerbe zahlreiche Erzeugnisse von ausgezeichneter technischer und künstlerischer Ausstattung auf den Markt. Noch heute sind viele Werke der genannten Drucker und solche der Othmar, Deglin, Grimm, Wirsung, Steiner als Bierden der Büchereien hochgeschätzt.

Volksleben. — Kaiser Maximilian.

Wie mancherlei veredelnde Einflüsse auch von Wissenschaft und Kunst und von der Verbindung mit italienischer Kultur ausgehen mochten, im allgemeinen war doch das Leben der Augsburger, wie der Deutschen um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt, noch stark beherrscht von derben Lebensgenüssen. Die Schulbildung des gemeinen Bürgers übertraf zwar immerhin diejenige vieler Edelleute, wenn sie auch selten über die notwendigste Kenntnis des Katechismus und über die Erfordernisse des Tages und des Geschäftes hinausreichen mochte. Die Religion bot im ausgehenden Mittelalter, bis zur großen Neuerung herauf, also in einer Zeit der Veräußerlichung, ja Verwilderation der Kirche, wenig an geistiger Erhebung. Und die aus dieser Zeit auf uns gekommenen Augsburger Meistersgesänge sind nicht dazu angetan, besondere Achtung vor dieser Art Dichtkunst zu erwecken.

Das angespannte wirtschaftliche Schaffen machte die Augsburger scharfsinnig, der Erfolg ließ sie aber auch raschlebig

werden. Soweit nicht die Familie Ersatz bot für die mangelnden geistigen Erholungen, suchte und fand man ihn in grobsinnlichen Freuden. Unbändiger Lebensgenuss schien den meisten die beste Würze des Daseins. Die Zeit dachte ja ohnehin durchaus frei in allen Sachen leiblicher Sinnensfreude, sie leistete im Essen und Trinken Erstaunliches und gab sich unbefangen genug dem Liebesgenusse hin. Was immer ein mittelalterlicher Mensch an Lebensfreuden kannte, das bot die Reichsstadt in Fülle auf den Trinkstuben der Zünfte und der Herrengesellschaft, in zahlreichen Schenken, in prächtigen Frauenhäusern und Bädern, diesen Stätten geheimer und öffentlicher Lustbarkeit. Nach allgemeiner mittelalterlicher Sitte unterbrachen Feste und öffentliche Vergnügungen der Zünfte mit ihren eigenartigen Aufzügen, Tänzen und volkstümlichen Bräuchen häufig das graue Einerlei des Alltags und brachten Sonnenschein auch in das Dasein des hart arbeitenden niederen Volkes. Die Feiern, Hochzeiten und Gelage der Herrengesellschaft aber waren berühmt wegen der strozzenden Pracht und dem Prunk, den das reiche Bürgertum hierbei entfaltete. „Hoffart ist überall Sünde, in Augsburg aber gehört sie zum Wohlstand“, so ging ein Spruch um im Lande. Man hielt diese modischen Festlichkeiten für so vorbildlich, daß man sie des öftern von Malern darstellen ließ; das städtische Museum verwahrt einige dieser merkwürdigen Abbildungen.

Mit wahrer Leidenschaft huldigten bekanntlich im Mittelalter alle Stände dem Tanz. Bei keiner fröhlichen Veranlassung durfte er fehlen. Das Tanzhaus der Bürgergesellschaft stand stolz genug bei St. Moritz mitten in der Reichsstraße. Selbst die gedrückten Juden hatten ihr eigenes Tanzhaus, bis sie 1456 aus der Stadt vertrieben wurden. Am Johanniabend hüpfte männiglich um das hochlodernde Feuer herum, das nach altem Brauch auf dem Fronhof angezündet wurde. Die Augsburger

Fasfnacht mit ihrem wochenlang dauernden tollen Mummen-
schanz genoß weit und breit im Reiche den Ruf, die aus-
gelassenste zu sein.

Man empfand es nicht als anstößig, wenn bei allerlei Ge-
legenheiten der Wein die Männer überwältigte bis zur Sinn-
losigkeit, oder wenn der lockere Scherz zuweilen sehr ins Gröbz-
liche ausartete. Auch daß sich zum Saufteufel auch der Rauf-
teufel gesellte und dann wohl eine Prügelei zwischen ver-
schiedenen Handwerken sich nächtlicherweise tobend durch die
Straßen wälzte, gehörte nicht gerade zu den Seltenheiten. Sähen
doch auch den vornehmen Herren die Klingen meist locker in der
Scheide; sogar von den adeligen Domherren erzählen die Chro-
nisten mit vielem Behagen, daß sie dann und wann unter den
Choröcken die Raufdegen mit in die Kapitelsitzungen brachten
und sich gegenseitig mit kräftigen Hieben zu überzeugen suchten.

Die Augsburgerinnen jedoch galten als ein feines, lustiges,
„redsprächiges“ Völklein. Auch bei hohen Herren standen sie
sehr in Gunst, manchmal mehr als den Bürgern lieb sein
mochte. Zeitberichte wissen allerlei Geschichtchen zu erzählen,
welche die „Frauenzucht“ nicht immer im besten Lichte er-
scheinen lassen. Ein Nörgler warnt gar, es sei in Augsburg
nur sehr „sorgsam zu weiben“. Doch wie wollen derartige
grämliche Zeugnisse die Fülle schimmernden Glanzes ver-
dunkeln, den so berühmte Liebesgeschichten wie die einer Agnes
Bernauer und später die einer Philippine Welser über die
Frauenwelt Altaugsburgs ausstrahlen? Mag die Historie ruhig
mancherlei ernüchternde Tatsachen auffinden über die „Baders-
tochter“, die sich die Liebe eines bayrischen Herzogs gewann
und deshalb den Tod in den Fluten der Donau erlitt! Mag
der Liebesroman der schönen Welserin und des österreichischen
Erzherzogs im Lichte der Geschichtsschreibung manchen dichte-
rischen Zug einbüßen: Vor dem Gefühle des Volkes hat die

schürfende Forschung das Unrecht auf diese beiden Frauengestalten soviel wie verloren. Sie gehören längst dem verklärten Bereich der deutscher Sage und deutscher Dichtung an. Mögen sie darum auch fürderhin den Poeten bleiben!

Dass auch die Kirche der allgemeinen Sucht nach sinnfälligen Schausstellungen mit Pomp und Gepränge entgegenkam, entsprach einem allgemeinen Zeitbrauche. Wenn im Dome eines der derben geistlichen Schauspiele aufgeführt wurde, strömte die Menge begierig herzu. Zwar schlägt der Pfaffenhaß der Bürger, durch die ewigen Streitereien zwischen der hohen Klerisei und dem Rate immer wieder aufgestachelt, in Chroniken und Meistersgesängen kräftig durch. Wenn man aber auch auf geistliche Müßiggänger und Pfründenjäger heftig schalt, so nahm man es Weltgeistlichen und Klosterleuten doch nicht sehr übel, wenn sie sich Anteil an den Freuden dieser Welt suchten. Die Masse der Bevölkerung empfand es kaum als schlimme Zeiterscheinung, wenn etwa der Abt Johannes Schrott von St. Ulrich wegen seiner Verschwendung und „um schöner Frauen willen“ vom Amte entthoben, durch Vermittlung des lebenslustigen Kardinals Lang von Salzburg aber vom Papste wieder eingesetzt wurde; oder wenn die Frauen des St. Katharinenklosters, welches die Zuflucht der unverheirateten reichen Bürgerstöchter war, sich um keinen Preis dem Zwange klösterlicher Klausur fügten; oder wenn der Wandel mancher Mitglieder des Domkapitels, „dieses Spitals des schwäbischen Adels“, sich in ritterlichen Vergnügungen und weltlichen Gewinnen erschöpfte.

Und doch, wie tief ging trotz alledem die religiöse Grundstimmung und der fromme Sinn des Volkes! Das zeigte sich deutlich, wenn Bußprediger wie Capistrano oder Geiler von Kaisersberg mit mächtig ergreifendem Worte zur Einkehr mahnten und die Seelen zu flammender Erregung entzündeten.

In heute noch wirk samen großartigen Bürgerstiftungen für Arme und Sieche setzte sich diese handfeste und werktätige Frömmigkeit unvergängliche Denkmale. Sie spricht zu uns aus den Inschriften und Darstellungen auf Hunderten von Grabdenkmälern in Kirchen und in den Kreuzgängen des Domes und des ehemaligen Karmeliterklosters von St. Anna. Und noch mehr aus den großen Kirchenbauten, die im ausgehenden Mittelalter, zum Teil noch kurz vor der Reformation, mit hilfe frommer Gaben zustande kamen!

Augsburg ragte zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts über den Durchschnitt der deutschen Städte hinaus als Ort internationalen Großverkehrs. Schon der Handelsbetrieb brachte es mit sich, daß täglich ein breiter Verkehrsstrom durch die Tore ein und aus flutete. Wenn nun gar eines der großen mittelalterlichen Freischießen in der Rosenau abgehalten wurde, oder die Herren gesellschaft ein Turnier ausschrieb, oder der Kaiser einen Reichstag in die Stadt berief, da verwandelte sich diese auf Wochen, ja auf Monate in ein wimmelndes Fremdenlager. Man muß die Berichte der Zeitgenossen lesen, wie es dann hoch herging bei prunkvollen Kaiserlichen und fürstlichen Aufzügen, bei öffentlichen Staatsaktionen, mit Turnieren, mit Schausstellungen von Gaulern und fahrendem Volk und mit Belustigungen aller Art, und wie es eine Ehrensache des hohen Rates war, für Herberge und Wohlergehen der Gäste und für Ordnung in der Stadt alle erdenkliche Sorge zu tragen.

Ein einzigartiges Gepräge und großen Zug bekam das Leben der Stadt in den Tagen, da Kaiser Maximilian sie als Lieblingsaufenthalt erkör. „Zu allen Zeiten sind Könige und Kaiser gerne in dieser Stadt eingekehrt und haben darin ihr Kurzweil

gehabt", röhmt ein Chronikschreiber. Aber keiner fühlte sich hier so zu Hause, wie der ritterliche Maximilian. Schon als junger Prinz war er mit seinem Vater Friedrich III. da gewesen. Als römischer König und als Kaiser lehrte er fast alljährlich wieder, um Wochen und Monate hindurch zu bleiben. Meist empfing man ihn mit aller Pracht und Feierlichkeit. Es ereignete sich aber auch, daß Max mitten im Winter in aller Stille im Schlitten zum Tore hereinfuhr.

Noch 1502 wohnte er bei dem reichen Kaufherrn Philipp Adler zu Gaste. Dann kaufte er sich ein eigenes Haus beim Kreuzertor. Der Rat aber ließ 1514 nahe dabei in die westliche Mauer ein besonderes Nachttor mit ungemein künstlichen Vorrichtungen bauen, durch das der Kaiser jederzeit ungetragen ein und aus konnte. Noch vor zwei Menschenaltern zeigte man diesen „alten Einlaß“ als eine der seltsamsten Merkwürdigkeiten und als Beispiel erfinderischer Kunstfertigkeit der Altvordern.

In Augsburg pflegte Maximilian auszuruhen von dem ermüdenden Hin und Her seiner oft nicht eben erfolgreichen politischen Tätigkeit und seiner Feldzüge. Im Kreise der Bürger, inmitten von Künstlern und Gelehrten und bei fröhlicher Jagd in den großen Forsten westlich der Stadt war ihm wohl zu Mute. Hans Holbein der Ältere hat den Kaiser mit raschem Stift gezeichnet, wie er auf müdem Pferd in nachlässiger Haltung sinnend seines Weges reitet, angetan mit dem unscheinbaren Wams eines einfachen Landedelmannes. So mögen ihn die Augsburger oft in den Straßen gesehen haben, wenn er von seinen Jagdausflügen zurückkehrte. Aber auch anders kannten sie ihn, wie ihn Hans Burgkmair auf einem prachtvollen Helldunkelblatte darstellte, das Jost de Negker in Holzschnitt: in blinkendem Harnisch, stolz zu Rosse sitzend, das Gesicht mit der scharfen Habsburgernase geradeaus gerichtet,

ein Bild kraftvoller Männlichkeit und ritterlicher Würde. So mochte er sich an der Spitze der Landsknechte ausnehmen, die ihm der Schall der Werbetrommel in den Straßen der Reichsstadt zuführte oder in den Turnierschranken, wenn er beim ritterlichen Spiele selber eine Lanze brach. Dann wieder erschien er in voller Kaiserlicher Tracht zu einer feierlichen staatswichtigen Handlung auf dem Weinmarkte, etwa zur Belehnung eines Reichsfürsten.

Wie die Augsburger ihn auch zu Gesicht bekamen, er war ihnen immer eine vertraute Gestalt, ein Fürst, dem sie keine Liebe zu heucheln brauchten, weil sie sein Bild im Herzen trugen. Denn „wohlauf und lustig“ verkehrte Max mit den Bürgern und teilte die kleinen Leiden und Freuden ihres Daseins, ging mit ihren Prozessionen und freute sich mit ihnen beim hochzeitlichen Mahl und beim Tanzfeste, oder geleitete einen ihrer Toten mit zu Grabe. Auch für das Kleine hatte er Auge und Sinn, und manch armer Teufel dankte seiner Gunst Gnaden und Wohltaten. Bei allen großen Anlässen konnte die Stadt der Teilnahme oder Mitwirkung des Kaisers sicher sein. So förderte er angelegtlichst die Kirchenbauten von St. Ulrich und des Dominikanerklosters im Verein mit der Bürgerschaft.

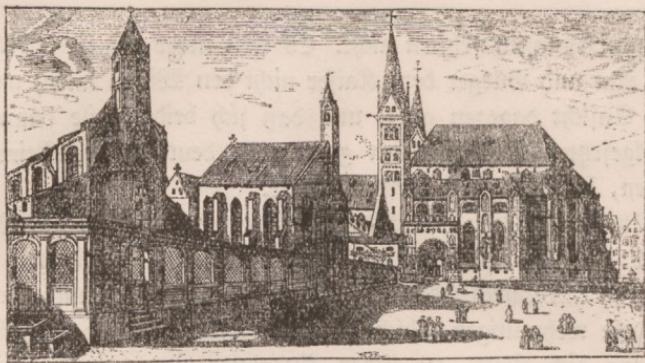
Welch enge Beziehungen zwischen ihm und den reichen Kaufleuten bestanden, ist schon berührt. Nicht wenige Augsburger hatte er als Räte in seinen Diensten. Am weitesten brachte es Mathäus Lang, ein armer Bürgerssohn; erst ein armes Schreiberlein, wurde er Domherr und hernach Erzbischof zu Salzburg und Kardinal.

So stand Maximilian dem Fühlen aller Bevölkerungskreise nahe. Überall machte sich seine Persönlichkeit geltend, warmherzig mitühlend, geistig und künstlerisch anregend. Es war ein höchst eigenartiger Freundschaftsbund zwischen Kaiser und Bürgern. Selbst die unter Freunden üblichen offenerherzigen Aus-

einanderseßungen fehlten nicht. Es kam mehr als einmal vor, daß Rat und Bürger dem Kaiser nicht den Willen taten, wenn ihre Ansicht dagegen ging, und daß sich beide Teile dann in wohlgesetzten Schriftstücken gegenseitig deutlich die Meinung sagten, bis der Zorn verraucht war.

Als der alte Kaiser nach dem Reichstage von 1518 gen Innsbruck weggzog, soll er, von Lodesahnungen ergriffen, sich draußen am Burgfrieden nochmal gegen die Stadt umgewandt und die wehmütigen Abschiedsworte gesprochen haben: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen! Wohl haben wir manchen frohen Mut in dir gehabt. Nun werden wir dich nicht mehr sehen.“ Etliche Monde darnach lag er auf der Totenbahre in der Pfarrkirche zu Wels, und der Augsburger Dominikanerprior Dr. Johannes Faber hielt ihm die erste, vom Schmerze des Freundes durchzitterte Trauerrede.

„Er ist allezeit ein guter Augsburger gewesen“, konnte ihm mit Recht ein Chronist in die Gruft nachrufen. Die Höflinge des Königs Franz I. von Frankreich aber taten dem Kaiser, wie den Bürgern der deutschen Reichsstadt, gleichmäßig eine Ehre an, wenn sie hochmütig die Nase rümpfend über Maximilian als den „Bürgermeister von Augsburg“ spotteten.



Dom mit den ehemaligen
Nebenkirchen.

Stich aus dem 17. Jahr-
hundert.

Mittelalterliche Baukunst.

Die Gotik im Stadtbilde.

Im Augsburger Maximiliansmuseum hängt ein großer Stadtplan, den der berühmte Goldschmied Georg Seld im Jahre 1521 entworfen hat. Dieses Blatt ist ein Bilderbogen der Augsburger Kulturgeschichte für jeden, der es zu deuten versteht. Da kann man mit dem Blick in allen Gassen und Gäßlein herumspazieren und sich Haus für Haus, Kirchen und Plätze und Höfe und Gärten beschauen, wie sie im Jahre 1521 aussahen. Denn Seld hat nicht nur den Aufriß der Stadt mit ziemlicher Sicherheit getroffen, sondern auch die Gestalt der einzelnen Gebäude bildlich wiederzugeben versucht, soweit es der Maßstab seines Blattes erlaubte.

Es ist die Stadt Kaiser Maximilians, Peutingers, Holbeins, Burgkmairs, die wir so vor Augen haben, der äußere Rahmen, in dem ein gut Stück des deutschen Lebensstromes jener Zeit zusammenfloß. Wer aber nach Augsburg kommt, diese Stadt

zu sehen, der ist enttäuscht, nur noch Bruchstücke davon vorzufinden. Vergeblich späht er nach dem ehrwürdigen Stadthause, in dem unter Maximilian die Reichsversammlungen tagten. An Stelle dieses Gebäudes hat Elias Holl nachmals seinen mächtigen Rathausbau errichtet. Vergeblich blickt man aus nach der alten Bischofspfalz am Fronhof, die manches große Ereignis sah, und in der Melanchthon 1530 vor Karl V. und den versammelten Reichsfürsten die Confessio Augustana der Welt verkündete. Als letzter Überrest ragt ein einsamer Turm über die im 18. Jahrhundert neu entstandenen Gebäude der ehemaligen bischöflichen Residenz, der heutigen königlichen Regierung hinaus und sieht trübsinnig hernieder auf den still gewordenen Fronhof, auf dem sich bei so manchem Turnier, bei mancher fröhlichen Johannifeier farbenprächtiges Leben tummelte.

Verschwunden das hochgiebelige Tanzhaus, das bei St. Moritz den alten Weinmarkt von der heutigen unteren Maximiliansstraße, dem Brodmarkt schied! Verschwunden das städtische Siegelhaus und die Lagerhäuser des Großhandels, die den Weinmarkt gegen Süden, gegen St. Ulrich hin abschlossen! Dafür zieht jetzt die Maximiliansstraße breit und offen in ununterbrochenem, doppelt geschwungenem Bogen vom Perlach bis St. Ulrich. Und wo zu Beginn des 16. Jahrhunderts die feine Kunst der Frührenaissance zierliche Säulen und Figuren auf die wasserspendenden „Röhrkästen“ gestellt hatte, da errichtete die auf stärkere Wirkungen ausgehende Spätrenaissance fast ein Jahrhundert später die vielbewunderten mächtigen Kunstbrunnen. Dahin ist bis auf einige Bruchstücke der schmucke Kranz erkegizerter gotischer Tor- und Mauertürme, dahin die Masse der damaligen bürgerlichen Wohnhäuser.

Ein ganz anderes Bild umgibt jetzt den Beschauer, als es die Stadt in der Zeit bot, da ihr Name in vollem Ruhmesglanze

erstrahlte. Was heute das Wesen und die eigenartig reizvolle Stimmung des altertümlichen Stadtbildes ausmacht, gehört späteren Zeiten an, vornehmlich den Jahrzehnten von der Reformation bis zum dreißigjährigen Krieg. Doch liegt vor Augen, daß neben der Spätrenaissance auch die nachfolgenden Perioden des Barock und Rokoko und des Klassizismus das bauliche Gepräge vielfältig mit bestimmten.

Man mag bedauern, sich nicht mehr in dem gleichen Straßenrahmen bewegen zu können wie Maximilian und seine Zeitgenossen. Es ist auch zuzugeben, daß das Verschwinden des Großteils der mittelalterlichen Stadt den Verlust so manchen Bauwerkes mit sich gebracht hat, das man heute als kulturgeschichtliches Kleinod wie einen Schatz behüten würde. Auch daß die Innenpracht der Augsburger Bürgerhäuser damaliger Zeit und die gotische Ausstattung der noch stehenden Kirchen größtenteils vergingen, mag man sich nur ungerne eingestehen. Doch ist kein Grund gegeben, in empfindsame Klagen auszubrechen, oder wohl gar, wie manche Sonderlinge von Schriftstellern getan, von einer Verödung des Stadtbildes zu sprechen. Wer Augen hat zu sehen, der wird sich rasch klar sein darüber, daß die spätere Baukunst, vor allem Elias Holls schöpferische Kraft, an Stelle älterer Werke vollwertigen Ersatz geschaffen hat. Er wird die reiche Mannigfaltigkeit bewundern, die dem Augsburger Stadtbilde vielleicht gerade wegen seines seltsamen Stilgemisches eignet, und wird sich in dieser Erkenntnis darüber freuen, daß die noch vorhandenen mittelalterlichen Gruppen sich in schönem Zusammenklang dem Ganzen einfügen. Es bleibt auf alle Fälle ein gutes Zeugnis für das künstlerische Wollen und Können späterer Geschlechter, daß sie nicht beim Erbe ihrer mittelalterlichen Vorfahren beharrten, sondern in erfolgreichem Wettbewerb mit diesen auch unter ungünstigeren

äußern Verhältnissen Neues schufen, ja in ihren Werken teilweise weit über das Maß der Altvordern hinausgeschritten.

Wenn Augsburg den Ruf genießt, nächst Nürnberg die glänzendste deutsche Kunststätte des ausgehenden Mittelalters gewesen zu sein, so gründet sich dieser Ruhm auf das blühende Kunstgewerbe und die Bildnerei und Malerei der Stadt, zum wenigsten aber auf ihre gotische Baukunst. Denn diese zeigt zwar eine lebhafte Entwicklung auf dem Gebiete des bürgerlichen Wohnhausbaues, entbehrt aber jener schwungvollen inneren Kraft, die anderwärts himmelanstürmende Dome und wundervolle Rathäuser erstehen ließ. In derselben Stadt, deren Maler und Bildhauer, Plattner und Goldschmiede sich so hoch über den Durchschnitt erhoben, geriet kein Bauwerk von überragender Bedeutung. Augsburg war der Sitz eines der ältesten deutschen Bistümer und umschloß mit seinen Mauern eine beträchtliche Anzahl wohlhabender Stifte und Klöster. Mit dem voll entfalteten bürgerlichen Leben traf hier eine hochgesteigerte bürgerliche Kultur zusammen. Alle äußern Bedingungen und materiellen Unterlagen für eine Baukunst großen Stils waren gegeben. Allein der vorwiegend auf das Praktische und Nützliche gerichtete Sinn der Bevölkerung ließ anscheinend keinen genügend starken schöpferischen Gemeinwillen, keine überquellende Kunstgesinnung auftreten, die zu ähnlich gewaltigen Unternehmungen antrieb, wie sie z. B. die den Augsburgern eng befreundeten Ulmer und Straßburger in ihren Münsterbauten wagten.

Als im Beginn des 14. Jahrhunderts die schlichte romanische Bischofskirche dem Geschmack und den Bedürfnissen nicht mehr genügte, gewann nicht etwa ein neuer kühner Baugedanke Gestalt, an dem sich der Volksgeist und der religiöse Eifer begeistern konnte, sondern man begnügte sich mit einem Teilstück, indem man die alte Kirche im neuen Stile umbaute und

vergrößerte. Dabei ist es bezeichnend, daß zuerst ein Einzelner, der Domkustos Konrad von Randegg, auf eigene Kosten das Werk in Angriff nahm. Der Anlauf, den die heimischen Meister hernach in der Mitte des 14. Jahrhunderts bei der immerhin mächtig gedachten Anlage des Ostchores des Domes nahmen, erlahmte in der Ausführung, die hinter dem zurückblieb, was man von einem noch in der Glanzzeit der Gotik unternommenen Bau erwarten durfte.

Das alte dreigeschossige Rathaus, 1385 an Stelle eines Fachwerkbaues in Stein ausgeführt, später erweitert und neu instand gesetzt um 1515, erfreute, wie man aus einem im Museum noch erhaltenen Holzmodell und aus bildlichen Darstellungen erssehen kann, durch seine anmutigen, ungezwungenen, echt deutschen Formen und durch die Gefälligkeit seines schlichten Aufbaues. Aber schon daß dieses Gebäude in weiten Zeitalständern und in unbefangener Unregelmäßigkeit zu seiner endgültigen Gestalt erwuchs, beweist, daß es dabei keineswegs auf ein künstlerisches Sinnbild der Augsburger Bürgermacht abgesehen war.

Als man dann im ausgehenden 15. Jahrhundert die Ulrichskirche erbaute, da lebten Bauherrn und Baumeister sicherlich der Meinung, ein in jeder Hinsicht würdiges Münster zu schaffen. Allein nun war die höchste Lebenskraft der Gotik dahin. Auch ein Meister von so vorzüglichem Können wie Burkhardt Engelberger mühte sich daher vergeblich, sein Werk ganz mit wahrhaft großem Geiste zu durchdringen. Seine Kunst mußte sich schließlich erschöpfen in dem fruchtlosen Streben, aus den verbrauchten Formen der verfallenden Gotik einen lebensfähigen neuen Stil zu gestalten. Seiner Kunstschriftigkeit gelangen zwar eigenartige Bildungen im Einzelnen und sein Können bescherte der Stadt immerhin noch ein höchst achtentwertes spätgotisches Bauwerk, dem ein monumental er Zug nicht abzusprechen ist.

Allein den Vergleich mit den berühmten Münsterbauten der ältern deutschen Gotik hält das Werk Engelbergers nicht aus.

Die zu Beginn des 16. Jahrhunderts aufgeführten Kirchen endlich zeigen die Baukunst Augsburgs zum Teil auf neuen Wegen, was die Anlage betrifft. Doch verzichtete man von vornherein auf eine bedeutende Außenarchitektur und beschränkte die künstlerischen Ansprüche auf die Ausgestaltung der Innenräume.

Der Dom.

Im Jahre 1331 ward die Gotisierung mit der Einwölbung des romanischen Hauses, das wir bereits kennen gelernt haben, begonnen. Dann setzte man diesem zwei weitere Seitenschiffe an, so daß ein fünfschiffiges Langhaus entstand. Bald tauchte der Plan auf, noch einen östlichen Hauptchor hinzuzufügen. Mit den Portalen fing man das Werk an. Bischof Marquard von Randegg, ein Vetter des Kustos, begann 1356 den eigentlichen Chorbau. Aber erst 1410 konnte die Einwölbung in Angriff genommen werden. Unter dem Bischof Peter von Schaumberg ward der Chor endlich im Jahre 1431 nach 75-jähriger Bauzeit geweiht. Das 15. Jahrhundert hat dann den innern Ausbau vollends besorgt.

Ein eigenständiges Werk entstand auf diese Weise, ein Werk ohne kräftigen einheitlichen Zusammenhang, von unterschiedlichem künstlerischen Werte der einzelnen Teile. Bei der Beurteilung des äußeren Gesamteindruckes darf man nicht übersehen, daß es die jetzige Domfreiheit erst seit 1809 gibt. Vorher standen am Domplatz, mit der Giebelfront gegen die Reichsstraße, noch zwei kleinere Kirchen, die vom heiligen Ulrich angelegte St. Johanniskirche und die Antoniuskapelle. Sie ergaben mit dem Dome ein geschlossenes Gesamtbild. Das heute

stark hervorstechende Missverhältnis zwischen dem hochanstiegenden Ostchor und dem niedrigen Langhause fiel da kaum in die Augen. Alte Stiche geben uns einen Begriff davon, wie der Dom durch die Freilegung verloren hat.

Bei der Anlage des Ostchores trug man sich offenbar noch mit überraschend hochliegenden Absichten. Es scheint, daß Bischof Marquard die Pläne zum Neubau aus Prag mitbrachte, wo er im Jahre 1356 bei Kaiser Karl IV. weilte. Wenigstens findet sich die ausgebildete französische Anlage wie beim Prager Dome mit Chorumgang und Kapellenkranz hier zum ersten Male in Süddeutschland. Die Kraft der Baumeister reichte allerdings in der Folge nicht hin, das Werk mit der wunderbar zwingenden Gewalt und Folgerichtigkeit und zugleich der phantastievollen Lebendigkeit vollwertiger gotischer Kunst auszufestalten. Man vermißt an dem dreiseitigen Abschluß, an den Wölbungen, an den Pfeilern die edlere Durchbildung und vollendete Formenschönheit. Eine überwältigende Stimmung, die sonst wohl in gotischen Domen weihevoll webt und die Seele zu den Sternen emporhebt, will sich hier nicht recht einstellen. Man muß sich in die höchst merkwürdige, die Stilwandlungen von Jahrhunderten widerspiegelnde Eigenart und in manche erfreulichen Einzelheiten dieser Kirche vertiefen, um den Schönheiten auf die Spur zu kommen und dem tüchtigen Schaffen, das in dem Werke steckt.

Eigentümlich, wie zurückhaltend man bei der Umbildung des romanischen Baues verfuhr. Außen beließ man die Türme, die erst in späterer Zeit erhöht wurden und die Scheidung zwischen altem und neuem Bau scharf abzeichnen. Im Innern blieben die Pfeiler und Arkaden stehen, obwohl sie sich dem gotischen Umbau nicht recht einfügen wollten. Die Rundbogenfenster des Langschiffes behielten recht bescheidene Ausmaße. So ward das Raumbild der ehemaligen romanischen Basilika noch er-

kennbar erhalten. Die beiden neuen Seitenschiffe bekamen ungleiche Breite, da das nördliche einfach über einen Teil des Kreuzganges zu stehen kam und daher schmäler wurde. Bei dem südlichen konnte der Baumeister freier schalten und hier gelang es ihm auch, durch gutgebildete Pfeiler und Kreuzgewölbe, sowie durch ansprechende Mannigfaltigkeit der Formen eine hübsche Gesamtwirkung zu erzielen. Sie wird verstärkt durch die sehr kräftige Beleuchtung, während das nördliche Seitenschiff fast ganz im Dunkel und das alte Langhaus in mattem Dämmer liegt. Doch entstehen aus diesen Beleuchtungsunterschieden malerische Durchblicke durch die fünf Schiffe.

Seit 1430 schmückte man unter Bischof Peter von Schaumberg die Wände und die Sakristei im Ostchor mit Maß- und Rankenwerk. Mannigfaltig und ammutig gibt sich dieser Schmuck. In einem dreiteiligen Sedilienbaldachin an der inneren Seitenwand finden wir ein Meisterstück spätgotischer Zierkunst. Hübsch wirkt auch der figürliche Schmuck des Chorgestühls mit seinen etwas herben, aber humorvollen Wunderlichkeiten. Ein halbes Jahrhundert später folgte die Ausstattung des westlichen Chores nach, als nämlich seit 1483 der Dombaumeister Johannes Pfister und der Steinmeister Hans von Hildesheim, später der Stadtwerkmeister Burkhardt Engelberger, der Erbauer der Ulrichskirche, den Aufbau dieses Chores ausführten. Uppiges steinernes Formenwerk entfaltet sich hier in reicher Fülle, leck und unbekümmert um die strenge baulicher Gesetze. Naturalistische Vorwürfe und starkbewegte Linien herrschen vor. Man fühlt das Suchen der spätgotischen Steinmeßkunst nach neuen Formen heraus und bekommt etwas aufdringlich ihre handwerkliche Meisterschaft zu spüren. Ahnlich sucht auch die Schnitzarbeit des Chorgestühls hier in Mannigfaltigkeit ihre Befriedigung.

In einem eigenartigen Verhältnis zum Gesamtbau stehen

die beiden Hauptportale. Das nördliche ist 1343 fertig geworden, also 13 Jahre bevor der Chorbau begann, das südlische dürfte um 1376 ausgebaut gewesen sein. Sie waren also lange vor dem Chorneubau vollendet, zu dem sie gehören; jedenfalls eine ungewöhnliche Erscheinung! Vielleicht hing das irgendwie mit den merkwürdigen Rechtsverhältnissen der Reichsstraße zusammen, die über den Platz führte, wo der Ostchor steht und überbaut werden musste. Über sie verfügte nämlich der Rat; der behielt sich dauernd das für Domkapitel und Bischöfe ärgerliche Recht des öffentlichen Durchgangs vor, ein Recht, von dem zuweilen tatsächlich Gebrauch gemacht wurde.

Den Portalen wandte man die größte künstlerische Sorgfalt zu. Hierbei erlebte die gotische Steinbildnerei in Augsburg ihren ersten Aufschwung. Mit echt mittelalterlicher Hingabe und Einbrunst verherrlichte sie in den reichen Steinbildern der Eingänge die Gottesmutter Maria, der die Bischofskirche geweiht ist.

Doch bestehen erhebliche Unterschiede zwischen beiden Portalen, sowohl was den Aufbau, als auch was den Stil des bildnerischen Schmuckes anlangt. Ganz können wir den ursprünglichen Eindruck bei keinem von beiden mehr ermessen, da die Bemalung vollständig verblichen ist, am nördlichen mehrere Figuren fehlen und am südlischen verschiedene durch Nachbildungserneuerungen ersetzt sind. Das nördliche, ältere Portal zeigt eine ruhige, klare und in allem übersichtliche Anordnung, wenn es auch in zwei unverbundene Hälften zerfällt. Das eigentliche Tor wird überhöht durch eine mit Blendern und Statuen belebte, mit einem Flachbogen überwölzte Wand. Unten ist die Anordnung des figürlichen Schmuckes streng der Architektur angepaßt; oben aber reihen sich die Figuren wie an die Wand geheftet nebeneinander. Der Meister, der die Bildwerke des unteren Teiles schuf, steckte noch halb in den Überlieferungen

frühgotischer Bildnerei, wie denn überhaupt ein altertümlicher Zug durch sein ganzes Werk geht. Er gibt seinen Köpfen wenig Persönliches und Körperbildungen und Maßverhältnisse leiden unter der noch mangelhaften Naturbeobachtung. Allein großzügig weiß der Künstler die Gewandungen zu behandeln! Und anmutiges Empfinden spricht aus seinen Frauengestalten, vor allem aus der Madonna am Mittelpfosten, aber auch aus der Kaiserin Adelheid und der mutmaßlichen Magdalena. Im Bogenfelde aber erzählt er das Marienleben in sparsamer Auswahl, zugleich in knapper Sprache, mit wenigen nicht gerade schön durchgebildeten, aber klar angeordneten und teilweise lebendig bewegten Figuren, in denen sich schon das Ringen nach Ausdruck packend kundgibt.

Gegen diese liebenswürdigen Leistungen fallen die Werke des oberen Teils, eine thronende Gottesmutter umgeben von Propheten und Frauengestalten des alten Bundes, stark ab; kein Künstler, sondern ein Handwerker hat sie gefertigt.

Wie ganz anders faßt der Meister des jüngeren Südportals seine Aufgabe an! Zwar ist es mit seiner Vorhalle im ganzen Aufbau kräftig zusammengefaßt. Allein welche Überfülle plastischen Schmuckes! Welches unruhige Durcheinander von Figuren und Figürchen, von Szenen, Gestalten und malerischem Beiwerk! Es ist, als ob der unbändige Schaffensdrang des mitten im frischen, vorwärts treibenden Kunstleben seiner Zeit stehenden Meisters und seiner Gehilfen sich nicht genug tun konnte in breiter, geschwätziger Erzählung der heiligen Geschichten. Man hat Mühe, aus der wenig gegliederten puppenhaften Überfülle die einzelnen Darstellungen herauszufinden. Erzählerfreude und ergötzliche und ansprechende Einzelheiten stecken in dieser kleinen Welt, wie denn auch an der launigen Zier der Konsolen ein urwüchsiger Humor sich kundgibt. Die einzige ruhig gehaltene Fläche an dem ganzen Werk

ist die Stirnseite oberhalb des Türsturzes, mit dem etwas eintönigen, aus neueren Nachbildungen zusammengesetzten jüngsten Gericht.

Offensichtlich ist also der Gegensatz zwischen der frisch zupackenden und hierbei zuviel gebenden Art am südlichen Portal und der sich auf das wesentlichste beschränkenden alttümlich einfachen Kunstweise des nördlichen.

Auch am Südportal sind übrigens die größeren Einzelfiguren von verschiedenem künstlerischen Werte. Die derben Apostel zur Linken übertreffen immer noch ihre ganz rohen Gegenstücke auf der rechten Seite, in denen man schlechte Werkstattarbeiten vor sich hat. Dagegen entfaltet der Meister selbst sein Können am schönsten in drei weiblichen Figuren, in der Madonna, die als Mittelstück gedacht ist, in einem Schutzmantelbilde und einer gekrönten Heiligen am westlichen Strebepfeiler. In den anmutigen Frauengestalten mit den lieblichen Gesichtern offenbart ein hochstrebender Künstler seinen Schönheitssinn, wenn auch in den Grenzen und mit den Mängeln seines Zeittils.

Wie belangvoll die Kleinausstattung für den Stimmungsgehalt eines Kirchenraumes ist, das fühlt man im Dom angesichts der bedauerlichen Tatsache, daß die alte gotische Einrichtung der Bilderstürmerei der Reformationszeit und der Neuerungssucht späterer Geschlechter größtenteils zum Opfer gefallen ist. Deren Altäre, Grabmäler, Gemälde, Abschlußgitter und sonstigen Schmuckstücke vermögen, wenn auch manches davon den Stempel künstlerischen Geistes an sich trägt, doch nicht die Stimmungswerte zu ersehen, die mit der Vernichtung der älteren Einrichtung zu Grunde gingen. Man hat sich mit einigem Erfolge bemüht, die Lücken durch gotische Werke

aus andern Kirchen, aus Sammlungen und aus dem Kunsthandel teilsweise wieder auszufüllen. So sind auch wertvolle Altarbilder von Hans Holbein d. A. und von dem Ulmer Jörg Stocker in den Dom gekommen.

Dem schärfer prüfenden Auge bleibt aber nicht verborgen, wo die bodenständige Echtheit mangelt. Diese eignet, abgesehen von den schon früher erwähnten romanischen Prachtstücken, dem großen, aus Messing gegossenen Kronleuchter, der als reichgezielter Turm aufgebaut, ein sehr beachtenswertes Erzeugnis der Handwerkskunst des fünfzehnten Jahrhunderts vorstellt.

Dasselbe gilt von dem ebenfalls in architektonischen Formen gehaltenen Bronzealtar aus dem Jahre 1447 im Westchor, der als Aufbau eine kleine Kreuzigungsgruppe trägt. In dem gut verstandenen Körper und dem ausdrucksvollen Haupte des Heilandes gibt sich ein achtenswertes künstlerisches Talent kund.

Als Reste gotischer Altarwerke dürfen gelten: die noch aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende, der Maria des Südpfortals verwandte Madonna auf dem Hochaltar der 1721 erbauten Marienkapelle. Ferner das mit ausgezeichnetem Formenverständnis gearbeitete Schnitzbild einer Gottesmutter mit einem lieblichen, musizierenden Engel zu Füßen, das gegenüber dem Nordportal an der Chorwand steht. Noch mehr als dieses Werk atmet den Geist der fortgeschrittenen Kunst des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts ein Gekreuzigter im nördlichen Seitenschiff, dessen Körper und Haupt von wahrhaft edlem Schönheitsgefühl und ergreifender Empfindung durchströmt ist.

Von den Werken der Grabmalkunst endlich, die sich im Dome zahlreich erhielten, soll noch näher die Rede sein. Vornehmlich auch im Domkreuzgang haben sie ihre Stätte. In diesem Kreuzgang herrscht die reine Stimmung einer wohl erhaltenen Altertümlichkeit. Da ist kein unverbundenes Bielerlei.

In der Zeit von 1487 bis 1510 erbaute man diese Hallen auf den Grundlagen des älteren, romanischen Kreuzganges. Auch Burgkhardt Engelberger, der Baumeister der Ulrichskirche, hatte Anteil an dem Werke. Die grüne Farbe der Gewölberippen, die altersgraue Tünche der Gewölkappen und der Wände und das warme Rot der Steinfliesen erzeugen in Verbindung mit den in Fußboden und Wand eingelassenen Grabplatten und Steinbildern eine wundersam malerische Wirkung.

Man wandelt in diesen Hallen über Gräbern, umgeben von einem erstaunlichen Reichtum alter Kunst. Diese strömt hier noch ihre ganze Poesie aus; denn hier haben, anders als in den Museen und Sammlungen, ihre Werke noch die alte echte Beziehung und Bedeutung, wie zu der Zeit, als sie entstanden. In dem stillen Frieden dieser Gewölbe sprechen sie zu uns als ergreifende Bekanntnisse menschlicher Hinfälligkeit und frommen Sinnes. Domherren, Bürger, Stifter und Guttäter der Kirche schlafen da in großer Zahl unter dem Fußboden den letzten Schlaf. Nicht weniger als 431 Denkmäler und Inschriften zählt man, die den Zeitraum von 1285 bis 1805 umfassen. Alle Formen sind vertreten, vom einfachsten Denkstein bis zum wohlgeformten Bildwerk der Renaissance und dann wieder bis zu anspruchsvollen und prunkenden Monumenten des Barock und des Rokoko.

Kirchliche Bauwerke des Spätmittelalters:

Noch während der Bauzeit des Domes erhoben sich verschiedene schlichtere Kirchen, die das heutige Stadtbild noch mitbestimmen. Doch hat keine sich ihre ursprünglichen Innenformen bewahrt. Angenehm werden die langen Häuserreihen der Maximiliansstraße unterbrochen und belebt durch den hochragenden massigen Bau der Morizkirche, deren Turm,

auf romanischen Grundlagen aufgerichtet, erst 1534 seine jetzige Gestalt erhielt. Das Kircheninnere läßt auch in der 1714 geschaffenen barocken Verkleidung, zu der Matthias Lotter die Stukkaturen und Anton Seutter wenig bedeutende Deckenbilder lieferte, das schöne freie gotische Raumbild erkennen.

In der ganz einfachen vorstädtischen Jakobskirche erinnern außer der noch erkennbaren alten Anlage Wandgemälde aus dem Jahre 1469 im Chor und ein eigenartiges Tafelbild mit einer Verkündigung aus dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert an die gotische Vergangenheit. Dagegen ist in der Barfüßerkirche, die um 1400 nach einem Brande des Barfüßerklosters entstand, der mittelalterliche Eindruck völlig verwischt durch barockes Zierwerk, dessen Stukkaturen ebenfalls Matthias Lotter machte, während die Deckenmalereien gleichzeitig von dem als Freskenmaler hochangesehenen Direktor der Augsburger Stadtkademie, G. G. Bergmüller stammen (1730). Die reizvolle, in reichstem Rokoko gehaltene Kanzel und die in ihrem Aufbau nicht eben gelungene, dafür aber als Meisterwerk der Tontechnik bekannte Orgel des zu seiner Zeit berühmten Augsburger Orgelbauers Johannes Stein vollenden im Verein mit den an den Wänden aufgehängten zahlreichen Tafelgemälden von Augsburger Meistern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts den Eindruck eines vorwiegend späteren Bauzeiten entstammenden Gotteshauses. Man muß seitlich in den noch gut erhaltenen Kreuzgang eintreten, um unter seinen Gewölben und in der Nähe von franzengeschmückten Konsole und wappengezierten Schlusssteinen sich wieder in die gotische Zeitstimmung zu versetzen. Oder aber man muß auf den Dachboden steigen, wo vor kurzem am ehemaligen Triumphbogen der obere Teil eines riesigen, ins Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gehörigen Wandgemäldes aufgedeckt worden ist.

Zwei kleinere Bauwerke dagegen führen uns noch in erquickender Reinheit und Frische vor Augen, wie ansprechend und reizvoll die gotische Baukunst auch in Augsburg in kleineren Verhältnissen zu gestalten vermochte: die jetzt als Wirtsstube dienende ehemalige St. Leonhardskapelle, die dem einstigen Welscherhaus an der Ecke der Karolinen- und Karlsstraße eingebaut ist, und die an die Nordseite des Chores von St. Anna angebaute Goldschmiedskapelle. Das Leonhardskirchlein, angeblich 1241 begründet, aber erst viel später im Stile reifer Gotik gewölbt und an Kapitellen und Schlusssteinen mit Schmuckformen und Zierbildern ausgestattet, konnte glücklich erhalten werden, wenn es auch seinem einstigen Zwecke gänzlich entfremdet ist. Dieses Kleinod gotischer Kunst muß dauernd vor dem Vergehen bewahrt werden.

Die Goldschmiedskapelle ist in dieser Hinsicht besser daran; sie dient noch gottesdienstlichen Zwecken. Um 1420 gestiftet von den Eheleuten Konrad und Afra Hirn, deren Grabmal jetzt im Dome steht, ist das Kirchlein 1496 von dem Goldschmiedehandwerk, in dessen Pflege es seit dem Tode der Stifter stand, gegen Westen erweitert worden. Der Raum atmet schöne Stimmung, die in glücklichster Weise gehoben wird durch die sparsam ausgebesserten Malereien, in welchen die ganze Kapelle prangt. Eines der seltenen noch erhaltenen Beispiele vollständiger Ausmalung eines gotischen Kirchenraumes!

Mehr als der Dom gilt den Augsburgern die Ulrichskirche als Wahrzeichen der Stadt. Mit Recht rühmen sie das hochragende Bauwerk mit seinem schlanken emporsteigenden Turm als prächtigen Abschluß der Hauptstraße. Religiöse Umstände verliehen der Kirche von jeher einen besonderen Rang. Denn sie, nicht der Dom birgt die Gräber der Augs-

burger Bistums-Heiligen St. Afra, St. Ulrich und St. Simpertus, zu deren Verehrung die Gläubigen aus Stadt und Land zeitweise in Scharen herbeiströmen. Schon die Erbauung dieses Gotteshauses war daher weit mehr eine allgemeine Angelegenheit der ganzen Stadt als diejenige des Domes. Die Reichsstädter gaben lieber Bauspenden für das im Bürgerrecht der Stadt stehende Benediktinerstift St. Ulrich, in dessen gastlichem Refektorium auch die Laien viel aus- und eingingen, als für den Dombau des adelsstolzen Domkapitels und der Bischöfe, mit denen die Bürger in ewigem Hader lebten.

Die kunstsinnigen Abte von St. Ulrich, Johannes von Giltlingen und Konrad Mörlin, wußten auch den Kaiser Maximilian für das Bauunternehmen zu gewinnen. Am 23. Juli 1500, während des großen Reichstags dieses Jahres, nahm der Erzbischof Berthold von Mainz unter großem Gepränge die Einweihung des Langhauses vor; am gleichen Tage legte Maximilian selber den Grundstein zum Chor.

Meister Burkhardt Engelberger aus Hornberg im Schwarzwald leitete seit 1478 als Nachfolger Valentin Kindlins den Bau. Engelbergers Name ist dauernd ruhmwoll verknüpft mit den Arbeiten zur Erhaltung des Ulmer Münsterturmes. Dabei bewährte sich das glänzende technische Können des Meisters. Sein Augsburger Werk aber sieht man zuweilen allzusehr als Ergebnis spätgotischen Verfallstiles an. Manches an diesem Tadel ist ja berechtigt. Engelberger war eben ein echter Sohn seiner Zeit. In ihr lebte aber nicht mehr die jugendliche, schwungvolle Schöpferkraft, der die Blüte der früheren Gotik entsproß. Kühler, handwerksmäßiger war man jetzt in der Bauweise geworden.

Die Fertigstellung der Ulrichskirche fiel in eine Zeit, die wir für Augsburg als eine solche höchster bürgerlicher Macht und Handelsblüte kennen gelernt haben, zugleich aber auch als eine

Zeit tiefgreifender Gährungen und Wandlungen, in welcher im geistigen und wirtschaftlichen Leben das Herkömmliche ins Wanken kam; in welcher der Gedanke, daß alles sich von Grund aus ändern müsse und daß gewaltige Neuerungen im Anzuge seien, die Köpfe erfüllte; in welcher auch die Kunst die mittelalterlichen Geleise zu verlassen und neue Bahnen einzuschlagen begann. Wie sollte es anders sein, als daß ein Abbild dieser Strömungen uns auch aus dem großen Bauwerk entgegenblickt, das die Augsburger in solcher Zeit schufen?

Engelberger plante anfänglich das Äußere der Kirche wesentlich anders, als es vor Augen steht. Aus alten Abbildungen ist noch zu ersehen, daß er an die Seiten des Chores zwei hochaufstrebende gotische Türme zu setzen gedachte, in ähnlich reichgezierten Formen, wie er sie dem duftigen Helmgebilde des Pfarrkirchturmes zu Bozen gegeben hat. Sie sollten der Kirche offenbar das majestätische Ansehen eines großen Münsters verleihen. Zur Ausführung dieser Türme kam es nicht. Erst 1594, also ein Jahrhundert danach, vollendete man den Südturm, dessen flare Renaissanceformen und Kuppeldach geradezu vorbildlich für die Augsburger Kirchtürme geworden sind.

Die Anlage der Kirche beharrte bei dem herkömmlichen gotischen dreischiffigen Langhaus mit Querhaus und Chorabschlüssen. Allein wie deutlich spricht sich das Ringen Engelbergers nach neuen Bildungen aus in dem Teiltwerk! In diesem Drange scheut er nicht zurück vor völliger Loslösung des zierenden Beiwerks von den baulichen Grundformen; geistreiche Kunststücke ersinnt er und Kunstgewerbliche Formen überträgt er unbedenklich auf die große Architektur. Das kühne Gewölbe des Simpertuschores und das lustige Gefüge des jetzt durch eine neuzeitliche Nachbildung ersetzen nördlichen Portals, das man nicht mit Unrecht eine Filigranarbeit in Stein genannt hat, dürfen als die augenfälligsten Erzeugnisse

dieser technischen Meisterschaft gelten. So sehr man die erfindende Gestaltungskraft Engelbergers an solchen Arbeiten bewundern muß, so wenig befriedigend wird man das schwunglose Maßwerk der ungemein hohen Fenster, die eigentümliche, trockene Formung der Gewölbe und Rippen finden. Diese Nüchternheit wirkt niederschlagend auf den hinreißenden Eindruck, den man im ersten Augenblick beim Betreten des Kircheninnern von dem zu gewaltiger Höhe ansteigenden Mittelschiff wohl erhält.

Übrigens fällt in die Augen, wie stark gerade hier das Gesamtbild des Kircheninnern bestimmt ist durch spätere ziervolle Kapellenbauten, die in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als Stiftungen verschiedener Fugger zustande kamen; weiter durch die in der Hauptsache um 1600 unter Abt Johannes Merk geschaffene Ausstattung, die auch noch in der Folgezeit mancherlei Zutaten erfuhr. Nur noch spärliche, aber künstlerisch bedeutsame Reste erinnern daran, daß die Kirche in ihrer Bauzeit eine Ausschmückung hatte, zu der namhafte Meister wie der Bildhauer Adolf Daucher und Gregor Erhardt, die Maler Gumpolt Giltlinger und Hans Holbein der Ältere reichlich beisteuerten. Dieser schuf zahlreiche prächtige Fenstergemälde. Als vollendete Erzeugnisse seiner Kunst sind namentlich die prachtvolle Madonna und ihre Seitenstücke erkannt worden, die früher im Fenster der Abtkapelle zu einer wohlgefügten, ungemein farbenfreudigen Gruppe vereinigt waren, jetzt aber getrennt in den Sakristeifenstern eingesetzt sind.

Das Werk des St. Ulrichsstiftes regte die Bautätigkeit der andern Klöster lebhaft an. Es war wohl auch das Empfinden, daß man Versäumtes nachzuholen habe, das zu regerem Schaffen trieb. Die Karmeliter von St. Anna gestalteten in

dem Jahrzehnt nach 1487 ihr alte Kirche gänzlich um, nachdem sie schon ihr 1460 abgebranntes Kloster neu erbaut hatten. Mit der Goldschmiedskapelle vereinigen sich diese Gebäude noch jetzt zu einer anziehenden Gruppe. Der erst 1602 von Elias Holl in zierlichen Renaissanceformen ausgebaute, über ecks gestellte Turm vollendet den malerischen Gesamteindruck aufs glücklichste. Reine gotische Altertümlichkeit herrscht noch im Kreuzgang, der sich mit der großen Zahl seiner Grabdenkmäler demjenigen des Domes würdig zur Seite stellt, und in dem stillen epheumrankten Höflein, das dieser Kreuzgang umschließt. Betritt man aber das Innere der Annakirche, so ändert sich das Bild. Im Langschiff bestimmt das Rokoko der von Andreas Schneidmann zusammen mit dem Freskenmaler J. G. Bergmüller 1747 bis 1749 geschaffenen Dekoration vorwiegend den Eindruck. Sie ist nicht in allem bedeutend. Von Bergmüller gibt es bessere Bilder als diese Deckengemälde. Zu wohltuendem Vorteile gereicht dem Ganzen die schon früher (1682) von Heinrich Eichler in strengem Barock geschaffene Kanzel. Der östliche Chor hat noch das alte Gewölbe; doch erhält das Gesamtbild seine Vollendung erst durch die ehemalige Grabkapelle der Fugger, die als Westchor mit der Kirche zu einem Raum verbunden ist.

Mit dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert drangen neue Gedanken in die kirchliche Baukunst ein, die nicht mehr aus der glaubensinnigen Frömmigkeit des Mittelalters entsprangen, welche den gotischen Stil miterzeugt hatte, die vielmehr in einer neuen, auch in Glaubensfragen kritischer gewordenen Zeitsetzung wurzelten. Als die stärkere Neugamkeit der Geister nicht mehr so recht Halt machen wollte vor den Schranken der Kirchenlehre, gewann die Predigt im religiösen Leben steigende Bedeutung. Deren Bedürfnissen entsprach aber weit besser als die hergebrachte gotische Kirchenanlage die Hallenkirche mit

gleich hohen Schiffen und möglichster Weitstellung der tragenden Stützen. Zudem kam man mit dieser Bauart auch einem neuen Raumgefühle entgegen, das mit der beginnenden Renaissance sich einstellte.

Als man seit 1502 die Kirche von Heilig Kreuz baute, übernahm man die Hallenanlage auch in Augsburg; in der nur mehr zweischiffigen Dominikanerkirche und der jetzt zur Gemäldegalerie umgewandelten Kirche des Katharinenklosters ward sie etwa anderthalb Jahrzehnte später folgerichtig weiter gebildet. Heilig Kreuz ist von J. Herkommer aus Füssen nach 1716 mit großem Verständnis für die ursprüngliche Grundform barock umgestaltet worden, sodaß die freie, schöne Raumwirkung keine Einbuße erlitt. Aus den überaus schlanken und weitgestellten Rundpfeilern wurden dabei korinthische Säulen, reiche Stukkaturen und Malereien von J. G. Bergmüller decken die alten Gewölbe und erfüllen den Raum mit festlich heiterer Pracht, die an italienische Barockkirchen erinnert.

Die bedeutendste dieser Bauten war die zweischiffige Dominikanerkirche. Sie ist 1517 fertiggestellt und zweihundert Jahre später von den der Wessobrunner Schule angehörigen Gebrüdern Feichtmaier in schwungvollen Spätbarockformen umgestaltet worden. Durch die Säkularisation verfiel das Gotteshaus einer Jahrzehntelangen Verödung. Was von der einstigen reichen künstlerischen Innenausstattung nicht niet- und nagelfest war, verschwand. Erst in den letzten Jahren konnte die Stadt infolge der hochherzigen Stiftung einer kunstförmigen Bürgerfamilie den Innenraum wieder instandsetzen und einer würdigen Bestimmung übergeben. Man hat nun wieder den ungestörten Genüß des prachtvollen, lichten Raumbildes.

An den Längswänden künden vier aus dem Jahre 1520 stammende steinerne Inschrifttafeln in fein ornamentierten Früh-

renaissancerahmen, die nach Burgkmair aussehen, daß der Bau dieses Gotteshauses nicht nur eine Angelegenheit des Predigerklosters gewesen ist, sondern daß neben den Bürgern der Reichsstadt auch Kaiser Maximilian, sein Sohn Philipp, seine Enkel Kaiser Karl V. und König Ferdinand ihm ihre Förderung haben angedeihen lassen. Die Kapellenreihen an den Seiten der Kirche aber dienten Jahrhunderte lang als Begräbnisorte für die ersten Augsburger Kaufmannsfamilien, die sich in künstlerische Ausschmückung der Kirche manches Stück Geld kosten ließen. Die kunstvollen Gitter, die die Kapellen abschließen, sind neue Arbeiten, entworfen im Geiste der Erbauungszeit.

Bemerkenswert sind die bei der Instandsetzung aufgedeckten Frührenaissance-Malereien der sogenannten Rosenkranzkapelle, in der auch einige wertvolle Bruchstücke der einstigen Innemalereien aus der Zunftstube des abgebrochenen alten Weberhauses untergebracht sind. Auch andere Gemäldereste lassen darauf schließen, daß der Innenraum des Gotteshauses ursprünglich reich bemalt war.

Während nun diese letzgenannten Bauten aufgeführt wurden, die nur noch halb den mittelalterlichen Kunstauffassungen folgten, bei denen zum Teil auch schon welsche Schmuckformen angewandt wurden, errang die Renaissance ihren ersten großen Sieg in Augsburg und damit in Deutschland, als Jakob Fugger für sein Geschlecht von 1509 ab die Fuggersche Grabkapelle bei St. Anna erbauen ließ. Noch ist die Frage offen, wer wohl der Baumeister gewesen ist. Eines nur steht fest: Der dieses Werk ersann, der dachte und schuf ganz im Sinne venezianischer Bauweise. Wenn er auch in dem schönen Kreuzgewölbe mit dem lieben Madonnenbild am oberen Schlussstein deutsch blieb und sich der gotischen Umgebung der Annakirche anpaßte, so arbeitete er im übrigen doch schulgerecht mit südlischen Formen.

Aber nicht die Architektur verlieh einst dieser Grabkapelle einen bis dahin in Deutschland nicht gekannten Glanz, sondern ihre ganz im Geiste der Renaissance geschaffene Ausstattung, die leider durch mißliche Umstände zum größten Teile untergegangen ist. Als nämlich die Annakirche in der Reformationszeit den Evangelischen zufiel, entzogen die Fugger der Grabkapelle ihre Kunst. Jakob selber wurde wider seinen letzten Willen 1526 dort beigesetzt. Seiner Schöpfung fehlte in der Folgezeit die sorgfältige Pflege. Und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verschleuderte Unverstand vollends die beweglichen Stücke der Ausstattung.

Die Pracht, die einst diesen Raum erfüllte, entsprach dem in Italien reif gewordenen Geschmack und dem Reichtum Jakob Fuggers. Verschiedene große Künstler mußten zusammenwirken, um der von ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Neuerdings glaubt man Peter Flötner als den Urheber der Entwürfe zur Gesamtdekoration ansprechen zu können. Die Augsburger Bildhauer Adolf und Hans Daucher aber gelten als die ausführenden Meister, was den verschwundenen Altar und die zum Teil im Berliner Museum noch erhaltenen antikisierenden Köpfe und Büsten des Chorgestühles anlangt, das von seltener Pracht war. Der Nürnberger Peter Vischer goß das Abschlussgitter; es ist allerdings nie an Ort und Stelle gekommen. Der von dem Augsburger Schlosser Thomas Beyger geschaffene Ersatz verschwand spurlos.

Gleichwohl, was noch zu sehen ist, genügt, die Großartigkeit des Ganzen wenigstens ahnen zu lassen. Wie schön ist das von dem Niederländer Jan Dobraw 1512 fertig gestellte herrliche Orgelwerk in den Raum hineingepaßt! Noch prangen die Flügel in den hellen, lichten Farben ihrer Bilder. Unter dem mächtigen Aufbau aber verkünden vier Hochbildtafeln den siegreichen Einzug der welschen Kunst in die deutsche Bildnerei.

Die Kraft und Schönheit der von Albrecht Dürer stammenden Entwürfe einer Auferstehung und eines Philisterkampfes Simsons ist auf den beiden mittleren Epitaphien vom ausführenden Bildhauer nicht voll erreicht worden. Er konnte den hochgeschraubten malerischen Ansprüchen nicht genügen, welche die Entwürfe stellten. Aber ihren dekorativen Zweck erfüllen die Tafeln vollauf im Vereine mit den beiden Seitenstücken, reich gehaltenen Wappentafeln, zu deren phantastischem Schmuckwerk Hans Burgkmair die Vorlagen gezeichnet haben könnte.

Jakob Fuggers Schöpfung bedeutete eine Großtat. Man hat sie nicht mit Unrecht in Vergleich gestellt mit dem Maximiliansgrab in Innsbruck. Beide Werke sind aus dem Geiste edler Renaissance geboren, die über das schlichte gotische Grabmonument hinausführte zu Denkmälern großen Stiles, bestimmt, das Andenken der Stifter für alle Zeiten ruhmvoll zu bewahren. Ein eigenständiges Verhängnis wollte es, daß die Fuggerkapelle dieser Bestimmung verloren ging.

In seiner Entstehungszeit aber wirkte dieses Kunstwerk wie die Offenbarung eines neuen Geistes. Augen und Sinne der heimischen Künstler nahm es gefangen und beeinflußte ihr fernereres Schaffen. Der Augsburger Kaufherr hat solchermaßen der südlichen Kunstweise in Deutschland Bahn brechen helfen.

Bürgerliche Bauweise.

Die Stadtansicht von Georg Seld zeigt deutlich, zu welch reichem Gesamtbilde sich Kirchen, Türme und Häuser und Gärten der Stadt um 1521 vereinigten, trotzdem kein eigentlich monumentales Bauwerk aus ihr beherrschend hervorragte. Auch das einfache bürgerliche Wohnhaus war unter dem Zwange immer mehr verschärfter Bauordnungen zu einer bemerkenswerten Güte der Durchbildung gediehen. Die Häus-

chen und Gassen der Fuggerei können als klassische Beispiele gelten, wie man selbst in den kleinsten Verhältnissen zweckdienlich und gefällig zu bauen verstand. Über die Masse der meist schmucklosen Handwerkerhäuser ragten in stattlicher Zahl die Wohnsäle von Kaufleuten und Geschlechtern hervor, darunter manche sehr altertümliche, die eher nach ritterlichen Trutzburgen als nach Bürgerwohnungen aussahen.

Reiche plastische Zier wie in andern mittelalterlichen Städten war in Augsburg freilich nicht üblich, da man hier mangels bessern Materials fast ausschließlich mit Backstein baute. Auch bei größeren Häusern begnügte man sich, mit einem schlichten Erker die Schauseite zu beleben. Im übrigen fand der Drang nach künstlerischer Verschönerung schon frühzeitig Befriedigung in der Bemalung der Giebel und Wände. Dass der Rat öffentliche Stadtgebäude, dass Zünfte und Bürger ihre Häuser mit Wandbildern schmücken ließen, ist schon für das fünfzehnte Jahrhundert durch mancherlei Nachrichten bezeugt. Im Zeitalter Maximilians wurde die Außenmalerei allgemein üblich. Daher blieb man auch in dieser prachtliebenden Zeit meist bei einfacher Gestaltung der Wände und Giebelseiten, die der Bemalung das beste Feld bot und auch dem Backsteinbau am ehesten entsprach. Auch die Renaissance übernahm in der Folge von der Gotik diese Gepflogenheit und bildete dafür die Fassadenmalerei zu einer sonst in Deutschland nirgends erreichten Vollkommenheit aus.

Am meisten wandte man architektonische Zier noch an bei den Toren und Mauertürmen. Viele sind schon im sechzehnten Jahrhundert niedergelegt worden, als die neue Art der Befestigung mit Erdwällen und Bastionen aufkam. Was damals nicht fiel, wurde später umgebaut oder beseitigt. Nur drei Befestigungswerke mittelalterlichen Stils ragen neben Bruchstücken von Wehrgängen noch in die Lüfte: das sechseckige

Jakobertor mit seinem von Alterspatina überzogenen Spitzhelm, das noch ins vierzehnte Jahrhundert zurückreicht; das einfache, massive Vogelstor aus dem Jahre 1445 und der erkergeschmückte Fünfgratturm am Rande der Jakobervorstadt. Gerne freut man sich des Anblicks dieser letzten Zeugen der wehrhaftesten Zeiten Augsburgs. Das Stadtbild wäre ohne diese altersgraue Gesellen um einige besonders reizvolle Züge ärmer.

Gleichzeitig mit der kirchlichen Bautätigkeit nahm im Zeitalter Maximilians auch die bürgerliche einen lebhaften Aufschwung. Die Stadt selber führte eine Reihe größerer Bauten auf und verschönerte um 1516 ihr altes Rathaus, das bei dieser Gelegenheit einen feinen gotischen Turmaufbau erhielt und von Ulrich Apt und Jakob Maurmüller nach den Anweisungen Peutingers mit Bildern aus der Habsburgischen Kaisergeschichte bemalt wurde. In dieser Zeit vergrößerte auch die Weberzunft ihr Heim an der Reichsstraße ganz im Stile des schlichten Bürgerhauses. Noch vor wenigen Jahren stand dieses berühmt gewordene Wahrzeichen der altaugsburger Gewerbe- und Handelsblüte. Als späteres privates Geschäftsgebäude hatte es allerdings sein einstiges inneres Aussehen durch Umbauten gänzlich eingebüßt und nur noch seine äußere Form leidlich erhalten. Als die Stadt das Haus erworben hatte, entschied sie die Frage, ob Versuch einer Wiederherstellung oder Neubau unter enger Anlehnung an das alte Vorbild, in letzterem Sinne. Wer das neue Haus betrachtet, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß in diesem Falle, wo Überlieferung und bauliche Umgebung unbedingt auf eine Nachbildung hinwiesen, irgend eine andersgeartete Neuschöpfung am Platze gewesen wäre.

Allezeit hat die stolze Weberzunft dafür Sorge getragen, daß ihr Haus seine Bestimmung als Stätte des Gewerbes und Handels und genossenschaftlicher Geselligkeit schon in seinem

Aussehen zur Schau trug. Auch hierbei fiel der Malerei nach Augsburger Sitte die Hauptaufgabe zu. Noch zeigt man im Münchener Nationalmuseum die gemalte Täfelung und Sonnendecke aus dem fünfzehnten Jahrhundert als Merkwürdigkeit. Nach dem Umbau von 1517 bekamen die Innenräume neue Wandbilder. Bruchstücke von solchen, die der jüngere Jörg Breu malte, wurden beim Abbruch blosgelegt, einiges konnte abgenommen und in der Dominikanerkirche verwahrt werden. Es genügt, um uns mit hoher Achtung vor dem Können dieser Augsburger Wandmaler zu erfüllen.

Fast hundert Jahre später zierte der Stadtmaler Mathias Kager, ein nicht gerade bedeutender Künstler, Giebelseiten und Westwand nochmals mit neuen mächtigen Gemälden im Stile der Spätrenaissance, wahrscheinlich unter Beihilfe seines weit begabteren Genossen Hans Rottenhammer. Am neuen Hause sind auch diese Werke, welche die Tuchgewerbe und die Bedeutung der Weberzunft in der Geschichte der Stadt verherrlichten, nachgebildet worden. So gewinnen wir eine augenfällige Vorstellung von dem, was einst war. Die wachsende Prachtliebe der Vornehmen ließ in der obren Stadt eine Reihe neuer großer Bürgerhäuser erstehen, die sich aber immer noch in den hergebrachten gotischen Grundformen hielten. Ulrich und Georg Fugger errichteten ein großes Doppelhaus, das heute zu einem neuzeitlichen Kaufhause umgebaut ist (D 280 und 254). Wo die beiden Gebäude zusammenstießen, hatten die Fugger ihre Geschäftsräume, die wegen ihrer prächtigen Ausstattung berühmte „Guldene Schreibstube“. Noch erinnern einzelne beim Umbau rücksichtsvoll bewahrte Details, wie Portale, Türen, Gewölbe und Arkaden des Hofs, mitten im Getriebe modernen Geschäftslebens eigenartig genug an das alte Augsburger Handelshaus. Die Hallen im Erdgeschoße

des von Andreas Grander und seinem Schwiegersohne Bartholome Wesser erbauten Hauses D 251 in der St. Annastrasse, dann der ausgezeichnete erhaltene zierliche Erkerturm des von Ambrosius Höchstetter an der Ecke des Kesselmarktes 1504 bis 1506 aufgeföhrten Wohnhauses (D 160) sind beachtenswerte Reste einstiger gotischer Prachtgebäude. Wie dasjenige der Höchstetter im Schmucke seiner stattlichen Giebel und Erker und seiner reichen Fassadenbemalung sich ausnahm, wie es dem ehemals mit einem Brunnen gezierten Platz an dem es steht, zu einem einzigen schönen Bild verhalf, ersehen wir noch aus alten Stichen.

Die Arbeiten an der Grabkapelle von St. Anna waren noch im Gange, als Jakob Fugger den Bau der Fuggerhäuser in der Maximiliansstraße in Angriff nehmen ließ. (1512.) Hier wirkten die italienischen Einflüsse bereits so stark, daß nicht mehr ein schlichtes deutsches Giebelhaus zustande kam, sondern daß man den mit einem steilen, noch echt deutschen Satteldach gedeckten Palast mit der ganzen, mächtigen Ausdehnung seiner Breitseite an die Reichsstraße stellte. Aber auch hier sah man von architektonischer Gliederung ab und ließ lieber die Wände mit farbenprächtigen Bildern schmücken, vermutlich von Hans Burgkmair. Heute nehmen deren Platz die von Ferdinand Wagner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemalten Fresken ein, die trotz angenehmer Wirkung natürlich kein hinreichender Ersatz sind.

Über die einstige Pracht der Innenräume berichten Zeitgenossen in staunenden Lobeserhebungen wahre Wunderdinge. Sie ist vergangen, vergessen! Nur die Kunstkammern in dem gegen den Zeugplatz gelegenen Rückhause, die aber späterer Zeit (1560) angehören als der Hauptbau, rufen die Erinnerung daran noch kräftig wach. Andere, von der Familie Fugger nicht mehr benützte Teile des Palastes dagegen bieten ein

Bild langer Vernachlässigung. Welcher Abstand die Zeitzeit trennt von den Tagen des Glanzes und der Bürgergröze, das wird auch fühlbar in dem Höfchen von 1515, das als Kleinod frühester Renaissance auf deutschem Boden ähnlichen Ruf erlangt hat wie die Grabkapelle von St. Anna. Einst, als die Wandbilder Hans Burgkmairs noch die Arkaden des Höfchens zierten, müssen seine vornehmen Bauformen und die Kunst des deutschen Malers wunderbar zusammengelungen haben.

Bildnerei.

In der besonderen Art der mittelalterlichen Bauweise Augsburgs lag es begründet, daß hier der Bildnerei, der treuen Helferin der Architektur, keine bedeutende Aufgabe mehr zufiel, seitdem die Domportale fertig standen. Die Altarplastik hat sicherlich auch hier geblüht. Allein kein großes, ganzes Werk erhielt sich an Ort und Stelle; auf einzelne Bruchstücke wurde schon hingewiesen. Dagegen ist der erstaunliche Reichtum an Werken der Grabplastik in Kirchen und Kreuzgängen schwer zu übersehen. Fast will es scheinen, als ob die Bildnerei sich durch reiches Schaffen auf diesem Gebiete schadlos gehalten hätte für den Mangel an anderen Aufgaben. Freilich waren ihr da von vornherein engere Schranken gezogen. Wenn sie trotzdem diese Schwierigkeiten überwand und sich zu einer bedeutenden Höhe durchrang, so ist das ein Grund mehr, nicht gering zu denken von dieser Grabkunst.

Sie verkörpert fast lückenlos die Stilentwicklung zweier Jahrhunderte. Neben handwerklichen Arbeiten stehen nicht wenige von hoher Güte und Schönheit. Diejenigen des vierzehnten Jahrhunderts allerdings sind meist noch derb und unbeholfen. Aber auch in manchen von ihnen regt sich schon in packender

Weise das Ringen nach Form und Ausdruck und lebt der göttliche Funke echter Kunst.

Als eine für sich bestehende Merkwürdigkeit aus dieser früheren Zeit muß das in Erz gegossene Denkmal des 1302 verstorbenen Bischofs Wolfhardt von Roth in der Konradskapelle des Domes angesehen werden. Eine Inschrift besagt, daß schon damals die Arbeit zwischen Bildner und Gießer geteilt war. Ein Meister Otto formte die Liegefigur des Bischofs in Wachs, ein Meister Konrad goß sie in Erz. Trotz aller Mängel der Formenbehandlung ergreift das Werk durch die tiefe Wahrheit des bildnisartigen Kopfes, in dessen Antlitz der Künstler zugleich das Leiden des Sterbens und den Frieden des Todes ausprägte, so sicher, als wenn er sich einer Totenmaske bedient hätte.

Die Werke des fünfzehnten Jahrhunderts zeigen in langer Reihe eine stetig vorwärtsschreitende Entwicklung des künstlerischen Verständnisses und Könnens. In den Werkstätten der Former und Bildner beginnt man die Natur schärfer zu beobachten und getreuer nachzuahmen. Iwar die Bildnisse der jetzt im Dome aufgestellten zierlichen Tumba der Eheleute Hirn (1425), der Stifter der Goldschmiedskapelle, sind noch oberflächlich erfaßt. Und der Grabstein des Apothekers Claus Hofmair in der Moritzkirche (1427) interessiert mehr wegen des merkwürdigen kulturhistorischen Beiwerkes, der Tracht der Figur und des seltsamen Wappenschmucks, als wegen seiner künstlerischen Eigenschaften.

Allein schon die Grabmäler der nächsten Jahrzehnte weisen die Merkmale stärkeren Wirklichkeitssinnes und reinerer Formenbehandlung auf. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts läßt sich die Augsburger Bildnerei bereits als selbständige Gruppe von besonderer Eigenart erkennen. Auch sie strebt nach Naturwahrheit im Sinne des damals üblichen Realismus. Aber

schon verbindet sie damit eine auffallende Zierlichkeit der körperlichen Erscheinung, eigentümliche Zartheit und Schlankheit der Figuren, maßvolle Wiedergabe seelischer Empfindungen, die sich meist fernhält von den naturalistischen Übertreibungen und Verzerrungen, welche die Werke aus jener Zeit sonst häufig verunstalten. Schon wissen die Künstler so entzückende Madonnenbilder zu gestalten wie auf dem Gässlepitaph des Domkreuzganges (1465).

Gelegentlich freilich scheut man auch nicht vor dem stärksten Naturalismus zurück. Noch bei seinen Lebzeiten ließ sich Kardinal Peter von Schaumberg im Chorumgang ein Grabmal errichten, auf dessen Platte ein halb verwester Leichnam dargestellt ist, als Beute von allerhand ekelhaftem Getier. Auf Geheiß des Stifters mußte der Künstler hier den Tod in seiner grausigsten Gestalt abbilden.

Wie aber der Realismus anderseits der Menschendarstellung zugute kam, das ersieht man deutlich aus den einfachen, doch vortrefflichen Bildnisgrabsteinen zweier Pröbste in St. Georg (1479). Und wie dann wieder glänzender Prunk gesucht wird, dafür ist ein Beispiel das reich mit Wappen gezierte Grabmal des Bischofs Johannes von Werdenberg (1486) im Chore des Domes.

Um die Wende zum sechzehnten Jahrhundert begann eine lange Reihe hochstehender Werke. Es ist die Zeit, in der ebenso wie in andern Kunstzweigen zuerst bestimmt erkennbare Künstlerpersönlichkeiten hervortraten, Meister wie Gregor Erhardt, Hans Beirlin, Loy Hering. Sie reichten mit ihrer Wirksamkeit weit hinaus über die Mauern der Stadt. Noch ist das Lebenswerk jedes einzelnen von ihnen nicht voll erkannt und Gegenstand eifriger Forschung. Aber je mehr diese vorschreitet, desto gesicherter wird die Erkenntnis, daß man die Künstlerschaft dieser Bildhauer lange Zeit zu Unrecht unterschätzt hat.

Man trägt schon jetzt kein Bedenken mehr, manche ihrer Werke den Schöpfungen der Krafft, Vischer, Riemenschneider zur Seite zu stellen. Der Meisel dieser Augsburger brachte Arbeiten zustande, die, ohne von italienischer Art beeinflußt zu sein und ohne das Herbe und Altertümliche der Gotik schon abgestreift zu haben, doch schon hinüberleiten in die Renaissancekunst des sechzehnten Jahrhunderts. Ein hochgesteigertes Schönheitsgefühl zeichnet die Meister aus. Über die bloße Naturnachahmung sind sie hinausgediehen. Mit eigenen schöpferischen Gedanken durchgeistigen sie ihre Gestalten, das innere Leben drücken sie bei aller Kraft der Kennzeichnung abgellärt aus. Auf das Wesentliche richten sie ihren Blick; das Nebensächliche, Zufällige, Alltägliche, das Gekünstelte, das uns an gotischen Plastiken oft stört, verschwindet aus ihren Arbeiten zusehends. Lebenswahrheit und tiefe Innigkeit des Ausdrückes, das Beste der Gotik, vereinigen sie mit gesteigerter formgerechter Durchbildung, zu der sie ihre Beherrschung der Technik und ein vorgeschrittenes Verständnis des Körpers, seiner Bewegungen und Verhältnisse befähigt. Es ist eine hohe Vollendung die sie so noch mittelst der gotischen Kunstweise erreichen.

Gregor Erhardt scheint, obwohl der älteste, der bedeutendste dieser Bildhauer gewesen zu sein. Er griff auch über den üblichen kirchlichen Stoffkreis hinaus. Chroniknachrichten zu folge arbeitete er jahrelang im Auftrage der Benediktiner von St. Ulrich an einer großen Reiterstatue Maximilians, die nach dem Tode des Kaisers unvollendet stehen blieb. Noch im achtzehnten Jahrhundert sah der Augsburger Stadtphysiker und Geschichtsschreiber Paul von Stetten der Jüngere im Hofe des Klosters das unfertige Stück. Welch hoher Kunst Erhardt fähig war, dafür zeugt vor allem die ihm wohl mit Recht zugeschriebene Platte vom Hochgrab des heiligen Simpertius (1492), die aus St. Ulrich ins Münchener Nationalmuseum kam, oder das

schlichte und großzügige Brustbild des Stadtarztes Adolf Deco im Domkreuzgang (1503).

Wie geschickt diese Bildhauer Gruppen zusammenzufassen und sie malerisch zu beleben wußten, welch entwickelte Formensprache ihnen eignete, sieht man an dem Denkmal des Abtes Konrad Mörlin von St. Ulrich (um 1500), das jetzt eine Zierde des Maximiliansmuseums bildet. Ein Meisterwerk ist auch das schöne Sakramentshaus in der Stadtpfarrkirche zu Donauwörth, das in die Reihe dieser Augsburger Arbeiten gehört.

Auf gleicher Höhe stehen zwei Schöpfungen von Hans Beirlin, die Kreuzigung am Grabmal des Bischofs Friedrich von Zollern (1505) und die Ölbergszene an demjenigen des Bischofs Heinrich von Lichtenau (1508), beide im Domchor. Sie erinnern mit ihrer etwas herben Formengebung und kraftvollen Linienführung an Dürersche Art. Von Loy Hering besitzt die Kirche zu St. Georg die überlebensgroße Statue eines Salvator Mundi, die ihren Schöpfer auf dem besten Wege zu großem Stile zeigt.

So stand die Bildnerei, wie auch noch manche Denkmäler im Domkreuzgang bezeugen, auf der Höhe ihrer Entwicklung, noch ehe sich ihr die Formenwelt und Kunstsprache der Renaissance erschlossen hatten. Dann aber wirkte das Beispiel der Fuggerkapelle rasch und nachhaltig. Ganze Gruppen von Denkmälern im Domkreuzgang lassen die bereitwillige Aufnahme der neuen Kunstweise unmittelbar nach 1512 erkennen. Das Epitaph des Offizials Konrad Fröhlich zum Beispiel (1513) vermeidet schon gotische Formen im Rahmenwerk. Und das Doppeldenkmal Zieremberg-Meler (1517) zeigt den Einfluß der südlichen Kunst bereits im sicheren Aufbau der Gruppen, in der Schönheit der menschlichen Erscheinungen, in der Klarheit der Formen und Linien. Der Meister ist mutmaßlich der-

selbe, der den wundervollen Steinaltar in der Pfarrkirche zu Siernberg bei Wien geschaffen hat, ebenfalls eine der reifsten und schönsten Arbeiten deutscher Frührenaissance.

Die Vervollkommenung, welche die neue Art mit sich brachte, lag zweifellos in der Bewegungsrichtung, die die Entwicklung in Augsburg ohnehin eingeschlagen hatte. Gleichwohl ging auch hier die Wandlung nicht überall so rasch und gründlich vor sich, als man meinen sollte. In manchem späteren Bildwerk klingt die Gotik noch nach wie eine liebe Erinnerung.

Rasch und unbedingt eroberte sich die Renaissance das Gebiet der Kleinplastik. Diese nahm einen überraschenden Aufschwung, seitdem es bei Fürsten und Vornehmen Sitte wurde, auf Schau-münzen das eigene Bildnis zu bewahren und in metallenen Flachbildern denkwürdige Ereignisse zu verewigen.

In großer Zahl gingen die Arbeiten der „Konterfetter“ seit etwa 1500 in die Welt hinaus. Auf den in kräftiger Weise arbeitenden Hans Schwarz, den bedeutensten unter den älteren von ihnen, folgte Hans Daucher, der Schöpfer zahlreicher feiner Flachbilder, darunter einzelner wahrhaft großgesehener Darstellungen. Bald nach ihm begann Friedrich Hagenauer seine Tätigkeit, dessen Schaumünzen ihren glänzenden Ruf auch in unseren Tagen bewahrt haben.

Die reichhaltigen Bestände des Augsburger Maximiliansmuseums und die Fuggersche Kunstkammer bergen Prachtstücke dieser einstigen heimischen Kleinkunst.



St. Moritz, Westseite.

Stich aus dem 17. Jahrhundert.

Holbein der Ältere, Burgkmair, Amberger.

Ringende Kräfte.

Hell leuchten die Namen Holbein, Burgkmair, Amberger herauf aus den Tagen des goldenen Augsburg. Man nennt sie zusammen mit den Dürer, Cranach, Grünewald, wenn von der Hochblüte altdeutscher Kunst die Rede ist. Nicht als ob neben ihnen nicht auch andere Maler von Bedeutung in den Mauern dieser Stadt gewirkt hätten. Sie kommen aber doch erst in zweiter Reihe. In jenen aber verkörpert sich der Aufstieg deutscher Malerei aus mittelalterlicher Enge zu freierer Höhe in seiner besonderen schwäbischen Ausprägung.

Es ist im Grunde genommen recht wenig, was wir über die Persönlichkeiten und die äußeren Lebensumstände der besten Künstler Augsburgs im fünfzehnten Jahrhundert und in der Reformationszeit aus Berichten von Zeitgenossen erfahren. Kein Chronist fühlte sich bemüßigt, sich näher damit zu befassen.

Noch in der maximilianischen Zeit sah man in den Malern und Bildhauern nicht viel mehr als besonders geschickte Handwerker und fand es ganz in der Ordnung, daß sie mit Gläsern, Vergoldern und anderen ehr samen Werkleuten in derselben Zunft nach gleichen Handwerksgesetzen lebten. Jene südländische Auffassung, welche die Künstler als gottbegnadete Ausnahme menschen weit über ihre Umwelt erhob, galt im deutschen Lande noch nicht. Erst allmählich begriff man, daß Kunst mehr sei als bloß erlernbare Handfertigkeit.

Aus zahlreichen auf uns gekommenen Werken vermögen wir das Schaffen der hervorragenden Augsburger Maler mit Sicherheit zu erkennen. Viele von ihren Arbeiten sind zerstreut in auswärtigen Sammlungen. Aber auch in ihrer Heimatstadt hat sich eine beträchtliche Anzahl erhalten. Augsburg besitzt in seiner Gemäldegalerie ein Schatzkästlein alter Kunst. Man sieht es dem unscheinbaren ehemaligen Kirchenbau in der Katharinengasse nicht an, welch kostlichen Inhalt er birgt. Die Provinzstadt hat es eben nicht so bequem wie die benachbarte bayerische Residenz, wo stolze Pinakotheken schon durch ihr Äußeres die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Es gilt auch in diesem Punkte wieder der auch sonst oft anwendbare Satz, daß Augsburg mehr ist, als es scheint.

Der Bau, der die Galerie in sich aufgenommen hat, steht in eigentümlicher Beziehung zur heimischen alten Malerei. Dem ehemaligen vornehmen und prachtliebenden Frauenkloster von St. Katharina gebührt nämlich der Ruhm, diese durch reichliche Aufträge kräftig gefördert zu haben. Die frommen Frauen ließen jene großen Bildtafeln malen, die in ihrem spitzbogigen Geräume den Blick auf sich ziehen, sowie man die Sammlungs räume betritt. Als nämlich das Kloster durch die Gnade des Papstes auf das Jahr 1500 einen Jubiläumsablaß bewilligt erhielt, den man sonst nur durch den Besuch der sieben Haupt-

Kirchen Roms erwerben konnte, mußten Hans Holbein und Hans Burgkmair sowie ein dritter unbekannter Augsburger Meister diese Errungenschaften durch bildliche Darstellungen der ablaßkräftigen römischen Basiliken und der Legenden ihrer Patronen verherrlichen. Sie malten in der Folge auch noch ganz andere Bilder für das Kloster.

Diese Tafeln sollten in späteren Tagen der Grundstock der Gemäldegalerie werden! Der historische Geist des Königs Ludwig I. von Bayern sorgte nämlich dafür, daß sie am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung verblieben und mit Werken namhafter Altdeutscher, Niederländer und Italiener in der umgebauten Kirche des säkularisierten Katharinenklosters vereinigt wurden. So kam es, daß der ältere Holbein und Hans Burgkmair mit einem beachtenswerten Teile ihrer Schöpfungen noch in ihrer Vaterstadt vertreten sind.

Nicht selten spricht man von einer Augsburger Schule, aus der diese beiden Meister hervorgingen. Sicherlich war die Malerei in der Reichsstadt schon vor ihnen gut entwickelt. Aber wir wissen wenig sicheres darüber. Wohl sind uns in den Zunftbüchern des Malerhandwerks, die das Stadtarchiv birgt, zahlreiche Meisternamen überliefert. Doch von den Werken besitzen wir nur noch kargliche Überbleibsel, und diese vermögen wir nicht in Beziehung zu bringen mit bestimmten, auf uns gekommenen Namen.

Man muß auf die um 1420 entstandenen Wandbilder der Goldschmiedskapelle und auf die ziemlich reichlich vorhandenen Erzeugnisse der Miniaturmalerei zurückgehen, um einigermaßen den Stand der Augsburger Farbenkunst im früheren fünfzehnten Jahrhundert zu erkennen. Da ergibt sich, daß auch hier die Bahnen der älteren naturfernen mittelalterlichen Darstellungsweise verlassen sind und daß die Wirklichkeit bereits

entdeckt ist. Sie zufriedenstellend wiederzugeben, reichten Kräfte und künstlerische Mittel allerdings noch nicht aus.

Zwei um 1460 entstandene Gemälde, eine Anbetung der Könige im Maximiliansmuseum und eine dazu gehörige Geburt Christi im Pfarrhause von St. Moritz, sind die ältesten erhaltenen Gemälde der Augsburger Tafelmalerei. Der unbekannte, für seine Zeit bedeutende Meister steht ganz auf dem Boden der kräftigen realistischen Kunst, wie sie in Schwaben unter dem Einflusse der reich erblühten niederländischen Schule, hauptsächlich durch Multscher und Witz aufgekommen war, im Widerspruch zu der früheren überzarten und erdfernen Art. Kernfeste Menschen und gutgesehene Landschaften finden sich auf den beiden Tafeln.

Von diesen reichen keine sichtbaren Fäden herauf zum älteren Holbein und zu Burgkmair. Beider Anfänge liegen im Dunkeln. Es lässt sich nur vermuten, daß Burgkmair seine ersten Lehrjahre bei seinem Vater Thoman verbrachte, der längere Zeit die Handwerksbücher der Malerzunft führte, von dessen Arbeiten aber keinerlei Kenntnis auf uns gekommen ist. Kein sicheres Zeichen meldet, wohin die Wanderschaft Holbein, wo hin sie Burgkmair geführt hat. Ungewiß ist, wo sie die für ihr erstes Schaffen bestimmenden Eindrücke gewannen. Nur daß Martin Schongauer, der große Kolmarer, der schon durch seine Stiche und Holzschnitte mächtig auf die schwäbischen Maler wirkte, auch an den beiden Augsburgern gelehrtige Schüler fand, ist wohl kaum zu bezweifeln. In der von Schongauer beeinflussten schwäbischen Art wurzeln sie. Den zeitgemäßen Naturalismus brachten sie weniger derb und handgreiflich zur Geltung, als es sonst geschah. Eine oft altertümlich anmutende Neigung zu verschönern, zierliche Formensprache, mehr Gemessenheit und Würde war den schwäbischen

Meistern eigen, zugleich ein ausgesprochener Sinn für Farbenwirkung.

Zu der Zeit, da Holbein und Burgkmair auftraten, begann auch schon die hochstehende Sonne der italienischen Kunst immer stärkere Lichtwellen nach Deutschland herüberzusenden. Und so mancher deutsche Maler, getroffen von diesen Strahlen, zog aus, dem hehren Scheine entgegen. In Italien erschloß sich den Suchenden eine ganz neue Welt. Berauscht von dem Glanze und dem machtvollen Wesen eines freieren Schaffens kommen sie wieder, um in der Heimat die frohe Botschaft zu künden. Der Größte von allen, Albrecht Dürer selbst, wird der tiefgründigste Prophet deutscher Renaissanc. Holzschnitt und Kupferstich verbreiten die Formen des südlichen Stils, der nun anfängt, die Kunstsprache Europas zu werden. Keine deutsche Stadt lag der mächtigen von Süden kommenden Strömung offener als Augsburg. Die Aufnahme des Neuen ging hier, wie in der Wissenschaft, so auch in der bildenden Kunst früher und nachhaltiger vor sich, als irgendwo in Deutschland.

Unter solchen Verhältnissen nimmt die Entwicklung der Augsburger Maler einen verschiedenartigen Verlauf. Sprunghaft und schwankend ist sie beim älteren Holbein. Nur teilweise und langsam ringt er sich los von der überkommenen alt-schwäbischen Überlieferung, in der sein eigenstes Wesen lebt und webt. Selbst noch seine letzten, reifsten Werke verleugnen bei aller neuartigen sieghaften Schönheit nicht den Zusammenhang mit der Herkunft ihres Schöpfers. Aus ihnen leuchtet zugleich der verklärte Widerschein der zur Rüste gehenden alten und das verheißende Morgenrot einer werdenden neuen Zeit. Aber nicht ihr volles Tageslicht. Sowohl der Sebastiansalter in München (1516) als das Bild des Lebensbrunnens in Lissabon (1519) stehen noch jenseits der Grenze der vollerblühten Renaissance.

Dem Maler Holbein blieb es überhaupt versagt, deren Wesen noch ganz zu ergründen, sich ihr Schauen, ihr Fühlen voll anzueignen. Nur wenn er den Zeichenstift zur Hand nahm, um für seine Mappe ein Bildnis, einen vielsagenden Menschenkopf auf einem Stück Papier festzuhalten, fühlte er sich frei von dem beengenden Zwange, der sich ihm bei der Ausführung der bestellten Tafelbilder hemmend auf die Seele legte. Auch wo er solche Köpfe in seine Gemälde übernahm, stieg er zu einer Höhe hinan, von der aus sich der Ausblick in das Zukunftsland eröffnete.

Im Übrigen aber blieb Holbein in dem ungestüm vorwärts drängenden Kunstschaffen des weltstädtischen Augsburg schließlich stehen als Altgewordener, als der Meister einer sicherlich bedeutenden, aber nicht mehr ganz zeitgemäßen Kunst, welche die Möglichkeiten ihrer Entwicklung erschöpft hatte. Die Heimat bot ihm kein rechtes Arbeitsfeld mehr; mitten in dem jugendlich neuen Wesen eines andersgesinnten Geschlechtes mußte er sich überflüssig vorkommen. In Not geraten, kehrte er um 1517 der Vaterstadt den Rücken, um in der Fremde sein Brot zu suchen, im Elsaß, in der Nähe seines großen Sohnes, der in Basel seine glänzende Laufbahn begonnen hatte. Wahrscheinlich in Isenheim, an der Stätte von Grünewalds herrlichem Altarwerke, ist der Alte 1524 gestorben.

Wie anders Hans Burgkmair! Er besitzt nicht die Tiefe und innere Kraft des älteren Genossen. Es ist nicht seine Sache, in hartem Ringen mit sich selbst aus dem tiefsten Grunde der eigenen Persönlichkeit zu schöpfen und grübelnd der Natur und der Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinung nachzugehen. Aber er fühlt sich wenig beschwert von den hemmenden Fesseln der heimischen zünftigen Überlieferung. Sein geschmeidiges, bewegliches Talent entringt sich ihr leicht und findet sich rasch zurecht im Wandel der Zeit.

Von Anfang an strebt er darnach, den Italienern den Wohlklang der Formen und Linien und den Zauber der Farbe abzulernen und es ihnen gleichzutun. Auf das Formenschöne ist ohnehin seine Begabung hauptsächlich gerichtet. So wird er in seiner Heimatstadt zum glänzenden Vertreter des neuen Geschmacks, wird zum eigentlich beherrschenden Künstler des fortschrittlichen maximilianischen Augsburg. In allen Sätteln ist er gerecht, wie es die Zeitumstände erfordern. Die Technik des Holzschnitts und des Buchbildes lernt er meisterlich handhaben. Er bildet sich zum fruchtbarsten Bildzeichner nächst Dürer heran, indes Holbein den Zeichenstift nur für Studienblätter und Entwürfe gebraucht. Ist Holbein in seinem äußern Dasein zeitlebens ein zünftiger Handwerksmeister geblieben, so lebte in dem moderneren Burgkmair schon ein Gefühl vom eigenen Künstlerwerte, das uns aus seinem Selbstbildnis von 1528 deutlich entgegenblickt.

Die Lebensarbeit beider Meister verdeutlicht in selten reicher Weise das Heraustreten deutscher Kunst aus dem Mittelalter. Ihre Werke sind ein künstlerischer Ausdruck für das Leben und Streben der damaligen Augsburger, für den Wandel, der aus mittelalterlicher Begrenztheit zu reicherer Entfaltung führte. Am Ende der durch sie eingeleiteten Entwicklung steht außerhalb Augsburgs Holbeins großer Sohn, in der Reichsstadt selbst Christoph Amberger, mit dem die ältere deutsche Kunst hier abschließt.

Holbein war um wenige Jahre älter als der 1473 geborene Burgkmair. Aus dem Jahre 1493 stammen seine ersten Werke, die vier Altartafeln im Augsburger Dom, die ursprünglich dem Kloster Weingarten gehörten. Trotz jugendlicher Unreife und Unausgeglichenheit der Formensprache fesseln

diese Darstellungen aus dem Leben der Mutter Anna und der jungen Maria durch die dramatische Knappeit des Vortrages, durch die persönlich gesehenen Köpfe und durch die fein zusammengestimmte Farbe. Der junge Maler ist bereits ein Eigener. Seine Besonderheit kündet sich schon in diesen Erstlingswerken an.

Allein bevor die Vorzüge zur vollen Reife gediehen, mußte Holbein durch eine Schule harter Arbeit und schweren Ringens hindurch. Der Lernende geriet in seinem Suchen nach stilgerechtem Ausdruck zunächst tiefer in den Bann herkömmlicher schulmäßiger Art. Als ein rechtschaffener zünftiger Meister liefert er eine Reihe von wohlgeratenen Altarbildern, wie sie dem gut bürgerlichen Geschmack der Besteller zusagen mochten. Diese Werke geben sich sicherer in der Mache, aber auch weniger persönlich und lebensvoll als die frühesten Jugendbilder. Sauber und handwerksgerecht werden sie mit spitzem Pinsel durchgearbeitet. Die männlichen Köpfe erinnern an Schongauersche Stiche, die Madonnen und heiligen Frauen aber bildet Holbein nach einem schwärmerisch holdseligen Ideal. Weltentrückt und von engelgleicher Reinheit sind sie und scheinen nie etwas von sündiger Erdennähe verspürt zu haben. Eine feusche, überfinnliche Schönheit strahlt aus ihren Gesichtern, die über den Realismus dieser Zeit hinweg zurückweist auf die alte Kölner Schule, etwa auf Stefan Lochner. Die kleine Madonna im Germanischen Museum ist von dieser duftigen Zartheit umflossen, ebenso wie die auf Glas gemalte Himmelsjungfrau in der Sakristei von St. Ulrich.

Für diese Kirche hat Holbein eine Anzahl von Fenster-gemälden entworfen und zum Teil auch selbst ausgeführt, meist Standfiguren von Heiligen, in weicher Zeichnung und breiten lichten Farbflächen. Mit vorzüglichem Verständnis für die zierende Aufgabe der Glasmalerei verschmäht er hier alle

szenische Raumdarstellung. Aus gleichmäßig abschließender Rückfläche treten die Figuren reliefartig hervor. Und merkwürdig, auch auf seinen gleichzeitigen Tafelgemälden kehrt diese Behandlungsweise wieder. Die Marienbasilika in der Galerie (1499) sieht fast aus wie ein in Öl übertragenes Glasgemälde. Aus einem dunkelblauen flächigen Hintergrunde runden sich die Gestalten nach vorn heraus. Aber was auf dem durchsichtigen Glase ungemein wirksam war, das gibt dem Tafelgemälde etwas Schwerfälliges, Veraltetes. Und überdies verliert sich Holbein hier ins Übersinnliche. Die weibliche Zartheit und Weichheit überträgt er auch auf die männlichen Köpfe und entkleidet im Krönungsvorgang die drei göttlichen Personen aller Kraft und Majestät. Die Frauen scheinen kaum noch Körper zu haben unter den lastenden Gewändern. Mit gleichgültig lächelnder Miene erwartet auf dem Dorotheenmarthyrium die knieende Heilige den Todesstreich, den der Henker mit schwächlich erhobenen Schwerte zu führen gedankt. Weit hat sich Holbein in der Marienbasilika von aller Wirklichkeit entfernt. Nur der Jesusknabe, welcher Dorothea die Rosen darreicht, ist ein Geschöpf von saftiger Lebensfülle.

Neben der Marienbasilika hängt das ebenfalls für das Katharinenkloster gemalte Waltereptaph. Man wird den Meister kaum für das wohl zum großen Teil von Gesellenhänden ausgeführte Werk verantwortlich machen dürfen. Solche häßlichen Gliederverrenkungen und Verzerrungen, wie sie in der Ölbergsszene die Körper der vom Glanze des verklärten Christus geblendetem Jünger verunstalten, hat er sich wohl kaum zu Schulden kommen lassen.

Unentschieden, wenig persönlich und von erdenfernen Schönheitsvorstellungen getragen, so gibt sich Holbeins Kunst in den um die Jahrhundertwende entstandenen Gemälden. Der Meister des Weingartner Altars ist darin fast nur mehr an der schönen

Färbung der Bilder zu erkennen. Hierin lag vor allem ein in die Zukunft weisender Wert.

In solchem Stande seines Schaffens zog Holbein nochmals hinaus in die Welt. Zu Ulm und Frankfurt war er tätig. Schien er sich bisher in einer altertümlich besangenen, schwäbischen Richtung einspinnen zu wollen, ähnlich wie der in edler Gemessenheit beim Hergeschritten verharrende Zeitbloom, so lehrt sich nun draußen sein ganzes Wesen um. Der in Frankfurt für das dortige Dominikanerkloster gemalte Altar ist das Erzeugnis eines ins Ungeheuerliche gesteigerten Naturalismus. Nicht nur „mehr Wahrheit“ sondern auch „mehr Hässlichkeit“ scheint die Lösung für Holbein geworden.

In seinen Passionsdarstellungen stürmt nun ein wildes Leben. Um den milden Heiland herum treibt ein unglaubliches Gesindel von grausamen Schergen und widerwärtig häßlichen Juden sein Wesen. Die seltsame Welt des landfahrenden Volks jener Zeiten scheint in diese Bilder geraten, die Possenreißer, Diebe und Hehler, die Kuppler und Bauernfänger, die der Henker zu Augsburg nach altem Brauch alljährlich am St. Gallentage aus ihren Schlupfwinkeln hervorholte und zu den Toren hinaustrieb. Mit offensichtlichem Begeagen gibt der Meister noch seine Zutaten an Verzerrungen und Verunkstaltungen und schafft Szenen, wie er sie in possenhafsten geistlichen Schauspielen gesehen haben möchte. Es kam ihm wohl selber manchmal das Lachen, wenn er diese ausgesuchten Spitzbuben und Galgenvögel, diese schiefgewachsenen Hanswürste und querköpfigen Spitaler hinmalte und gelegentlich den allerhäßlichsten Kerl mit einer Hose in den weißblauen Farben der bayerischen Erbfeinde der Augsburger bekleidete. Auch die Farbe muß mithelfen, schrille Wirkungen zu bereiten.

Es müssen in der Fremde mächtige Eindrücke auf Holbein eingestürmt sein, die sein Denken und Fühlen heftig aufwühlten. Zu Hause aber legten sich die aufgeregten Wogen wieder. Im Marienleben des Kaisheimer Altars der Münchner Pinakothek (1502) ist Ruhe und Gleichmaß wiedergekehrt, wenn auch die Leidensszenen sich noch in naturalistischen Überreibungen gefallen. Das volle Gleichgewicht fand er dann in der Paulusbasilika von 1504 wieder.

Zwei Merkmale kennzeichnen dieses Werk. Einmal hatte Holbein seit Frankfurt angefangen, sich mit dem Zeichensfeste dem Studium des menschlichen Antlitzes hinzugeben. Seine Skizzensammlung füllt sich mit Bildnissen aller Art. So gewann er sich die Möglichkeit naturwahrer Menschendarstellung. Und dann machte sich der Einfluß der Burgkmairschen Kunst geltend.

Seit 1501 hatte die Marienbasilika Holbeins in der Petersbasilika und seit 1502 in der Lateranbasilika Burgkmairs Seitenstücke erhalten und eben war der jüngere Genosse am Werke, die Basilika St. Croce zu vollenden (1504). Diese Bilder erschienen neben der alttümlichen Marienbasilika schon als Schöpfungen einer neuen, mit andern Mitteln arbeitenden Kunst. Da war fast nichts mehr von der lastenden Schwere und der Beschränktheit altmeisterlicher Schulüberlieferung.

In der Petersbasilika hielt sich Burgkmair im Rahmen einer äußerlich prächtigen Aufmachung. Aber im Mittelpunkt der geschickten Bildgruppierung sitzt die bis ins Einzelne belebte Figur des Apostels in beherrschender und doch natürlicher Haltung. Und die vierzehn Nothelfer zu beiden Seiten sind, ebenso wie die Madonna, kräftige, runde Gestalten, welche die an Crivelli erinnernde, steife Pracht ihrer Gewänder und ihres Schmuckes mit gelassener Würde und Kraft tragen, ganz anders als die zarten Puppen der Marienbasilika.

Die Ölbergszene geht in einem Garten vor sich, der sich weit entfernt von mittelalterlicher Landschaftsdarstellung.

Auf der Lateranbasilika versucht Burgkmair die Legende des Evangelisten Johannes in acht Bildern mit vorgeschrittener Naturauffassung ausführlich zu erzählen. Dabei gelingt ihm schon ein so neuartiges Stimmungsbild wie der Johannes auf Patmos. Der Meister versetzt den Apostel in eine Gegend, die mit dem malerischen Reiz und der Poesie einer deutschen Wald- und Flusslandschaft ausgestattet ist.

In der Basilika St. Croce malt er als Mittelstück eine Kreuzigung, aus der das Kleinliche, Brutale, Gemeine, das sich bei den Älteren oft so herb in den Vordergrund drängte und das in Holbeins Leidensdarstellungen eine so ausschlaggebende Rolle spielte, vollständig verbannt ist. An Größe der Auffassung hat hier Burgkmair die zeitgenössischen schwäbischen Meister überholt. Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, der Größe des Augenblicks weihewollen Ausdruck zu verleihen. Der Absicht, den Opfertod des Erlösers zu verherrlichen, ordnet sich alles unter, die tief ergriffenen Gruppen unter dem Kreuze, die stilvolle Landschaft im Hintergrunde. Burgkmair hat mit diesem Werke den Weg beschritten, der in gerader Richtung weiter führen musste zu der renaissance-mäßigen Einfachheit seines Kreuzigungsbildes von 1519.

Im Vergleich mit den ersten Werken Burgkmairs gewinnt die Paulusbasilika Holbeins erst ihre rechte Stellung. Auch für ihn ist die Gruppenbildung und die Gestaltung des Raumes zu einer Aufgabe geworden, die er mühsam zu bewältigen versucht. Zu einer befriedigenden Lösung gelangt er nicht. Burgkmair war ihm hierin über. Dafür aber fehlte diesem das Skizzenbuch, das Holbein befähigte, seinen Geftalten prachtvolle Naturköpfe aufzusezzen und in seine Tafeln

eine erfrischende Mannigfaltigkeit persönlichen Lebens hineinzubringen.

In der Paulusbasilika tut er das mit der Freude des Schaffenden, der eine neue Entdeckung gemacht hat. Am berühmtesten ist die Laufe des Paulus geworden, wobei Holbein sich selbst und seine zwei Söhne Beistand leisten läßt. Mit dem Zeigefinger weist der Meister auf das Haupt seines Sohnes Hans, wie wenn er diesen als das Kind seiner Hoffnungen bezeichnen wollte, wie wenn er vorahnend als das Licht der Zukunft erkannt hätte. In der Frau gegenüber aber glaubt man Holbeins Gattin erblicken zu dürfen.

Daß er die heilige Thekla, die dem predigenden Apostel zu hört, als Rückenfigur mitten in die Bildtafel setzte, bedeutete für ihn ein künstlerisches Wagnis. Aber es gelang. So wahr gelang ihm die feine Gestalt mit dem entblößten, leuchtenden Nacken, daß man glauben möchte, sie könnte sich jeden Augenblick umwenden.

In warmem Schmelz leuchten die Farben. In diesem Punkte konnte Holbein auch seinen jüngeren Genossen Burgkmair noch manches lehren. Den führte das Streben nach vereinheitlichender Zusammenfassung und nach venezianisch goldigem Ton auf seinen Basilikenbildern etwas abseits ins Bräunliche. Bei Holbein hat die Einzelfarbe noch mehr Selbständigkeit, ohne daß darüber die Zusammenstimmung des Ganzen übersehen wurde.

Auf neuen Pfaden.

Nach der Vollendung der Basilikenbilder beginnt für die beiden Meister die Zeit der eigentlichen Auseinandersetzung mit der Formenwelt und dem Geiste der südländischen Kunst. Durch eifriges Studium des Menschen kommt Holbein dem

Ziele näher. Und am Menschen beansprucht der Kopf, das Antlitz seine ungeteilte Sorgfalt. Im ersten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts entstanden die meisten seiner zahlreichen Bildniszeichnungen, die in Basel, Berlin, Kopenhagen aufbewahrt werden. Sie sind ein einzigartiger Schatz; kein zweiter Altdeutscher hat Ähnliches in solcher Fülle hinterlassen. Holbein lässt uns einen tiefen Blick tun in die Menschenwelt des maximilianischen Zeitalters. Er zeichnete fürstliche und vornehme Persönlichkeiten, die in die Reichsstadt kamen, Leute aus allen Gesellschaftsschichten seiner Vaterstadt, wie er sie bei öffentlichen Anlässen, auf der Straße, in der Schenke, bei der Arbeit, im persönlichen Verkehr zu sehen bekam. Da aber die Bildnisse nicht etwa für die Dargestellten bestimmt waren, sondern in den Mappen des Meisters verborgen blieben, so geben sich diese Menschen ohne jede Pose mit unmittelbarer Natürlichkeit. Holbein gedeiht über das frühere ängstliche Abschildern der Formen hinaus zu einer Auffassung, die das Ganze der Erscheinung sieht und mit Treffsicherheit das innerste Wesen und die Geistesart der Dargestellten ausprägt.

Wir Heutigen lieben es, aus den Handzeichnungen eines Künstlers Art und Bedeutung seines Schaffens zu ergründen, ihm sozusagen bei der Arbeit über die Schulter zu sehen. Hier ist die Frage am Platze: Was konnte aus dem älteren Holbein werden, wenn es ihm vergönnt war, wenn vornehme Gesellschaft so wie bald darnach, schon zu seiner Zeit das Bedürfnis hatte, ihre Prunkstuben mit Bildnissen zu schmücken? Unwillkürlich muß man an seinen Sohn denken, den die Kunstgeschichte den größten Bildnismaler der deutschen Renaissance nennt, und den man lange genug für den Urheber vieler Zeichnungen des Vaters gehalten hat.

Dieser zog aus seiner besten Fähigkeit nur mäßigen künstlerischen Gewinn. Auf seinen Tafelbildern erscheinen lebens-

starke vollblütige Gestalten, die das Eckige, Scharfkantige, Knorrige abgelegt haben. Nicht die nach Mustern übernommenen italienischen Zierformen sind das Bedeutsame an den vier Tafeln des Katharinenaltars in der Galerie (1512), sondern die Menschendarstellung ist es, die sich bereits auf der sonst altertümlichen Gedächtnistafel des jüngern Ulrich Schwarz (1508), jetzt im städtischen Museum, in einer eigentümlichen Zusammenstellung von Bildnisköpfen bemerkbar gemacht hat. Man sehe das prächtige Haupt des heiligen Ulrich auf dem Ulrichswunder des Katharinenaltars! Der Benediktiner Lienhard Wagner trug es auf den Schultern, der bekannte Schönschreiber des Benediktinerstiftes, den Holbein mehrmals gezeichnet hat. Weniger naturfreudig geben sich die Frauengestalten; in ihnen klingt noch der frühere Idealismus leise nach. Doch sind auf dem Martyrium der Katharina und auf der Tafel der Anna Selbdritt auch die heiligen Frauen blutwarme Geschöpfe von dieser Welt. Die Formen haben Rundung, Fülle und Kraft gewonnen. Zu alledem passt vortrefflich die tiefe, satte Farbengebung. Eines aber bleibt aus. Diese Gestalten bewegen sich nicht Körperhaft im Raume. Schwach stehen sie auf den Beinen. Denn sie haben keinen rechten Boden unter sich, sondern schiefe Ebenen. Im Punkte der Raumgestaltung hat Holbein kein hinreichendes Gefühl für die Erfordernisse des neuen Stils. Da arbeitet seine Einbildungskraft zu schwer. Es geht ihm auch das Wissen ab, das sich andere in der Schule der Italiener erwarben.

Auch in seinen letzten Bildern hat er das nicht ganz eingeholt. Aber seine Vorzüge steigerte er darin zu höchstmöglicher Vollendung. Es erhebt sich zu ruhiger selbstsicherer Klarheit, die kein Suchen, kein Schwanken mehr kennt. Auf den Flügeln des Sebastiansaltars der Münchener Pinakothek (1516) erklingt ein hohes Lied der Frauenschönheit in den beiden berühmten

Gestalten der heiligen Elisabeth und der heiligen Barbara. Hier ist eine Kunst, die nicht mehr streng aus ihrer Zeit heraus betrachtet zu werden braucht, die vielmehr zeitlose, auch heute noch gültige Werte in sich schließt. Das in Lissabon befindliche, schon außerhalb Augsburgs gemalte, große, festliche Bild des Lebensbrunnens, auf dem sich eine Schar holder Frauen vor einer prächtigen Renaissancehalle versammelt, zeigt den Meister am Abschluß seiner Lebensarbeit. Sie war bestimmt, in die neue Zeit überzuführen, was an der altschwäbischen Art lebenskräftig und wertvoll war.

Holbein in langsamem Vorwärtsdringen und unter Festhaltung seines eigensten Wesens bis in die Vorhalle des Tempels der neuen Kunst gelangt, so betrat Burgkmair alsbald Leck und zuversichtlich das innere Heiligtum selbst. Er fand auch in seiner Meisterzeit den Weg nach Italien, den er vielleicht früher schon als Geselle genommen hatte. Etliche Tafeln im Germanischen Museum und in der Münchener Pinakothek berechtigen zu der Annahme, daß er vor dem Jahre 1505 nach der Lagunenstadt gekommen ist. Der leuchtende Glanz venezianischer Farben hat es ihm angetan. Auch er hat die herzwärmende Kraft der südlichen Sonne verspürt und ein Stück italienischen Himmels in die Heimat zurückgebracht. Der klare Aufbau, die Übersichtlichkeit seiner Gruppen, die maßvollen Bewegungen und die würdige Haltung seiner Menschen gehen auf welsche Vorbilder zurück.

Das Altarwerk von 1507 in der Augsburger Galerie mit Maria und Christus auf einem mächtigen Renaissancethrone überrascht bereits durch klare Anordnung und durch strahlende Farbenpracht. Weit trennen sich fortan Burgkmairs Wege von denen Holbeins. Der jüngere Meister malt nun die

Madonna ganz italienisch als vollerblühte Frau und Mutter, prangend in reifer weltlicher Schönheit und setzt ihren Thron in farbensatte südliche Landschaften, „in denen aus dunklem Laub die Goldorangen glühen“.

Als Burgkmair 1510 durch die Vermittlung Konrad Peutingers zum Zeichner Kaiser Maximilians vorrückte, wuchs die Zahl seiner zeichnerischen Blätter ins Große. Die Arbeiten für die literarischen Werke des Kaisers und für die Augsburger Druckereien drängten die Malerei in den Hintergrund. Burgkmairs frische Erfindungsgabe und Sinn für Wohlklang der Formen ließen ihn auch so wenig poetische Stoffe wie die Folge der „Österreichischen Heiligen“ oder den „Weißkunig“ leidlich kurzweilig gestalten. Freilich, wo er an inhaltschwere religiöse Stoffe herangeht, etwa an die Apokalypse, bleibt er an der Oberfläche haften. Von der gewaltigen Seherkraft und der seelengründenden Tiefe Albrecht Dürers ist da nicht viel zu spüren. Doch gelang es ihm, manche Szene so packend zu gestalten wie den „Tod als Würger“ auf dem bekannten Einzelschnitt, der sich in eine Linie stellt mit den Todesphantasien des jüngeren Holbein.

Burgkmairs eigentlichstes Gebiet wurde die zierende, leicht fassliche Illustration. In dem geräuschvollen, bewegten Treiben seiner Vaterstadt und im Hofleben Kaiser Maximilians fand er Stoff und Anregungen in Fülle. Hat der ältere Holbein uns die Wesensart damaliger Menschen in ihren Bildnissen bewahrt, so hinterließ Burgkmair in seinen Stichen und Holzschnitten ein förmliches Bilderbuch des kriegerischen, höfischen und bürgerlichen Lebens seiner Tage. Auch fremdartige Stoffe reizten seine Schaffenslust. Balthasar Sprengers Beschreibung der Ostindienfahrt der Augsburger Kaufleute begleitete er mit seinen Zeichnungen, wie die spanische Liebesgeschichte „Cleopatra“ oder eine deutsche Ausgabe des Cicero.

Erst als die Arbeiten für Kaiser Maximilian zu Ende gingen, fand Burgkmair wieder Muße zu größeren Tafelgemälden. Seine Spätwerke stehen freilich nicht mehr durchweg auf der Höhe seines früheren Schaffens. Es ist, als ob die malerischen Fähigkeiten des Meisters gelitten hätten unter der langjährigen einseitigen zeichnerischen Tätigkeit. Die Schlacht von Cannä in der Augsburger Galerie, die er 1529 für den bayerischen Herzog Wilhelm IV. malte, fehlt die übersichtliche bildmäßige Anlage. Die Tafel sieht aus wie ein kolorierter Holzschnitt, der trocken und lehrhaft die Vertrautheit seines Urhebers mit dem römischen Altertum darthun will. Dagegen schuf Burgkmair den großen Kreuzigungsaltar der Galerie im Jahre 1519 für das Katharinenkloster noch im Vollbesitze seiner malerischen Fähigkeiten. Die Bildanlage erhebt sich hier zu überragender Größe. An dem Kreuzigungsdrama nehmen nur noch wenige heilige Personen in wortlosem Schmerze und mit getragener Würde teil. Auf dem Hauptbilde ist die schöne Landschaft in prachtvolles Abendlicht getaucht. Kräftiges Helldunkel lässt lässt die Farbenmassen selbst entscheidend mitwirken an der Bildgestaltung.

Welchen Vorsprung Burgkmair in alledem hatte, das wird offenbar bei einem Vergleiche mit der nur zwei Jahre älteren Kreuzigung auf Ulrich Apts Rehlingeraltar in der Galerie. Da ist noch die frühere herbe Ausdrucksweise, die spröde Unbeholfenheit im Bildaufbau, die alte Gewöhnung, die nicht ohne umständliche Nebensächlichkeiten in der Darstellung auskommen kann. Der neue Geist hat in der Werkstatt noch nicht gewaltet, der diese Tafel entstammte.

Burgkmair gab bis zu seinem Tode (1531) dem Kunstschaffen Augsburgs vornehmlich das Gepräge. An ihn schloss sich eine Gefolgschaft jüngerer Kräfte an. Sie stellte

mehr zeichnerische als malerische Begabungen. Wie überhaupt das Aufblühen des Formenschnittes und des Kupferstiches und das Anwachsen der Kunstgewerbe der zeichnerischen Klein-Kunst eine ungeahnte Bedeutung verlieh! Zuweilen artete sie ins Breite und Geschäftsmäßige aus, wie bei der Familie Hopfer. Diese überhäufte den Markt noch zu Burgkmairs Lebzeiten mit zahlreichen minderwertigen Blättern, die meist italienischen oder deutschen Vorlagen abgesehen waren.

Aus der Schule Burgkmairs ragten die beiden Jörg Breu hervor, der jüngere auch als Zeichner des Kaiserlichen Hofes in Wien. Auf sie führt man unter anderen die mächtigen gemalten Orgelflügel in der Fuggerkapelle bei St. Anna zurück. Tafelbilder im Berliner Museum, in der Koblenzer Hospitalkirche und in der Dresdener Galerie erweisen den Vater als tüchtigen Meister. Die beim Abbruch des Weberhauses in der ehemaligen Feststube vorgefundenen, zum Teile abgenommenen und aufbewahrten Reste von Wandmalereien gehören dem Sohne an und lassen trotz ihrer Beschädigungen die hohe Vollendung erkennen, welche diese Kunstgattung in Augsburg erreicht hatte. Man bekommt einen ungefähren Begriff, welche Bild- und Farbenlust von den Schauseiten und Innenwänden der Zunfthäuser und des Rathauses strahlen mochte. Um dieses mit Bildern und malerischer Zier zu verschönern, vereinigte so ziemlich die ganze Augsburger Malergilde in diesen Zeiten ihre Kräfte.

Derjenige, der die Kunst in Augsburg auf der Linie der seitherigen Entwicklung der höchsten Vollendung entgegenführen konnte, Hans Holbein der Jüngere, war in jungen Jahren aus der väterlichen Werkstatt und aus den Mauern der Stadt fortgezogen, um nicht mehr wiederzukehren. Er trug das von der schwäbischen Heimat überkommene künstlerische Erbe mit sich hinaus in die weite Welt. Da boten sich ihm größere Auf-

gaben als zu Hause. Wie meisterlich er sie bewältigte, welch gewaltiges Lebenswerk aus seiner Schöpferkraft erwuchs, das ist für immer im goldenen Buche der Menschheitsgeschichte eingetragen. Das Höchste, was einem Erdgeborenen zuteil werden kann, war diesem Augsburger beschieden: unvergängliche Werte zu schaffen, die Gemeingut der ganzen gesitteten Welt geworden sind. Er hat erfüllt, wornach seine Zeit mit heißem Bemühen strebte: deutsches Wesen und südlische Schönheit in der Kunst restlos bis zur Vollendung zu vereinigen.

Nicht durch bloßen Zufall geschah es, daß diese Erfüllung von Augsburg ausging. Nirgends war der Boden besser hierfür vorbereitet, als in der schwäbischen Reichsstadt, deren Antlitz seit Augustus Lagen nach Süden gewandt war. Auf der obersten Stufe, die Holbein der Vater und die Gleichzeitigen zu erklimmen vermochten, konnte Holbein der Sohn als Jüngling seinen sieghaften Aufstieg beginnen. Wiewohl seinem äußeren Lebenslaufe nach ein Fremder, gehört er mit seinem Wesen doch der schwäbischen Heimat an, durch die künstlerische Mitgift, die sie ihm bescherte.

In Augsburg selbst übernahm Christoph Amberger die Fortführung der Farbenkunst in den neuen Bahnen, zwar nicht mit den Mitteln und der Vielseitigkeit eines überragenden Schöpfergeistes, aber doch mit den schätzenswerten Eigenschaften eines tüchtigen Talents.

Amberger ist fast ausschließlich Maler geblieben. Nie trat er mit graphischen Werken vor die breite Öffentlichkeit, im Gegensatz zu der Kunftübung seiner Augsburger Genossen. Seine Begabung verwies ihn auf das Bildnisfach, und darin erreichte er eine so bedeutende Meisterschaft, daß einzelne seiner Werke für solche des jüngeren Holbein gehalten werden konnten. Wie dieser wurde er, wenn auch in engeren Verhältnissen, der Maler der vornehmen Leute. Schon 1532 saß Kaiser Karl V. dem

jungen Meister, der solchermaßen in Wettbewerb trat mit Tizian, dem bevorzugten Porträtiisten dieses Herrschers. Von dem steifen, spitzen Abformen der älteren deutschen Bildnis-kunst kommt Amberger bald los. Als Bestes brachte er von ihr die scharfe Naturbeobachtung mit. Freier faßt er die Formen auf, weicher stimmt er nach dem Muster der Venezianer die Farben zusammen. Kühl und sachlich nimmt er die Köpfe, mit unbestechlichem Wahrheitssinn und überraschender Feinfühligkeit für das Wesentliche, das Lebendige einer Persönlichkeit. Vornehm und würdig geben sich seine Menschen, ohne störende Gefallshucht. Amberger erreicht zwar nicht die Großartigkeit römischer und venezianischer Bildnisse, aber er hält sich auch fern von platter Nüchternheit, die zum Beispiel bei Lukas Cranach die Menschen zu lauter Spießbürgern macht. Die Bildnisse Konrad Peutingers und des Ehepaars Mörz im Maximiliansmuseum geben einen guten Begriff von Ambergers Kunst; in dem ausgezeichneten Brustbilde Sebastian Münters in der Koburger Galerie schuf sie ihr Bestes.

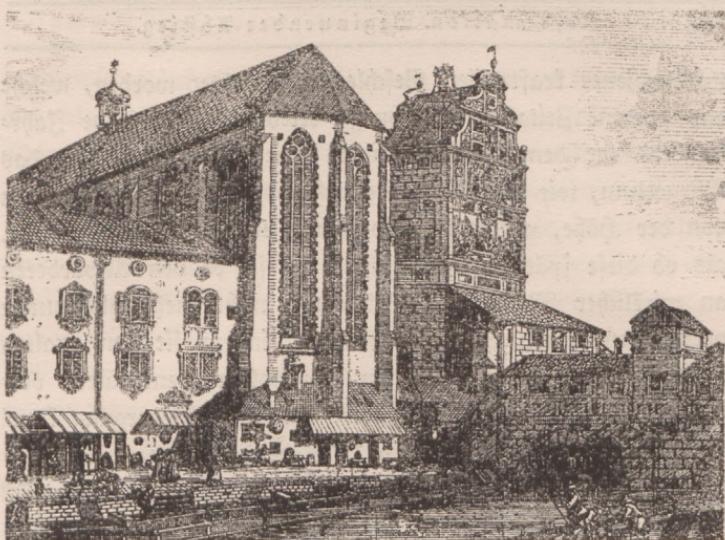
Ambergers religiöse Gemälde hat man mit Recht für reife Früchte der Verbindung deutscher und italienischer Kunst erklärt. Auf seinem Altarbilde im Augsburger Dom (1552) glüht und leuchtet eine tonige Farbenschöne, die auch einem Venezianer Ehre machen würde. Die Madonna im Mittelbild und die heilige Afra auf der rechten Bildseite geben sich wie Schwestern der edlen Frauen Tizians und Palma Vecchios. Kraft und Weichheit vereinigen sich in den sicher gezeichneten Körperperformen. In weltlich heiterer Gelassenheit sitzt die glücklichste aller Mütter da, den hellen Sonnenschein im lieben Gesichte. In den Köpfen der Heiligen auf der untern Staffel macht sich die Ader des deutschen Bildnismeisters geltend, im übrigen aber könnten sie ebenso gut in einer italienischen *Sacra Conversazione* vorkommen.

Auch die stillende Madonna in der Galerie offenbart den sinnlichen Reiz einer südländischen Frau. Dieses Bild hat den eigen-tümlichen durchsichtigen Rosaton, wie man ihn in Venedig liebte.

Die St. Annakirche bewahrt zwei Spätwerke Ambergers, Jesus und die törichten Jungfrauen und eine Verklärung Christi: Arbeiten eines Alternden und rasch Schaffenden, der sich selbst nicht mehr genugtun kann und darum in bedenkliche Farbenwagnisse verfällt. Die Gestalten sehen einigermaßen schablonenhaft aus. Süßliche, weichliche Züge und eine schon ans Barocke streifende Aufmachung zeigen bereits den Verfall altdeutscher Malerei an. Mit Amberger ging sie 1561 in Augsburg zu Grabe.



Chemaliges Stephingertor.
Stich aus dem 17. Jahrhundert.



Ehemaliges Barfüßertor.

Stich aus dem 17. Jahrhundert.

Die Stadt Elias Holls.

Spätrenaissance.

Nicht jede geschichtlich bedeutende Stadt trägt ihre Wesenheit so klar und voll ausgeprägt auf dem Antlitz wie Augsburg. In der Hauptstraße und am Perlach, in der Umgebung der ehernen Figurenbrunnen und vor dem Rathause Elias Holls offenbart sich für jedermann augenfällig die Eigenart und einstige Größe der ehemaligen Reichsstadt. Ein echtes Abbild altdeutscher Bürgerkultur tritt hier mächtig in Erscheinung.

Aber dieses monumentale Augsburg entstand erst in einer Zeit, da die Hochblüte mittelalterlichen Städtewesens schon vorbei war. Die Denkmäler stolzen Bürgersinns sind erst von den

Enkeln jener kraftvollen Geschlechter errichtet worden, welche das goldene Zeitalter Augsburgs erlebten. Das halbe Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege sah auch hier das Bürgertum, wie überall in Deutschland, langsam herabsteigen von der Höhe, welche die Vorfahren erreicht hatten. Es ist, als ob diese späteren Geschlechter, da sie es den Altvorderen an wirklicher Macht und Bedeutung nicht mehr gleichzutun vermochten, einen Ausgleich suchten, indem sie den uralten Ruhm ihres Gemeinwesens in kunstvollen Denkmälern ver-sinnbildlichten noch rechtzeitig, ehe der volle Niedergang kam!

Keiner von denen, die noch 1615 den gewaltigen Rathausneubau ins Werk setzen halfen, konnte ahnen, daß das Unglück schon vor der Tür stand. Die Augsburger hatten ihr neues Stadthaus noch nicht unter Dach und Fach, da schollten schon die ersten Kanonenschläge des dreißigjährigen Krieges durchs deutsche Land. Etliche Jahre später brach das Verderben auch über die Reichsstadt am Lech herein.

Ein Jahrhundert früher war sie noch mit der Volkskraft eines politisch und wirtschaftlich hochentwickelten Gemeinwesens in die Reformationsbewegung hineingegangen. Die in Zünften gegliederte und durch ihre Vertretung im Rate ausschlaggebende Masse des Volkes hatte von Anfang an mit leidenschaftlicher Hingabe sich der religiösen Neuerung zugewandt. Von starkmütigen Männern geführt, erzwang die Volkspartei gegen den Widerstand eines kaiserlich gesinnten Teiles der Geschlechter und der Kaufmannschaft die Durchführung der kirchlichen Umgestaltung. Alle Erscheinungsformen und Handlungen des weltgeschichtlichen religiösen und politischen Streites spiegeln sich im damaligen Leben der Stadt wieder; die flammende Begeisterung nach dem ersten Auftreten Luthers, der Widerstreit der zwinglischen und lutherischen Rich-

tung, wiedertäuferische Schwärmerei, gewaltsame Unterdrückung des altgläubigen Kirchentums, entschlossene Aufnahme des Krieges gegen Kaiser Karl V., rasches Ermatten nach den Mißerfolgen der Schmalkaldener Bundesgenossen auf dem Schlachtfelde, endlich klägliche, bedingungslose Unterwerfung unter das Machtgebot des siegreichen Kaisers. Überall auf dem geistigen und politischen Kampfplätze traf man die Augsburger in vorderster Reihe. Der Anbruch der neuen Zeit machte sich hier, wo sich noch immer wie in Maximilians Tagen das kulturelle Leben Deutschlands zusammenzog, besonders scharf geltend. Unlöslich ist der Name der Stadt mit den bedeutendsten Zeiteignissen verknüpft. Die schwerwiegendsten Entscheidungen fielen hier. Die Unterredung Luthers mit Cajetan, der sich der Reformator am Ende durch nächtliche Flucht entzog; die Verkündigung der Augsburger Konfession; die Einführung des Interims; der Abschluß des großen Religionsfriedens.

Für die Stadt selbst begann aber auch schon der Abstieg. Als Graf Wolrad von Waldeck im Jahre 1547 zum Reichstag in Augsburg einritt, da las er, wie er in seinem Tagebuche erzählt, über dem Haunstettertor die stolze Inschrift: „Die goldene Freiheit hat diese Wallwerke errichtet.“ Kurze Zeit darauf schrieb Waldeck in sein Notizbuch, daß die goldene Freiheit der Augsburger jetzt soviel wie Stroh sei. Es waren die trüben Tage, da Kaiser Karl V. den Schmalkaldener Bund zu Boden geworfen hatte und sich anschickte, zu Augsburg den besieгten Protestanten die Friedensbedingungen vorzuschreiben und die mitunterlegene Reichsstadt zu züchtigen.

In der Tat, mit dem welthistorischen Drama ging auch Augsburgs Freiheit zu Ende. Besiegt und vom Kaiser aufs schwerste gedemütigt schied es für immer aus der Reihe der politischen Mächte des Reiches aus. Zugleich hörte sein mittel-

alterlicher Bürgerstaat auf zu sein, als der erzürnte Kaiser das zünftige Regiment aufhob und die Herrschaft wieder einer patrizischen Kaste bevorrechteter Familien überantwortete. Um diesen Preis, und dazu noch mit schweren Geldopfern, erkaufsten die Augsburger sich wenigstens der Form nach die Fortdauer ihrer Reichsunmittelbarkeit und die Möglichkeit, daß beide Konfessionen gleichberechtigt nebeneinander bestehen könnten.

Ungebrochen aber blieb noch die wirtschaftliche Kraft des Bürgertums. Die Grundlagen des Handels und Gewerbes, welche die vorausgegangenen Jahrhunderte geschaffen hatten, überdauerten auch den Zusammensturz des zünftigen Staatswesens. Während in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts über ganz Deutschland Stillstand und Rückschritt kam, stiegen in Augsburg Wohlstand und Bevölkerungszahl an dauernd. Um 1614 erreichte diese mit über 50 000 Einwohnern ihren höchsten Stand in reichsstädtischer Zeit.

Die Hochfinanz allerdings verlor durch die schweren Erschütterungen, welche die Staatsbankrotte Spaniens und Frankreichs, der Freiheitskampf in den Niederlanden und das Aufkommen Hollands als Seemacht brachten, ihre weltbeherrschende Stellung. Selbst das Welser'sche Handelshaus mußte 1614 seine Zahlungen einstellen, und die Fugger zogen sich gleich anderen Patriziern nach und nach aus dem Handel zurück, um in der Folgezeit als adelige Standesherren zu leben. Allein andere Geschäftshäuser traten in die Lücken. Der Warenhandel und die Gewerbe blühten. Und vor allem ging die Arbeit der Kunsthändler nun ins Große. Jetzt ward Augsburg so recht die Stadt der Goldschmiede, der Kunstschrainer, der Kunstslosser und der Kupferstecher, die es dann zwei Jahrhunderte hindurch geblieben ist.

Gin ewiger Wechsel geht durch alle Geschichte. Was das eine Zeitalter für verehrungswürdig hält, erscheint vielleicht schon dem nächsten als gleichgültig oder gar als verabscheuungswürdig. Die kirchlich gebundene Weltordnung des Mittelalters sah sich zunächst in Italien durchbrochen von einer Geistesbewegung, die den Raum eines starken, freien, und im Sinne hellenischer Lebensweisheit geläuterten Menschentums zu verwirklichen trachtete, bei den gemütstieferen nordischen Völkern aber von siegreich vordringenden religiösen Grundgedanken. Als jedoch das reformatorische Feuer da wie dort erlosch, da erhoben sich wieder die alten geistigen Mächte, um die Rückkehr zu den Lebenszielen früherer Zeiten zu betreiben. War es nicht wie ein weithin leuchtendes Signal zu solcher Umkehr, als Kaiser Karl V. selber 1555 dem Glanze des Herrschertums entzog und in einem spanischen Kloster den Frieden seiner Seele suchte?

Das von dem gewaltigen Ringen um die Religion erschöpfte Deutschland aber zog sich zunächst aus der Weite des weltgeschichtlichen Kampfplatzes zurück in die engen Gehege kleinstaatlichen Daseins. Die Reichsstädte zumal beschränken sich fortan auf ihren engsten Interessenkreis und scheinen nur mehr ihren eigenen häuslichen Angelegenheiten zu leben. Verflogen ist der mächtige Schwung der Reformationszeit. Überall Ermattung und Verengung des geistigen Lebens, Abschließung der konfessionellen Lager, kleinlicher Streit. Dazu noch die entsetzlichen Verirrungen blutiger Ketzerrichterei und greuelvollen Herrenwahns!

Wenn Augsburg weniger von der finstern Zeitstimmung erfaßt wurde, wenn es noch nicht so tief wie andere Reichsstädte in den Schlaf der Selbstzufriedenheit und Selbstgerechtigkeit versank, der nun über das deutsche Bürgertum kam, so dankte es das seinen großzügigen Verhältnissen als Verkehrsplatz und den lebendigen Überlieferungen aus seinen besten Zeiten. Wohl

geht auch hier die Rückwärtsbewegung nicht spurlos vorüber. Das Leben verliert die Ursprünglichkeit und unbefangene Frische von ehemdem. Strenger sondern sich die ernster gewordenen Menschen, strenger die Stände und die beiden Konfessionen. Turnierspiele und Geschlechtertänze kommen allmählich ab, das Tanzhaus bei St. Moritz, das soviel mittelalterliche Lebensfreude gesehen, verödet, so daß es Elias Holls im Jahre 1608 als baufällig abbrechen kann. Die Schützenfeste büßen viel von ihrer Volkstümlichkeit ein, und die Reichstage, deren noch etliche nach dem Abgänge Karls V. in der Stadt abgehalten wurden, haben nicht mehr die Bedeutung für das bürgerliche Leben wie ehemdem.

Aber man liebt jetzt feinere häusliche Geselligkeit. Es ist bezeichnend, daß nun die Musik auch außerhalb der Kirche verständnisvolle Pflege erfährt. So namhafte Musiker und Lieddichter wie Sigmund Salminger und Leo Haßler, ein Schüler des Orlando di Lasso, finden in Augsburg ein ersprießliches Wirkungsfeld. Auch in der „Stadt der Reformation“ wird gegenreformiert, aber ohne Gewalt und übelen Zwang. Der berühmteste deutsche Jesuit, Petrus Canisius selbst, war hier als Domprediger tätig. Doch dauerte es Jahrzehnte, bis es seinem Orden durch Vermittlung der Fugger und Illung gelang, eine Niederlassung und ein Gymnasium in der fast ganz evangelischen Stadt zu gründen. Auch hier fehlt es nicht an dem üblichen Theologengezänke und an seltsamen Engherzigkeiten. Allein im Bürgertum ist noch Welt Sinn und Weitsichtigkeit genug, um gegen weltabgewandte Strenge und übertriebene geistliche Machtansprüche ein Gegengewicht zu bilden. Es ist bezeichnend, daß gerade in diesen Zeiten das klassische Altertum eine Art von Volkstümlichkeit erlangt. Tüchtige Gelehrte und das in der Reformation entstandene Gymnasium St. Anna sowie eine Stadtbibliothek, deren Schätze heute noch viel be-

gehrt sind, sorgen dafür, daß sich die Welt Homers und Ciceros weiteren bürgerlichen Kreisen erschließt. Zur selben Zeit, da anderwärts kirchlicher Eifer das „Heidentum“ aus den Köpfen der Menschen und aus der Kunst austreiben zu müssen glaubt, veröffentlicht der Patrizier Marx Welser seine gründlichen Altertumsforschungen und schreibt der Stadtarzt Achilles Pirminius Gasser die erste wissenschaftlich angelegte Geschichte der Stadt. Zur selben Zeit, da man sogar in Italien die Nacktheit antiker Statuen für sündhaft anzusehen beginnt, stellen die Augsburger die unverhüllten Gestalten von Göttern und Helden des Altertums auf ihre Brunnen.

Auf das goldene Zeitalter der Künste folgt auch in Augsburg eine Erschlaffung der künstlerischen Kraft in Malerei und Bildnerei. Jahrzehnte vergingen nach Ambergers Tode, bis mit Hans Rottenhammer, der in die Schule Tintorettos und Veroneses gegangen war und sich 1607 in Augsburg niederließ, wieder ein Malername von Klang auftauchte. Unter den italienisierenden deutschen Malern seiner Zeit steht er immerhin in vorderer Reihe. Seine leider verschwundenen Häuserfresken hebt Sandrart, der sie noch selbst gesehen hat, in seiner „Deutschen Akademie“ rühmend hervor.

Und doch war der Kunstsinn in der Bürgerschaft nie reger, war die Prachtliebe der Reichen nie eifriger auf künstlerische Verschönerung des Daseins bedacht, als gerade in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. So ziemlich die ganze bürgerliche Stadt ist damals umgebaut und neugebaut worden, nicht nur weil die wachsende Bevölkerungszahl dazu drängte, sondern auch weil die Ansprüche an die Wohnlichkeit und Ausstattung der Gebäude erheblich stiegen. Überhaupt gewann der Sinn für das Bedeutende und Mächtige unter den Einwirkungen der vollentwickelten Renaissance entscheidenden Einfluß. Man will jetzt glänzen, Achtung gebieten. Bürger und Rat

haben das Bewußtsein, sich dies in gleichem Maße leisten zu können wie irgend einer der prunkliebenden deutschen Fürstenhöfe. Wo die einheimischen Künstlerkräfte nicht ausreichend erscheinen, ruft man um teures Geld Fremde herbei. Gern stellt man nun die Häuser mit den Breitseiten an die Straßen, wie man es in der oberen Stadt sehen kann, und der italienische Säulenhof wird beim vornehmen Bürgerhaus die Regel.

Die Fassadenmalerei entfaltet den höchsten Reichtum und Prunk in Figuren, Zierformen und Farben. Sie erwächst zu einer reichen Volkskunst, die ihre Stoffe aus allen Gebieten des Lebens und des Wissens holt. Wie frei entwickelt der Geschmack war, das kann man noch aus den Bildern ersehen, die Giulio Licinio, der jüngere Pordenone, 1560 an das Haus des reichen Hieronymus Welser (Hummelhaus) malte. Was dieser Italiener hier schuf, das übertraf an kühnem Wurf, an Reichtum der Erfindung, an barocker Zier, an wilder Kraft nackter Leiber und an Glut der Farben alles, was deutsche Meister damaliger Zeit in derartiger Außenmalerei wagten.

Wie ganz anders gab sich wiederum die Innenkunst des Jacopo de' Tintoretto und des Antonio Ponzano, die Hans Fugger um das Jahr 1570 aus Venedig berief, damit sie ihm die Räume des rückwärtigen Fuggerhauses schmückten! Die hier von allein noch erhaltenen Kunstkammern gehören zum Schönsten, was die Spätrenaissance in solcher Art in Deutschland schuf, unübertrefflich in der Mannigfaltigkeit reizender Grotesken, in der gefälligen Verwendung des Stucks und in der duftigen Zartheit der Farben.

Man kennt es den Häuserreihen der oberen Stadt trotz vieler späterer Zutaten heute noch an, wie wenig beim bürgerlichen Wohnhausbau eine eigentliche Außenarchitektur mitgewirkt hat. Auch plastische Zier wendet man nur spärlich an. Der Erker am Welserhause in der Karolinenstraße, der um 1539 entstand,

und diejenigen am Maximiliansmuseum, das der reiche Lienhardt Böck 1544 als bürgerliches Wohnhaus erbaute, gelten allerdings mit Recht als feinste Gebilde der Steinmeckkunst. Sie gehören jedoch noch einer verhältnismäßig frühen Zeit an und nehmen sich im weiten Häusermeer der Stadt recht ver einzelt aus.

Die festlich heitere farbige Pracht, die einst von den Häusern strahlte, mußte der Zeit zum Opfer fallen. Da und dort ist eine empfindliche Leere zurückgeblieben. Es begreift sich, daß spätere Jahrhunderte an zahlreichen Giebeln und Schauseiten mit neuen architektonischen Bildungen nachzuhelfen suchten. Geblieben aber ist aus jenen Zeiten die selten schöne räumliche Gestaltung der Straßen und Plätze, die Augsburg einen schwer vergleichbaren Reiz verleiht.

Die Brunnen.

Michel de Montaigne bewunderte 1580 in Augsburg nichts so sehr, als die prächtigen Gärten der reichen Bürger und die Wasserkünste, die darin spielten. Hätte der französische Philosoph noch die Brunnen sehen können, die schon zwei Jahrzehnte später in der Hauptstraße standen, er hätte sein Lob sicherlich auch darauf ausgedehnt. Von ihrer Vorliebe für das klassische Altertum ließen sich die Augsburger leiten, als sie sich entschlossen, ihre bescheidenen „Nöhrkästen“ durch große Springbrunnen nach italienischen Vorbildern zu ersetzen. Hatten die Vorfahren einen der Stadtheiligen oder irgend einen Schildhalter auf anmutig verzierte Brunnenäulen gestellt, so wollte man jetzt kühne, heroische Gestalten auf marmornen Sockeln sehen. So kam denn zuerst 1594 der Kaiser Augustus, mit den vier Augsburger Flußgöttern zu Füßen, ins Stadtbild, so Merkurius, der Gott des Handels, und endlich 1602 Hercules, der Halbgott der Stärke.

Es war kein Zufall, daß man niederländische Schüler des Gianbologna, des Schöpfers des berühmten Neptunbrunnens in Bologna, mit dem Entwurf und der Formung der Figurengruppen betraute und nur den Guß und das Beiwerk, so auch die schmiedeeisernen Gitter, durch heimische Handwerksmeister ausführen ließ. Niederländer waren damals die erfolgreichsten künstlerischen Mittler zwischen Italien und Deutschland.

Wie ihr Landsmann und Lehrmeister Gianbologna, so gingen auch Hubert Gerhard und Adriaen de Vries, die Schöpfer der Augsburger Brunnen, auf mächtige und reiche Wirkung aus. Durch geschickten Aufbau und reiches Widerspiel der Formen erreichten sie ihre Absicht. An Gerhards Augustusbrunnen lagern die vier Flussgötter in lässiger Haltung auf dem Rande des Wasserbehälters, zwei muskulöse bartige Männer, zwei weichgeformte, feingliedrige Frauengestalten. Starke Bewegung der Linien herrscht vor. Oben aber, auf dem im achtzehnten Jahrhundert erneuerten Sockel, der an den Seiten mit weiblichen Halbfiguren und liebenswürdigen Putten ausgestattet ist, steht der mit dem Lorbeer des Siegers gekrönte Kaiser in edler, gemessener Haltung und streckt die Rechte schirmend aus über seine Kolonialstadt.

Noch stärker betonte Adriaen de Vries den Gegensatz des Starken und Zarten, des Strengen und Mildens an seinem Herkulesbrunnen. Auf dem Sockel die mächtige Gestalt des Herkules, der mit der siebenköpfigen Hydra unter Anspannung aller Muskeln kämpft und eben mit weitausholendem Arm die brennende Fackel gegen das Untier schwingt, das sich unter dem eisernen Griff seiner Linken windet. Am Unterbau aber die anmutigen schmiegsamen Frauenleiber dreier schwesterlicher Najaden, die sich in reizvollen Bewegungen mit Körperpflege beschäftigen. Diese Anordnung wird vollends abgerundet durch

frische Tritone unter den Wasserschalen der Naiaden und durch dralle geflügelte Putten, die der Künstler, ein antikes Vorbild frei nachbildend, wasserspeiende Schwäne bändigen lässt. Ein prachtvolles Zusammenspiel der Linien und Formen ist durch den dreiseitigen Grundriß des Sockels bedingt. Doch ordnet sich alles streng dem hochaufstrebenden Aufbau des Ganzen ein; so entsteht ein Werk von geschlossener, zwingender Kraft. Man hält es mit Recht für das bedeutendste deutsche Brunnen-
denkmal der Renaissance.

Gianbologna hat bekanntlich seinen Merkur gebildet wie er eben auf einem bronzenen Windhauch in die Lüfte entschwebt. Adriaen de Vries lässt den schöngestaltigen Götterjüngling auf seinem Augsburger Brunnen mit dem linken Fuß wenigstens noch fest auf der Erde stehen, indes Amor am rechten den Flügelschuh festschnallt. Durch den Körper des reisefertigen Himmelsboten strömt aber schon die Aufwärtsbewegung, bis hinein in die Fingerspitze der hocherhobenen, in die Wolken weisenden linken Hand.

Den Schülern Gianbolognas erging es in einer Hinsicht nicht besser wie der Mehrzahl jener Künstler, die im Formenschatz und in der Gestaltenwelt Michelangelos Bereicherung suchten: sie vermochten nicht mit vollkommenem Geiste zu erfüllen, was sie dem Unvergleichlichen äußerlich absahen. Einigermaßen leer blieben die Köpfe und Gesichter ihrer Gestalten, einigermaßen kalt in all ihrer Schönheit die Körper der weiblichen Wesen. Aber das haben diese Niederländer erreicht: Die Reichsstraße in Augsburg erhielt durch ihre glänzenden Brunnenwerke vollends ein großartiges Ansehen. Ein italienischer Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts wußte wohl, was er sagte, wenn er den Herkulesbrunnen für würdig erklärte, in Rom zu stehen.

Elias Holl.

Aus der Fremde mußten sich also die Augsburger in diesen Zeiten Maler und Bildner kommen lassen, wenn sie große Kunst haben wollten. In der Heimat selber erstand ihnen letzten Endes noch der Baumeister, der berufen war, das Werk der Stadterneuerung zu vollenden. Nach jeder Hinsicht dürfen die Augsburger Elias Holl als einen der ihrigen betrachten. Soweit man seine Vorfahren zurückverfolgen kann, trieben sie in der Stadt das ehrsame Bauhandwerk. Tief in der heimatlichen Scholle wurzelte Holls menschliches und künstlerisches Wesen. In seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung, die er in einer Art Familienchronik hinterließ, spricht er als echter Sohn der schwäbischen Reichsstadt zur Nachwelt. Treuherzig, schlicht, mit warmem Empfinden und würdigem Selbstgefühl, aber ohne alle Übertriebung erzählt er. Man möchte sich manche seiner Schilderungen von einem altdeutschen Zeichner in Holz geschnitten wünschen. Das gäbe den rechten Zusammenhang.

Von Ruhmsucht oder Künstlereitelkeit ist da nirgends eine Spur. Der Mann, den man nicht mit Unrecht als den Revolutionär des Bauwesens seiner Vaterstadt bezeichnete, führte das Dasein eines biederer, ordnungsliebenden Bürgers, eines tüchtigen Werkmannes und braven Hausvaters.

Ungemein reich und vielartig war aber seine Lebensarbeit. Nicht nur als Baumeister, sondern auch als Landmesser und Ingenieur leistete er dem Gemeinwesen und seinen Mitbürgern unschätzbare Dienste. Als der Fünfzigjährige auf seine Tätigkeit zurückblickte, schien es ihm „fast unglaublich“, was ihm alles von den Händen gegangen war. Aus der Enge des vom Vater ererbten heimischen Handwerks kam er her. Aber die Vorliebe für die „welsche Manier“ steckte ihm im Blute.

Bei dem geschickten Schreiner Wendel Dietrich, der bei der Erbauung der Münchener Michaelskirche eine Rolle spielte, scheint er schon einigen Begriff davon bekommen zu haben. Aber erst als der reiche Kaufmann Anton Garben im Winter 1600 den jungen Meister auf eine Reise nach Italien nimmt, geht diesem angesichts der Bauten Palladios, Sanmicheles, Sansovinos das tiefere Verständnis auf für die Baukunst der Italiener. „Besach mir in Venedig alles wohl und wunderliche Sachen, so mir zu meinem Bauwerk ferner wohl ersprießlich waren.“ Diesen kurzen, aber vielsagenden Satz schrieb er über seine Italienreise in seine Lebensgeschichte.

Bald bot sich ihm Gelegenheit daheim zu zeigen, was er in der Fremde gelernt hatte. Als der alte Stadtwerkmeister Jakob Eschen sich zum Neubau eines Gießhauses untauglich zeigte, half Holl aus. Daraufhin erhielt er 1602 den Neubau des Bäckenhauses von der Stadt verdingt. Den schuf er, noch voll der venezianischen Erinnerungen. Als ihn der Rat während dieser Arbeit zum Stadtwerkmeister annahm, bekam er die Bahn frei für eine langjährige, erstaunlich fruchtbare Tätigkeit, der erst der dreißigjährige Krieg ein Ende bereitete.

Holls künstlerische Persönlichkeit steht für sich da in der Geschichte der deutschen Baukunst. Seine Werke sind durch Eigenarten ausgezeichnet, die man bei anderen deutschen Baumeistern dieser Zeit nicht antrifft. Sein sicheres architektonisches Gefühl, sein angeborener Sinn für klare Grundrissbildung, für Einheitlichkeit und Größe, für Massenwirkung und mächtige Raumgestaltung stärkte und entwickelte sich durch das Studium italienischer Vorbilder und Lehrbücher. Er kannte seinen Palladio und Vignola und begriff ihre Lehren und den Geist ihrer Kunst. So entrang er sich der altmeisterlichen deutschen Art, welche sich wohl fühlte, wenn sie die neuen Renaissanceformen bei der reizvollen Gestaltung von Schau-

seiten und Giebeln, von Erkern und Torbögen möglichst mannigfaltig und phantasievoll verwerten konnte, die jedoch im übrigen die hergebrachten Grundformen des bürgerlichen Baues gelassen beibehielt. Im Gegensätze dazu erfaßt Holl vor allem das bauliche Gefüge selbst nach den Mustern der Italiener und bald meistert er es nach seiner eigenen Erfindungsgabe.

Man darf Holl nicht an italienischen Architekten messen, ohne ihn zugleich mit seinen deutschen Genossen in Vergleich zu setzen. In deren Nachbarschaft erst erscheint er als eine Kraftnatur, die den großen Italienern innerlich verwandt war. Schon wie er rücksichtslos und ohne jede Ehrfurcht vor dem Erbe der Vorfahren die gotischen Stadtgebäude und Türme der Reihe nach niederwarf, um an ihre Stelle Neues in „welscher Manier“ zu setzen, hat etwas von der Gewaltsamkeit starker Renaissancemenschen an sich. Erstaunlich ist, daß der Rat seinen Stadtwerkmeister fast unbeschränkt schalten und walten ließ; es liegt Größe der Gesinnung und des Wollens darin. Freilich schuf dieser Künstler vollwertigen Ersatz für das, was er beseitigte.

Bei Bäckenhäus am Perlachberg lehnte sich Holl 1602 noch eng an italienische Vorbilder an. Der Hof der Carita in Venetia scheint es ihm besonders angetan zu haben. Des deutschen Giebels freilich will er nicht entraten. Doch meisterhaft weiß er ihn dem neuen Baugefüge einzugliedern. Seine Lösung ist vorbildlich geblieben und in späterer Zeit in Augsburg und Schwaben unzähligemal nachgeahmt worden.

An der Giebelseite des Zeughäuses, das sich durch eine wohlberechnete Einfachheit des Grundrisses auszeichnet, überwiegt noch die Freude an Bewegtheit und reicher Gliederung das Streben nach Ruhe und Wucht. Da läßt er auch den Bildner noch zu Worte kommen. Die von Hans Reichel aus Schon-

gau geformte, vom städtischen Gießmeister Wolfgang Neidhart gegossene Gruppe des heiligen Michael über dem Tor eingang machte Holl geradezu zum Mittelpunkt.

Noch während des Baues des Zeughauses hat er beim Wertachbrücker Torturm (1605) die volle Herrschaft über die Verwendung und selbständige Verarbeitung klassischer italienischer Formen erlangt. Durchsichtig und klar ist da alles angeordnet und fein durchgebildet, so daß kein Mizklang das Zusammenspiel des Ganzen stört. Was Holl in dem einige Jahre vorher entstandenen reizvollen Türmchen von St. Anna anstrehte, gelang ihm hier in größeren Verhältnissen aufs glücklichste. Bei seinen späteren zahlreichen Turmbauten vereinfachte Holl, den Gesetzen seiner eigenen Entwicklung folgend, diese Turmform noch bedeutend. Das beim Wertachbrückertor angewandte Achteck gibt er auf. In massigem viereckigem und wenig gegliedertem Aufbau steht so das Rote Tor da, das von seinen späteren Tortürmen allein noch übrig ist.

Als Holl 1609 an den Bau der Stadtmeßg ging, setzte er sich über fremde Vorbilder und italienische Schuleweisheit hinweg und folgte ganz seinem eigenen architektonischen Gefühle. So brachte er etwas durchaus Eigenartiges zu Stande. Auf den praktischen Zweck ist die großzügige Anlage zugeschnitten, ruhig, klar und übersichtlich die Schauseite, ausdrucksvooll die Giebelbildung. Indem er auf schmückende Bewegtheit ganz verzichtet und die Wagrechte vorherrschen läßt, gelingt ihm die Verbindung von Giebelaufsaß und breitem Unterbau aufs glücklichste. So gewinnt das Bild eine fest in sich ruhende Geschlossenheit, eine sichere und kraftvolle Wirkung.

Das eben ist es, worauf er abzielte. Wurde ihm nun die Gelegenheit, dieses ausgereifte und abgeklärte Können an größeren Baumassen zu bewähren, so mußte er zu einem großartigen, folgerichtigen Abschluß seiner Kunst gelangen. Mit

dem Rathausbau erstieg er diese oberste Stufe, nachdem er vorher schon am sogenannten Kaufhaus an der Grabgasse, dann am Gymnasium St. Anna und beim „neuen Bau“ am Perlachplatz dem Zuge nach schlichter Gliederung und strenger Einfachheit noch weiter nachgegeben hatte.

Das Rathaus.

Mit einem bürgerlichen Idyll fängt die Baugeschichte des Rathauses an. War da der Stadtwerkmeister eines schönen Tages zu seinem gestrengen Herrn, dem Stadtpfleger Jakob Rembold zum Mittagessen geladen. Wie sie so beim Weine saßen, „wurden sie des alten Rathauses zu Red“, das Holl umbauen sollte. Da löste sich dem Stadtwerkmeister die Zunge und er meinte, Rembold sollte als „bauverständiger Herr Obmann“ dafür sorgen, daß die Augsburger „ein schönes, neues, wohl proportioniertes Rathaus“ bekämen. Das däuchte den Herrn Stadtpfleger nicht übel. Er nahm sich der Sache an und hatte bald die Zustimmung seiner Ratsfreunde zu dem Vorhaben erlangt.

Nun machte Holl ein halbes Dutzend Entwürfe. Man kann die Entwicklung seiner Baugedanken noch genau verfolgen an den im Maximiliansmuseum erhaltenen Plänen und Modellen. Es war ein weiter Weg von den ersten Entwürfen, denen als Vorbild der oberitalienische Munizipalpalast zugrunde lag, bis zum endgültigen Plane. Während schon gebaut wurde, fügte Holl noch die beiden prächtig gelungenen Türme hinzu, die dem Stadthause nach des Meisters Meinung vollends ein „heroisches Ansehen“ geben sollten.

Ein großes Bedenken aber hatten die regierenden Herren. Wohin sollte die städtische Sturmklöcke kommen, die seit ur-

denklichen Zeiten auf dem alten Rathausturme hing, wenn dieser niedergebrochen wurde?

Auch da weiß Holl Rat und Tat. Bevor er den Abbruch des alten Rathauses beginnt, errichtet er am Perlachturm ein gewaltiges Gerüst und erhöht den alten Turm mit einem Glockenhaus und einem luftigen Schlußbau. So gestaltet er den alten Stadtturm in Wahrheit zu einen Campanile Augsburgs um. Unter dem staunenden Zuschauen des Rates und der ganzen Stadt wird schließlich die großmächtige Sturmglöcke hinaufgezogen und festgehängt.

Im Jahre 1614 fiel dann das ehrwürdige gotische Rathaus und fünf Jahre später stand das neue da. Man braucht über dieses nicht viel zu sagen. Die Großartigkeit der Anlage und der baulichen Gliederung offenbart sich ohne weiteres jedem Auge. Wie sich die seitlichen Massen dem in gewaltigen Ausmaßen gehaltenen mittleren Giebelbau unterordnen, wie Keinerlei Willkür, Keinerlei zierende Spielerei die Klarheit und Mächtigkeit der Bildungen beeinträchtigt, das ist der reinsten und höchste Ausdruck Hollscher Eigenart. Wer versucht ist, im ersten Augenblick das Gesamtbild nüchtern zu finden, der gewöhne das Auge erst an die von Holl beabsichtigte Massenwirkung, wie sie besonders auch an der Ostfassade in Erscheinung tritt, und er wird die Kühnheit und Kraft des Werkes bewundern müssen.

Es ist bezeichnend für Holl, daß er die Innendekoration andern überließ. Ihm genügte es, Räume von gewaltigen Ausmaßen zuzuschaffen, die geeignet waren, allen Glanz und Prunk, dessen die Zeit fähig war, in sich aufzunehmen. Das Mittelhaus ist ganz Schaustellung. Zu ebener Erde eine gewölbte Säulenhalle; im ersten Stock ein Flöz und dann, durch die drei oberen Stockwerke reichend, der „goldene Saal“,

der mit seinen Verhältnissen alle vergleichbaren Räume Deutschlands übertrifft.

Unter Hinzuziehung auswärtiger und heimischer Werkleute schuf der Stadtmaler und Ratsherr Mathias Kager den Schmuck des goldenen Saales, dessen Pompentfaltung offensichtlich mit dem Dogenpalaste in Venedig wetteifern sollte. Das reichvergoldete Holzwerk und der Stuck sind zwar von den kräftigsten, ja von derben Formen. Und Kagers in die Kassettendecke eingelassene Bilder, denen Skizzen Peter Cands zugrunde liegen, sind keine bedeutenden Kunstwerke. Allein in seiner Zusammenfassung in dem mächtigen, prachtvoll beleuchteten Raume macht das Ganze den Eindruck überwältigender Pracht, zu der die gediegene aber einfache Holzwerkdekorlation der seitlich vom Saale gelegenen Fürstenzimmer eine angenehme Abwechslung bietet.

Das Rathaus stellte den eigentlichen, großartigen Abschluß des Lebenswerkes Holls dar, wenn er auch im Heiligeist-Hospital später noch ein bemerkenswertes Bauwerk schuf und daran noch einmal seine wuchige Kraft erprobte.

Welche gründliche Umgestaltung das Stadtbild im Ganzen durch Holl erfahren hat, läßt sich nur noch aus alten Ansichten voll ermessen. Denn die größere Zahl seiner Torbauten fiel neuzeitlichen Stadterweiterungen zum Opfer. Darunter auch die drei alten Innentore, das Kreuztor, das Frauentor, der Barfüßerturm, die Holl im welschen Stil umgebaut hat. Bei diesen war es auch, daß er sich zu Zugeständnissen an die Fassadenmalerei verstand und die Giebelarchitektur so zuschnitt, daß sie den Malereien Mathias Kagers und Hans Freibergers gleichsam als Rahmen dienen konnte. Mochte das seinem strengen Baugefühle nicht gerade behagen, das Ergebnis war durchaus erfreulich. Die Türme bekamen durch das Zusammenwirken beider Künste ein so eigenartig malerisches

Aussehen, so daß sie mit Recht als Hauptzierden Augsburgs bewundert wurden. Ihre Niederlegung bedeutete einen großen Verlust.

Wie ein tieftrauriger Ausschnitt aus einem unheilschwangeren Drama nehmen sich Holls letzte Schicksale aus, die ein Teil waren des Unglücks, das mit dem dreißigjährigen Krieg über seine Vaterstadt kam. Er, der für ihre geschichtliche Größe den klassischen künstlerischen Ausdruck gefunden hatte, wurde nach der Besetzung der Stadt durch die Kaiserlichen (1628) von seinem Amte entthoben, da er seinem evangelischen Glauben nicht untreu werden wollte. Als Gustav Adolf erschien, erhielt Holl seine Stelle noch einmal, um sie dann 1635 endgültig zu verlieren. Elf Jahre später starb er, wie sein Grabstein im Rathause meldet. Holls jedenfalls wenig glücklicher Lebensabend liegt für uns im Dunkel.

Die Augsburger ehrten das Andenken ihres großen Baumeisters mit einem Denkmal. Es wird ihn aber hierzulande nicht mehr volkstümlicher machen können, als er es durch seine eigenen Werke geworden ist.



Am Graben.

Stich von E. Remshart. 1720.



Vogeltor. 17. Jahrhundert.

Stich von S. Grimm.

Verfall und neues Leben.

Niedergang und Ende der Reichsstadt.

Leicht ist man versucht, Vergleiche zu ziehen zwischen dem Augsburg von heute und der mächtigen, lebensvollen Renaissancestadt von einst. Man sollte dabei aber keinesfalls übersehen, daß zwischen beiden eine lange Zwischenzeit reichsstädtischen Niederganges liegt und daß am Anfang der neuzeitlichen Entwicklung der Zusammenbruch der alten Stadtrepublik steht. Die Augsburger mußten ihr Gemeinwesen vor einem Jahrhundert aus Trümmern neu errichten. Das gehört in Rechnung gestellt, wenn man an der Vergangenheit die Gegenwart messen will. So wird man dieser mehr gerecht werden, als das gemeinhin der Fall zu sein pflegt.

Wie tief mußte die Reichsstadt gesunken sein, wenn man im achtzehnten Jahrhundert die Reichsfreiheit für ein Unglück an-

sehen konnte, das sie der Willkür des Kaisers und ihres Nachbarn, des Kurfürsten von Bayern unterwarf. „Dieser betrachtet die Stadt wie einen Wechselbrief, auf den er ziehen kann, so oft es ihm beliebt,“ so kennzeichnete ein witziger Kopf nicht unrichtig das politische Elend Augsburgs. Gleich den andern Freistädten sah es sich von den militärmächtigen Fürststaaten überholt und bedroht, seitdem der Rest der Selbstherrlichkeit und staatlichen Kraft des Bürgertums im dreißigjährigen Kriege vollends gebrochen worden war. Ohnmacht nach Außen, Verknöcherung und Unfruchtbarkeit des inneren Verwaltungsbetriebes wurde seither das Los der Stadtrepublik. Die Form blieb, der Geist war aus ihr gewichen. Aller schöpferischer Wille des Bürgertums schien auf politischem Gebiete erloschen. „Furchtsamb und Kleinmütig zu sein, ist bei den Bürgern eine durchgehende Krankheit“ meinte der Markgraf Ludwig von Baden, als er während des spanischen Erbfolgekrieges im Jahre 1703 sich anschickte, die Stadt zur Verteidigung gegen Franzosen und Bayern einzurichten. Aber diese Krankheit hatten die damaligen Augsburger schon von ihren Vätern und Großvätern ererbt, denen das entsetzliche Elend des großen Krieges das Mark aus den Knochen gesogen hatte. War doch die Bevölkerungszahl von 1618 bis 1645 um zwei Drittel zurückgegangen, der blühende Wohlstand, wie er noch zu Beginn des Krieges geherrscht hatte, vernichtet worden. In der Not dieser Zeiten hatte die Reichsstadt gelernt, sich je nach Lage der Umstände slavisch bald unter das Joch der Kaiserlichen, bald unter dasjenige der Schweden oder der Franzosen zu ducken. Es begreift sich, daß die Bürger von Furcht und Grauen geschüttelt wurden, als sie im Winter 1703 auf 1704, während des spanischen Erbfolgekrieges, wieder eine verlustreiche Beschießung der Stadt erdulden mußten.

In der langen Friedenszeit des achtzehnten Jahrhunderts blühte die wirtschaftliche Arbeit in Augsburg noch einmal herrlich auf. Von dieser Kraft übertrug sich aber nichts auf das reichsstädtische Staatswesen. Es fiel vollends in Erstarrung. Das alleinherrschende Patriziat, längst bürgerlicher Tätigkeit entfremdet, ging auf in einem steifleinen Ratsherrentum, das sich als Gebieter über die Stadt und ihre Kassen, die Bürger aber als Untertanen ansah. Mit kleingeistiger Unterwürfigkeit ertrugen diese die unnütze Bielregiererei der hochmögenden Herren. Und der Außenwelt bot der Rat ein tragikomisches Schauspiel, indem er mit um so größerer Gespreiztheit und Wichtigtuerei die Rolle eines unumschränkten Herrschers spielte, je hinfälliger seine Macht wurde.

Jeder Gedanke an Gegenwehr schien für ein so kraftloses gewordenes, von Kaiser und Reich im Stiche gelassenes Gemeinwesen heller Überwitz zu sein, als die Franzosenzeit über Deutschland hereinbrach. Die Revolutionsarmeen konnten die Stadt 1796 und 1799 mehrmals nach Herzenslust brandschatzen und lange Monate hindurch bis aufs Blut aussaugen. Napoleon kam. Als er am 10. Dezember 1805 zu Augsburg weilte, hatte er ein offenes Auge für die Denkmäler einstigen Glanzes, nicht minder aber auch für die Schäden des reichsstädtischen Staatsbetriebes. „Sie haben hier eine schlechte Administration“, meinte er zu der Ratsdeputation, die ihm die furchtbare Notlage und Schuldenlast der Stadt klagte. In dem schlechten Pflaster und dem Fehlen einer Straßenbeleuchtung sah er die augenscheinlichsten Beweise für seine Meinung. „Wollen Sie bayerisch werden“, fragte er die Abordnung? Dann ließ er die Erstaunten in längeren Auseinandersetzungen über Englands Niedertracht und Österreichs fehlerhafte Politik einen Blick tun in seine kühne politische Gedankenwelt. Da ging auch den

Augsburger Ratsherren eine Ahnung auf von der Größe des Mannes, der so zu ihnen sprach. Sie wußten nun, daß das Schicksal ihrer Stadt in seiner Hand lag und begriffen, daß ihre eigene Kleinheit in solch sturm bewegter und welterschütternder Zeit nichts mehr bedeutete. Hatten sie bis dahin mit Bestechungen und allen den kleinen Mittelchen reichsstädtischer Diplomatie einen angstvollen Kampf um die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit geführt, so schickten sie sich jetzt in das Unvermeidliche. Mit der Sonne von Austerlitz, die dem Kaiser der Franzosen zum schönsten seiner Siege leuchtete, stieg eine neue Zeit für Augsburg herauf: im Frieden zu Preßburg wurde die Stadt dem jungen Königreich Bayern zugesprochen.

Rokoko und Zopf.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Sinken des Staatsstaates, die Verengerung seines Wirkungsgebietes, und seine politische Blutleere auf die Lebensart und die Gesinnung der Einwohner zurückwirkte. Zwar blieb Augsburg noch bis tief ins neunzehnte Jahrhundert herein eine Stätte lebhaften Reiseverkehrs, den es erst mit dem Aufkommen der Eisenbahnen zum großen Teile einbüßte. Und die Stadt galt immer für eine der anziehendsten in Deutschland. In den Jahren 1653 und 1690 ward sie sogar noch zum Schauplatz von Königswahlen aussersehen. Allein von dem ehemaligen weltstädtisch-freien Lebensgetriebe war ihr nicht allzuviel mehr geblieben. Schon die veränderten Zeitumstände und Zeitsitten hatten es mit sich gebracht, daß die volkstümliche Festfreudigkeit vollends verklang und daß es stiller ward auf den Straßen.

Der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai fand 1780 „die Stände in Augsburg durch eine steife Etikette ganz voneinander

abgeschnitten". „Der Adel, das heißt der Kaiserliche Resident, die Domherren und die Stiftsfräulein," so schreibt er in einem großen Reiseverke, „gehen wenig mit den Patriziern um oder leben doch nicht mit ihnen auf einem Fuße. Die Patrizier halten sich weit von den Kaufleuten und die Kaufleute suchen sich wieder von den gemeinen Bürgern zu unterscheiden. Der Gelehrte, der Künstler, der Mann von Talent hat wenig Anspruch zu machen. Jede Gruppe hat ihre besonderen Noterien und in jeder Partei gibt es wieder Parteien. Dies alles macht den Umgang steif und zeremoniös und hindert die allgemeine Geselligkeit, welche den wahren Genuss des Lebens ausmacht".

Und dazu noch die Parität, die viel bespöttelte Augsburger Parität! Der moderne Freiheitsbegriff betrachtet das Zusammenleben der Konfessionen auf dem Boden staatsbürglicher Gleichberechtigung und gegenseitiger Duldung als selbstverständlich. Nicht immer war es so. Nach dem Hader und Streit des dreißigjährigen Krieges, in dem bald die eine, bald die andere Religionspartei eine Gewaltherrschaft in der Stadt ausgeübt hatte, vermochte man sich in Augsburg nur damit zu behelfen, daß man eine streng ziffernmäßige Abmarkung der bürgerlichen Gerechtsame der beiden Konfessionen vornahm. Diese Parität wurde von beiden Seiten um so ängstlicher behütet, je weiter man von wirklicher, innerlicher Duldsamkeit entfernt war. Sie durchdrang alle Lebensverhältnisse und verursachte eine förmliche Zweiteilung der ganzen amtlichen Verfassung und Tätigkeit der Reichsstadt, ja auch des bürgerlichen Daseins. Was ursprünglich, als man Duldsamkeit aus freier Herzensgesinnung noch nicht kannte, ein ausgleichender Notbehelf war, das mußte im Zeitalter Friedrich des Großen und Josefs II., wo man anfing, jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen, zur Lächerlichkeit ausarten. Unzählige Anekdoten ließen über die Augsburger Parität um. Die sorgsam ge-

trennten Schweinställe der katholischen und evangelischen Bäcker, die schon vor den Toren den Ankommenden das heiligste Staatsgrundgesetz der Reichsstadt vor Augen führten, die streng paritätisch geschiedenen Kaffeehäuser und ähnliche Kuriosen mehr waren für spottbürtige Literaten ein herrlicher Stoff. Jener Augsburger Pastetenbäcker, der in der Zeitung ankündigte, daß er fortan nicht nur für seine eigenen Religionsverwandten, sondern auch für Andersgläubige seine Pasteten backen werde, wurde den Reichsstädtern als ein Freigeist vorgeführt, der mit seinen „Toleranzpasteten“ der hohen Obrigkeit gefährlich werden könne. Noch heute erinnert das Gasthaus „Zum Paritätswirt“ an die gute alte Zeit, die ihre religiösen Anschauungen so eindlich ins Alltägliche übersetzte, ohne sich des Seltsamen dieses Gebarens bewußt zu werden.

Noch heute spielt das Wörtchen „paritätisch“ in manchen Einrichtungen der Stadt eine Rolle. Durchaus würdig aber ist es, wenn die ganze Einwohnerschaft nach alter Sitte alljährlich am „Friedensfeste“ das Andenken an den westfälischen Friedensschluß feiert, der nach dem langen Religionskriege als willkommenen Notbehelf die Parität brachte, in welcher man damals allerdings Heil erblicken durfte. Noch eine ausgezeichnete, dauernde Wirkung hatte sie. Sie förderte den Wettstreit der Konfessionen im Wohltum. Augsburg ist nicht zum wenigsten aus diesem Grunde eine Stadt reicher Stiftungen. Der Eifer für solche Werke der Menschenliebe ist bei den wohlhabenden Familien zur guten Sitte, zu einer Art vornehmer Pflicht geworden.

Wie lehrreiche Illustrationen zu alledem sehen sich die im Museum aufbewahrten Trachtenbilder aus der Zeit der Perücke und des Zopfes an. Uns mag die altertümliche Merkwürdigkeit der Trachten an sich in die Augen fallen. Damals war

das Wichtigste, daß die Kleidung die Menschen nach Rang und Stand, nach ihrem Beruf und vor allem auch nach ihrem Bekennnis fein säuberlich unterschied. Die Augsburger Tracht galt als musterhaft in dieser Hinsicht. Sie kam natürlich mit der Zeit ab; aber ein bißchen von dem, was sie einst bedeutete, ist den Menschen im Sinne haften geblieben.

Wie mit ihren Trachten, so ergings den Augsburgern auch mit andern, wichtigeren Dingen: so ziemlich alles war ihnen vorgeschrieben. Zu allem wurde man in der Reichsstadt geboren und nicht leicht konnte man aus sich selbst etwas werden, wenn man nicht von Hause aus zu einem bevorrechteten Kreise gehörte. In dem Wuste von obrigkeitlichen Verordnungen und geschriebenen und ungeschriebenen Sittengesetzen erstickte der übermütige, leichtlebige Geist des Rokokozeitalters. Die Großwürdenträger des Rates ertrugen kaum einen guten Witz, geschweige denn eine allzu bewegliche Lebensart. Man machte äußerlich die französischen Gesellschaftsmoden der Zeit mit, hielt Equipagen und Lusthäuser, sprach im Hofton von der großen Welt, veranstaltete Assembleen, Konzerte und Redouten mit höfischem Zuschnitt, trug den Stolz von Kavalieren und großen Damen zur Schau und behielt im übrigen seine bedächtige Denkungsart und Schwerfälligkeit bei.

Und doch wäre das Bild nicht ganz, wenn nicht auch dieses streng geregelte reichsstädtische Leben die im achtzehnten Jahrhundert nun einmal üblichen schmurrigen Absonderlichkeiten gezeitigt hätte. Auch Augsburg hatte seine zeitgemäßen Scharlatane. Der erfolgreichste war der Kupferstecher Daniel Herz von Herzberg, ein Pläneschmied und Windreißer ärgerster Sorte. Er brachte es durch geradezu possenhafte Schwindeleien großen Stiles fertig, neben der reichsstädtischen Kunstabademie eine vom Kaiser privilegierte „Kaiserlich Französische Akademie“

mit höchst sonderbarer Verfassung zu gründen und Jahrzehnte lang gegen den feindlich gesinnten Rat zu halten, mit dem er förmlich im Kriegszustande lebte. Ernsthafe Leute, wie Winkelmann, Gotsched, Hagedorn fielen auf die wunderlichen Pläne des erfinderischen Kauzes herein, der in Deutschland eine gewisse Berühmtheit erlangte.

Auf einem Gebiete, dem der Verschönerung ihrer Stadt, trieben die Augsburger auch in diesen Zeiten einen Aufwand, der ihnen gut anstand, weil er aus künstlerischen und volkstümlichen Bedürfnissen entsprang. Die alte Baulust lebte mit dem wachsenden Wohlstande wieder auf. Mit ihr die Wandmalerei, die nie ganz außer Übung gekommen war. Man wandelte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Innenräume der meisten gotischen Kirchen im Zeitgeschmack um und schmückte nun auch vielfach die Schauseiten der Bürgerhäuser durch modische Architekturen. Überall in den Straßen der Stadt stossen wir auf die Zeichen dieser Tätigkeit; an geschweiften Giebeln, an zierlichen Portalen, an geschnitzten Türen, an ganzen Breitseiten hat sie ihre Spuren hinterlassen. Wir würden den Einschlag des Barock und Rokoko noch stärker verspüren, wenn nicht die Hunderte von Hausfresken bis auf einzelne Überbleibsel vergangen wären. Einige große Rokokohäuser, wie der Gasthof zu den „Drei Mohren“ oder das von dem kurbayrischen Baumeister Lespilliez 1770 für den Bankier Liebert vollendete Palais (B 16) können sich in der stolzen Hauptstraße neben den Bauten älterer Zeit sehr gut sehen lassen. Der große, glänzend ausgestattete Saal des Lieberthauses, dessen Holzarbeiten Plazidus Verhelst fertigte, gilt als eine Perle des Rokoko; hier erweist sich, daß der Sinn für vornehme Pracht in der Augsburger Kaufmannschaft auch in dieser Spätzeit nicht ausgestorben war.

Als Goethe auf seiner Italienreise im Jahre 1790 in Augsburg Aufenthalt nahm, versäumte er nicht, dem Historiker und Ratsherrn Paul von Stetten dem Jüngeren, dessen Schriften in der gelehrten Welt Deutschlands gute Geltung hatten, einen Besuch abzustatten. Freilich, der Olympier war von der etwas trockenen und zurückhaltenden Persönlichkeit Stettens nicht gerade entzückt, die nach außen mehr den Augsburger Ratsherrn, als den Mann der Feder erkennen ließ. Stettens Geschichtsbücher werden, obwohl vielfach überholt, als Nachschlagewerk heute noch viel gebraucht und seine novelistischen „Briefe eines Frauenzimmers aus dem fünfzehnten Jahrhundert“, wurden seinerzeit gerne gelesen und sogar ins Französische übersetzt.

Es hat überhaupt in Augsburg selbst in den trübsten Zeiten an tüchtigen Gelehrten nie gefehlt. In Stettens Tagen hatten der Philosoph Jakob Brucker und der Mechaniker und Mathematiker G. F. Brander, Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien, guten Ruf. Allein das geistige Leben ihrer Heimatstadt haben diese Männer nicht bedeutend beeinflußt. Es war auch Stettens Sache nicht, es reicher, beweglicher zu machen. Literaten und Poeten, die dies gekonnt hätten, hat aber die Stadt nicht hervorgebracht, und eingewanderte begegneten von vorherein dem größten Misstrauen. Daß ein Ratsherr oder Geistlicher ehrenfeste Bücher schrieb, ließ man allenfalls noch gelten. Man liebte aber die Leute nicht, die aus der Schriftstellerei einen Beruf machten, besonders wenn sie feurige Köpfe hatten und spitze Federn führten. Gar zu gerne gossen solche Menschen die Lauge ihres Spottes über manche reichsstädtische Armutseligkeit aus. Im Rate kamen die Zöpfe allemal in ein bedenkliches Wackeln, wenn irgend ein „Schandmaul von Skribent“ durch eine allzukühne Schrift die Ruhe und das gleich-

mäßige Denken der Bürger störte. Die Zensur saß zu Augsburg, wie einer dieser Skribenten meinte, „mit Mydasohren auf ihrem Throne und schlug mit bleierinem Szepter alle Produkte des Geistes nieder“. Der schwäbische Feuergeist und Dichter Christian Daniel Schubart konnte 1773 als landflüchtiger Mann seine Wochenschrift „Deutsche Chronik“ in Augsburg wohl begründen, bekam es aber sogleich mit der mächtigen Partei der Aufklärungsgegner zu tun, sobald er kühnere Gedanken in die Öffentlichkeit warf, als die meisten Ratsherren sie in ihren Köpfen trugen. Und doch wäre Schubart der rechte Mann gewesen, der großen geistigen Bewegung der Zeit in der Stadt stärkeren Eingang zu verschaffen. Mit dem Vorlesen von Dichtungen Goethes, Lessings, Klopstocks hatte er bereits gute Erfolge erzielt, als ihm seine Gegner eine weitere Tätigkeit unterbanden. Er mußte aus der Stadt entweichen. Ein anderer geistvoller Zeitungsschreiber, Ludwig Wilhelm Beckrlin, dessen lose Satiren und witzige Episteln noch Heinrich Heine mit Genuß las, ward ebenfalls schleunigst hinausbefördert, als man erfuhr, daß er den kaiserlichen Hof etwas unsanft mitgenommen hatte.

Schlimm stand es unter solchen Verhältnissen noch um das Theater. Allerdings fand man an den längst eingerosteten und öde gewordenen Legenden und Versstücken der immer noch wirkenden Meistersinger keinen Gefallen mehr. Diese schlossen daher 1772 ihren „Komödienstadel“. Vier Jahre später erbaute man ein richtiges Theater. Es ist bezeichnend für die Auffassung vom Zwecke der Schaubühne, daß sie nach der Absicht des Rates dem Almosenamte Erträgnisse zu bringen bestimmt war. Nicolai erzählt, daß zu den Zeiten, da Lessings und Goethes Dramen schon berühmt waren, hier von schlechten wandernden Truppen greuliche Schausstücke und grobe Hanswurstspiele aufgeführt

wurden, die das Publikum mit demselben Vergnügen hinnahm, wie die beliebten Puppenspiele.

Man sieht, mochte auch ein Teil der Gebildeten der Gedankenwelt und der Literatur der Zeit Verständnis entgegenbringen, im allgemeinen sandten die geistigen Strömungen des großen Literaturzeitalters Deutschlands nur schwache Wogen in die Reichsstadt herein. Erst als die Flammenzeichen der französischen Revolution den europäischen Himmel röteten, hoben die Augsburger die Köpfe und sahen um sich. Da begann sich die politische und geistige Starrheit langsam zu lösen, in welche sie während des achtzehnten Jahrhunderts verfallen waren. Eine Parteibildung entstand, bei der die „Aufklärer“ den Konservativen auf politischem und geistigem Gebiete gegenübertraten. Hatte noch 1774 ein Ratsherr dem Zeitungsschreiber Schubart auf sein Verlangen nach einem „Hut voll englischer Freiheit erwidern können, daß „der Vagabund keine Nüßschale davon bekommen solle“, so richtete jetzt sogar die allmächtige Zensur nichts mehr aus. Als im Jahre 1794 gar die Weber einen Volksauflauf erregten, da fing der von Revolutionsangst ergriffene Rat an, den Neuerern Zugeständnisse zu machen.

Allein nun kam der Krieg wieder über die Stadt und hielt die in Fluss gekommene Bewegung der Geister vorläufig noch nieder.

Wirtschaft und Kunstgewerbe.

Was hat sich das achtzehnte Jahrhundert doch „verlustiert“ über die Schildbürgerei der Reichsstädter! Seitdem Wieland sie in seinen Abberiten so ergötzlich gezeichnet hatte, hielt sich jeder Literat für berufen, sein Mütchen daran auszulassen, auch wenn er nicht entfernt den Witz des Ver-

fassers der Abberiten besaß. Hochnäsigie Kavaliere und gepuderte Modedämmchen an deutschen Dukzendhöfen gaudierten sich samt Serenissimus höchst, wenn ihnen die lieben reichsstädtischen Nachbarn als lauter philistroe Dummköpfe und als Vertreter eines gänzlich mattherzigen und beschränkten Spießertums vorgeführt wurden. Es gab aber verständige Leute, die wohl erkannten, daß im Bürgertum doch noch andere Säfte und Kräfte webten, als sich nach außen in der Politik und im öffentlichen Dasein kundgab. Christian Daniel Schubart zum Beispiel blickte tiefer in die Seelen der Augsburger. Der Poet sah aus den Gemütern immer noch das lautere Gold echten deutschen Menschentums durch alle Unnatur einer fremden Scheinkultur herausblinken. Er bekannte, als Dichter in Augsburg gerade unter dem niederen Volke viel gelernt zu haben. Er preist den tüchtigen, biederherzigen Grundzug der Männer und die sittsame, stille Art der Mädchen und braven Hausmütter, die „mehr wert sind als die flittergoldenen Menschenbilder an so manchem Hofe, die nichts tun als rauschen und blenden“. Solche Eigenschaften schienen Schubart „alle Steifigkeit, Zähe des Witzes, Armut an feinem Geschmack, Unkenntnis der polierten Sitte“ aufzuwiegen.

Friedrich Nicolai suchte die Augsburger auch in ihren Geschäftsstuben und Werkstätten auf. Da sah er sie von ihrer stärksten Seite. In seinem großen Reisewerke, in dem er nicht weniger als anderthalb Bände der Beschreibung der Reichsstadt widmet, ist er des Lobes voll über die gewerbliche Tüchtigkeit ihrer Bewohner, über den weitreichenden Geld- und Wechselhandel, über die fortgeschrittenen Einrichtungen der Manufakturen und Industrien. In der Tat sprudelten im achtzehnten Jahrhundert die alten Quellen des Reichstums hier aufs Neue. Und wieder wie in alter Zeit traten glänzende kaufmännische Talente auf den Plan, wie Johann Heinrich Schüle, durch den

die Augsburger Zeugdruckerei Weltruf erlangte. Und es ist seltsam, wie hier selbst in der Zeit ärgster zünftlerischer Verknöcherung des bürgerlichen Gewerbewesens die Latkraft einzelner sich wieder siegreich erhebt über alle Widerstände. Das achtzehnte Jahrhundert hat in Augsburg bereits die Urform des neuzeitlichen Unternehmers geschaffen, in zahlreichen Kaufleuten, Bankiers und Industriellen, die von der Pike auf Stufe für Stufe ökonomischen Erfolges erklimmen. Damals wurden wirtschaftliche Grundlagen geschaffen, die auch ins neunzehnte Jahrhundert hereindauerten. Die neuere Industrie konnte zum großen Teil auf ihnen weiterbauen, als sie sich nach der Gründung des deutschen Zollvereins in Augsburg auszubreiten begann. So ist in dieser Stadt reicher geschichtlicher Erinnerungen selbst das Maschinenzeitalter nicht ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit. Zähe bürgerliche Arbeitsamkeit und gewerbliche Latkraft waren das Beste, was sich aus dem Zusammenbruche des reichsstädtischen Daseins herüberrettete in die bayerische Zeit.

Wie so ganz anders gestaltete sich das Schicksal Augsburgs als Kunststadt. In ihren Kirchen, im Rathause und vor allem im Maximiliansmuseum sehen sich die Augsburger Schritt für Schritt an die Kunstoffertigkeit ihrer Vorfahren erinnert. Wie geschickt diese das Eisen schmiedeten, wie prächtig sie in Gold und Silber zu arbeiten verstanden, wie sie stilvolle Möbel und Hauseinrichtungen und künstlerisches Kleinwerk aller Art fertigten, wie sie zeichneten und malten, um das alles darf die Gegenwart die Vergangenheit wahrlich neiden. Der Reichsstadt gebührt der Ruhmtitel, eine blühende Kunststätte auch in den Zeiten gewesen zu sein, als es mit der äußeren Macht und der inneren Stärke des Gemeinwesens abwärts ging.

Nimmt man die beiden Bände zur Hand, in denen Paul von Stetten der Jüngere 1779 und 1788 alle Nachrichten über

das Gewerbe und die Kunst Augsburgs zusammengestellt hat, deren er habhaft werden konnte, so treten uns auf den mannigfältigsten Gebieten hunderte von Namen entgegen, die einst etwas galten. Die Ausbreitung und wissenschaftliche Ausgestaltung des Museumswesens gab der Forschung den Anstoß, sich näher mit den Erzeugnissen des Kunsthandwerks der Spätrenaissance, des Barock und Rokoko zu befassen. Da kam es mehr und mehr zu Tage, welch eine schwer übersehbare Menge von ausgezeichneten Werken in den Sammlungen und in den Kunstkammern der europäischen Hauptstädte und Höfe aus Augsburger Werkstätten stammen. Diese haben einst die Residenzen der Fürsten und die Schlösser des Adels reichlich damit versorgt. Hier sei nur betont, daß Augsburg seit dem ausgehenden sechzehnten Jahrhundert als eine Hochschule der Goldschmiedekunst, als Heimstätte der Emailleure, Kunsttischler, Kunstschorßer, Bossierer, Kupferstecher galt. Aus allen Himmelsgegenden Deutschlands und aus fremden Ländern wanderten Gesellen und Meister herzu, um teilzunehmen an dem reichen Schaffen, das durch einen ausgedehnten Kunsthandel ermöglicht wurde.

Freilich, es war nicht mehr die tiefe, volksechte Kunst früherer Zeiten, die aus dem eigensten Empfinden, Fühlen und Denken der Heimat entsprang. Man folgte nun nachgiebiger und unselbständiger den Anforderungen modischer Stilwandlungen und fremdartiger Geschmacksrichtungen. Aber es gelangen dem Kunstgewerbe mancherlei Werke, denen der Stempel künstlerischer Eigenart und Vollendung aufgedrückt ist. Arbeiten der Spätrenaissance wie der pommersche Kunstschrank, der jetzt im Berliner Museum steht, oder die österreichische Kaiserkrone von David Attemstetter oder Christoph Schißlers astronomische Instrumente trugen den Ruf der Augsburger Meister über alle Lande. Bis tief ins achtzehnte Jahrhundert

herein bewahrten sie ihn, nicht zum wenigsten deshalb, weil die gewerbliche Kunst in vielen Familien sich traditionell forterbte. Die Namen der Biller, Thelott, Drentwett, Mannlich ziehen sich durch die ganze Geschichte der deutschen Goldschmiedekunst des Barock und Rokoko hindurch.

Noch auffallender ist diese Erscheinung bei den graphischen Künsten. Diese entfalteten eine fast unheimliche Fruchtbarkeit, seitdem der Niederländer Dominikus Custos um 1580 die verfeinerte Technik seiner Heimat hierher verpflanzt hatte. Seine Stiefföhne und Geschäftsnachfolger Lukas und Wolfgang Kilian wurden die Begründer eines berühmten Kupferstechergeschlechtes, das Jahrhunderte blühte. Neben diesen wirkten im siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhundert in der Stadt zahlreiche Meister des Grabstichels und der Schabkunst, die entweder selbst Verlage besaßen oder für solche arbeiteten. Ganz Deutschland überschwemmten sie mit ihren Blättern. Bildnisse, Stiche und Radierungen nach heimischen und auswärtigen Malern, Stadtansichten, Landschaften und Tierleben, kunstgewerbliche Musterbücher, Prachtwerke, kurz alles, was die Zeit verlangte, brachten sie auf den Markt.

Die Augsburger selbst waren von einer förmlichen Bildnissucht erfaßt. In früheren Jahrhunderten hatte man handschriftliche Geschlechterbücher, Kunstdenkmäler und Ehrenbücher mit schön gemalten Verzierungen und Bildern angelegt. Nun pflegte man von den Kupferstechern und Schabkönnstlern große genealogische Bildwerke machen zu lassen. Die Pinacotheca Fuggerorum, die langen Bildnisreihen der Augsburger Stadt-pfleger und Geistlichen sind die bekanntesten Beispiele hierfür. Kein irgendwie nennenswerter Bürger starb, dessen Bildnis nicht in Kupfer auf der gedruckten Leichenpredigt oder sonstwie erhalten wurde.

Vieles, was so gewerbsmäßig entstand, war gewiß schlechte

Ware. Aber auch wirkliche Künstler, deren Schöpfungen uns heute noch Teilnahme abgewinnen, nahmen regen Anteil an dieser Betriebsamkeit. Die zahlreichen Handzeichnungen, Radierungen, Stiche von Georg Philipp Rugendas im Maximiliansmuseum sind kulturgeschichtlich und künstlerisch wertvoll. Rugendas starb 1742 als Direktor der Augsburger Akademie. Aber seine Kunst gehörte noch vorwiegend dem siebzehnten Jahrhundert an. In Rom hat er sich an Jacques Courtois gebildet und ist dann in der Heimat ein angesehener „Bataillenmaler“ geworden. Kämpfende Reiterscharen, Szenen aus dem Kriegerischen Lagerleben, aber auch aus dem Markt- und Volksleben seiner Zeit sind gewöhnlich der Inhalt seiner Bilder. Seine Gemälde, verschiedene in Galerie und Museum, sprechen uns mit ihrer trüben Färbung weniger an als seine lebensfrisch aufgefaßten, flotten und doch sorgfältig durchgebildeten zeichnerischen Darstellungen.

Rugendas Nachfolger schufen in seiner Art weiter. Sein talentvollster Schüler Johann Elias Ridinger gilt als der beste deutsche Tierschilderer des achtzehnten Jahrhunderts, der in seinen Stichen und Schwarzkunstblättern scharfe Naturbeobachtung und reizvolle Auffassung der Landschaft zu vereinigen wußte.

Die Malerei hatte neben den graphischen Künsten keinen leichten Stand; trotzdem war Augsburg immer noch eine Malerstadt, deren Anziehungskraft manchen namhaften Künstler herbeizog. Joachim Sandrart, der Verfasser der „Deutschen Akademie“, wirkte eine zeitlang in Augsburg. Und zwei der bekanntesten Bildnismaler des achtzehnten Jahrhunderts hielten sich etliche Jahre hier auf, der eine De Marées und Anton Graff, der nachmalige Porträtißt der deutschen Dichterfürsten.

Selbständiger Bedeutung erlangte die Malerei des Barock

und Rokoko in Augsburg nur auf dem Gebiete der Freskenkunst. An den Häusern, in den Kirchen der Stadt und des ganzen Bistums Augsburg, ja weit darüber hinaus, hat sie Werk an Werk gereicht. Die Bergmüller, Holzer, Günther bewährten sich unter der zahlreichen geschäftigen Schar der Augsburger Maler als wirkliche Künstler. Man darf sie den nennenswertesten Meistern des deutschen Rokoko zuzählen. Auch aus ihren Werken spricht die helle Freude der Zeit an Licht und glänzender Form, auch sie übersehen leicht über dem äußeren Glanze und der technischen Vollkommenheit kraftvolle Innerlichkeit. Aber es war manchen ihrer Werke doch eine stark persönliche Note eigen. Holzers berühmter „Bauerntanz“ am gleichnamigen Wirtshaus erregte durch die gesunde Kraft seiner unruhigen, humorvollen und keineswegs zimperlichen Darstellung, deren Geist an die besten Zeiten älterer volkstümlicher Kunst erinnerte, selbst die Bewunderung italienischer Kenner. Die im Maximiliansmuseum aufbewahrte Farbenskizze gibt allerdings nur einen matten Begriff von diesen Vorzügen.

Es ist ein schwerer Verlust für die Stadt, daß auch diese Häuserfresken bis auf wenige Reste verblichen. Um so erfreulicher, daß im letzten Jahrzehnte die wiedererwachte Lust an farbiger Zier zu dankenswerten und gut gegückten Wiederherstellungen führte! So der Bergmüller'schen Malereien des Schauerhauses am Mezgplatz, der reizvoll heiteren Bemalung des Moschelhauses am Obstmarkt, der in klassizistischen Formen gehaltenen Architekturmalerie des Sieglehauses in der Karolinenstraße. Auch den großen Barockgiebel des Rentamtsgebäudes am Kesselmarkt schmückt ein nach Peter Türmer (1750) erneuertes Wandbild.

Ein Vergleich mit der Nachbildung der Kagerschen Fresken am neuen Weberhause gibt einen guten Begriff von dem Unter-

schiede zwischen der heiteren aber weniger erfindungsreichen Wandmalerei des achtzehnten Jahrhunderts und der früheren, ernsteren der Renaissance.

Am besten lernt man die reiche Kunst des Barock und Rokoko in der Stadt selbst noch in den Kirchen kennen, auf die schon früher hingewiesen ist. Fast alle bergen sie neben Fresken-gemälden besonders auch Prachtstücke der Holzschnitzerei und der Schlosserei. Ganz in die Welt des Rokoko versetzt uns die 1757 fertiggestellte Kirche von St. Stephan und der glänzende Kongregationsaal des ehemaligen Jesuitenkollegiums, dessen fein gestückte Decke Mathäus Günther mit farbenschönen Gemälden ziert.

Man versteht es, daß eine Reichsstadt, die an Fülle künstlerischen und Kunstgewerblichen Schaffens so erfolgreich mit den fürstlichen Residenzen wetteiferte, gleich diesen die übliche Akademie haben mußte. Im Jahre 1716 wurde sie als öffentliche Lehranstalt von der Stadt übernommen. Viel ist dabei für die Kunst nicht herausgekommen, so hochklingende Redensarten man auch über Zweck und Ziel des akademischen Betriebes in Wort und Schrift verbreitete. Aber das Kunsthandwerk zog doch erheblichen Nutzen daraus. Das war in Zeiten, die soviel Wert auf handfertige Geschicklichkeit legten, schon ein Gewinn. Doch auch die Akademie vermochte den allmählichen Verfall des Augsburger Kunstlebens seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr aufzuhalten. Es ging trotz der Wiederbelebungsversuche Paul von Stettens den Weg alles Vergänglichen. Schon um 1770 meinte ein Schriftsteller, „daß man das ehedem so rauschende Wehen des Genius der Augsburger Kunst nur mehr leise verspüre.“ Die Hoffnung, „daß er sich mit neuer Kraft wieder aufschwingen werde,“ ist ein Traum geblieben. Die Stürme der Franzosenzeit brachen ihm vollends

die Schwingen. Er floh, um nicht mehr wiederzukehren. Guter Name, Rang und Eigenart der Stadt im deutschen Volksleben wurden fortan durch andere Kräfte bestimmt.

Hauptstadt des bayerischen Schwabenlandes.

Friedrich List, der große Nationalökonom, erkannte als er 1842 zu Augsburg sein „System der nationalen Ökonomie“ schrieb, daß die Zukunft Augsburgs in der Industrie liege. Die Gegenwart erblickt das Großgewerbe in voller Entfaltung. In den Maschinenhallen, wo die riesige wirtschaftliche Arbeit der Neuzeit ihr rauschendes Lied ertönen läßt, fühlt man am unmittelbarsten den Pulsschlag der heutigen Stadt. Seit den Tagen, da die ersten Eisenbahnzüge an ihre Mauern heranrollten, hat sie ihre beste Kraft an ihr industrielles Gedeihen gesetzt. Bezeichnend ist, daß sich die Entwicklung am stärksten vollzog auf den Gebieten altherkömmlicher heimischer Erzeugung, in der Eisenbearbeitung und in den Gewebeindustrien. Heute kennt die ganze Welt Augsburger Maschinen, Augsburger Garne und Gewebe. Überdies darf die Stadt sich rühmen, einem jener Männer Heimstätte gewesen zu sein, die für das Problem des lenkbaren Luftschiffes eine erfolgreiche Lösung gefunden haben. Das opferwillige und zähe Ausharren des Riedingerschen Werkes, das heute im Flugwesen einen ersten Namen besitzt, half Herrn von Parseval seine langjährigen Versuche zum guten Ende bringen.

Von tiefem Falle hat sich das bürgerliche Gemeinwesen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts wieder erhoben und sich eine neue Gestalt gegeben. Nun aber will sich das, was in unermüdlicher Arbeit in und um Augsburg erwachsen ist, erst vollends verfestigen zu einer großen Stadt.

Es lag in solchen Zeiten nicht mehr in der Bestimmung Augsburgs, eine hervorragende Stätte der Wissenschaften oder

der Künste zu sein. Kurze Zeit schien es allerdings, als ob sich hier eine Art literarische Niederlassung entwickeln wollte, als sich nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Cottas Augsburger „Allgemeine Zeitung“ zu einem Weltblatte ausgewachsen hatte, in dessen Leitung Männer wie Kolb, Levin Schücking, Franz Dingelstedt, W. H. Niehl saßen. Doch blieb dieses Stück Geistesleben ein bloßes Zwischenpiel in der Entwicklungsgeschichte der modernen Stadt. Diese suchte und fand ihr geistiges Arbeitsfeld vorwiegend in Wirtschaft und Technik. Ferner in der neuzeitlichen Ausgestaltung ihres gemeindlichen Stadtewens und in der Förderung der Volkswohlfahrt. Darin gingen die Kräfte hervorragender Männer auf, eines Albrecht Volkhardt, eines Ludwig Fischer, deren Andenken dauern wird. Zu gleicher Zeit erneuerten führende Männer der Industrie und Kaufmannschaft den alten Ruf der Stadt im Wirtschaftsleben.

Auch Augsburg musste, wie alle werdenden Arbeitsstädte, Jahrzehnte nüchterner Lebensauffassung und Lebensgestaltung überwinden. Die Pflege idealer Güter, die im Schoße der Familien stets wach geblieben war, trat da nach außen nur spärlich in Erscheinung. Nachteilige Rückwirkungen auf die künstlerische Gestaltungskraft im Bauwesen und damit auf das Stadtbild, konnten nicht ausbleiben. Das berechtigte Streben nach Licht und Luft wurde manchem schönen Stück Altaugsburg verderblich, das auch unter den neuen Umständen noch gut Platz gehabt hätte. Namentlich die Zeit grundstürzender Neuerungen nach der Einverleibung der Reichsstadt in das Königreich Bayern schlug dem Überlieferten schwere Wunden. Der allzu hastigen und rücksichtslosen Durchführung der Säkularisation fielen auch hier bedeutende alte Kunstwerke zum Opfer. Diese geschichtslose Gesinnung wirkte noch längere Zeit nach, dann aber, in den Jahrzehnten nach der Gründung des Reiches ward sie von dem wiedererwachten geschichtlich geschulten Heimatssinn sieg-

reich aus dem Felde geschlagen. Mit ihm erstarkte auch das Gefühl für stilvolle Bauweise wieder. Die breiten Straßenzüge, die auf ehemaligen Stadtgräben und abgetragenen Wällen laufen, das prächtige Theater (1876), das als schönste Zierde der Neustadt die breite Fuggerstraße wirkungsvoll abschließt, verdanken diesem gesünderen Geiste ihre Entstehung. Die gemeindlichen Bauten der jüngsten Zeit vollends offenbaren eine glückliche Verbindung kräftigen eigenen Wollens mit verständnisvoller Vertiefung in den Geist der liebgewordenen altheimischen Baukunst.

In der rühmenswerten Sorgfalt, mit der man die über den ganzen Stadtplan zerstreuten Anlagen und besonders den Stadtgarten pflegt, diese liebenswürdige Stätte feiner Geselligkeit, setzt sich die ehedem weit bekannte Vorliebe der Augsburger für prächtige Gärten zeitgemäß fort.

Das Beste, was in Augsburg außerhalb von Technik und Bauwesen für Kunst und Wissenschaft in neuerer Zeit getan werden konnte, geschah in der Pflege der historischen Denkmäler und der geschichtlichen Sammlungen in Bibliothek und Archiv, in der Galerie und in dem neuingerichteten und vergrößerten Maximiliansmuseum.

Man ließ sich von dem Grundgedanken leiten, daß den historischen Städten unseres Vaterlandes ein hoher Beruf gewahrt bleibt, solange noch Deutsche sich Herz und Sinn in der Geschichte ihres Volkes wie in einem Jungbrunnen zu erfrischen vermögen. In der Tat, solange wird auch Augsburg für unser Volk unschätzbare Werte zu hüten haben. Solange wird seine Vergangenheit demjenigen, der sich darein vertieft, Bedeutendes, Großes zu sagen haben.

Bermerk über die Literatur.

1. Eine Geschichte der Stadt Augsburg, die einigermaßen den heutigen wissenschaftlichen und sonstigen Anforderungen genügt, gibt es bis jetzt nicht. Einzelschriften haben wir vornehmlich aus den Gebieten der Wirtschafts- und der Kunstgeschichte. Die vorliegende Arbeit beruht in der Hauptsache auf eigenen Forschungen des Verfassers, die seit 1903 in einer Reihe von Schriften und Abhandlungen niedergelegt wurden. Hier seien angeführt: Aus Augsburgs Vergangenheit (Augsburg 1906; Studien zur Baugeschichte, über Stadtfreiheit und Bürgertum in ihrem Werden; Ausgang der Reichsstadt und Übergang an Bayern). — Forschungen über die Natzverfassung, das Zunftregiment und die zünftige Stadtverfassung, über soziale Bewegungen im Mittelalter usw. in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 1908 bis 1914. — Augsburg in der Publizistik und Satire des 18. Jahrhunderts (Vorträge 1908/09, gedruckt in der Zeitschrift des historischen Vereins 1916). — Augsburger Textilindustrie im 18. Jahrhundert (Augsburg, Schlosser 1911). Abhandlungen über altschwäbische Malerei, über Baukunst und Wandmalerei usw. in verschiedenen Zeitschriften; darunter: Glasgemälde Hans Holbeins d. A. (Münchener Jahrbuch für bildende Kunst, 1909; Nachweis Holbeinscher Glasgemälde in St. Ulrich). — Handzeichnungen Elias Holls (Augsburg 1907; Funde im Augsburger Bauamt).

2. Zahlreiche, sehr beachtenswerte wissenschaftliche Untersuchungen und Aufsätze verschiedener Autoren in der Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Hierzu siehe den Registerband dieser Zeitschrift.

3. Aus der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur: Ehrenberg, Zeitalter der Fugger. — Jansen, Forschungen zur Fuggergeschichte. — Sombart, Der moderne Kapitalismus. — Strieder, Forschungen zur Entstehung der großen Geldvermögen in Augsburg. — Häbler, Die Welser in Veneziula. — Simonsfeld, Fondaco dei Tedeschi.

4. Genaue Angaben über die kunstgeschichtliche Literatur bei Sepp, Bibliographie der bayerischen Kunstgeschichte. — Besonders beachtenswert die Arbeiten des früheren Stadtarchivars Adolf Buff (Augsburg in der Renaissancezeit. — Forschungen über den Rathausbau, das Kunstuwerbe, die Fassadenmalerei).

Verzeichnis von Personen und Sachen.

- Akademie, der Künste; 18. Jahrh. 193
— kaiserlich französische 182
- Alemannen 20
- St. Afra, Märtyrerin; Anfänge des Christentums 24
- Altertümer, römische 21
- Amberger, Christof; Maler 154 bis 156
— Bildnismaler 153; Altarbild im Dom 156
— Spätwerke in St. Anna 154
- St. Anna; Annagasse 6
— Kirche, Kreuzgang, Turm, Höfchen 120
— Fuggerkapelle bei St. Anna 71; Goldschmiedskapelle b. St. Anna 116
- Antwerpen, Handel in 65
- Augusta Vindelicorum 18—23
— römischer Ursprung Augsburgs 18; Hauptstadt Ratiens 19; Untergang der Kolonie 20
— Stadtplan, römischer 21; Straßennetz, römisches 22
— Humanismus und Altertumswissenschaft 23
- Augustus, römischer Imperator 18, 23
- Augustusbrunnen 23, 166
- Bahnhofsviertel 5
- Barbarossa, deutscher Kaiser 35
- Barfüßerkirche 115
- Baukunst des früheren Mittelalters 41; ältester Dombau 42; St. Peter 44
— mittelalterliche 102—127; Gotik im Stadtbilde, Stadtplan von Georg Seld (1521) 102; Tanzhaus, Brunnen (Röhfkästen) 103; Rathaus, altes 106, 117; Dom 107—114. Kirchliche Bauwerke des Spätmittelalters 115 bis 124; Jakobskirche 115; Barfüßerkirche 116; St. Leonhards-Kapelle 116; Goldschmieds-Kapelle 116, 117; Ulrichskirche 117 bis 120; St. Anna 120; Hl. Kreuz 121; Dominikanerkirche 122.
- Bayern, Herzog Ludwig von Bayern und die Vogtei 37
— Ludwig der Bayer, deutscher König 38; Ludwig der Reiche von Bayern Ingolstadt, Belagerung Augsburgs 53
— Übergang der Reichsstadt Augsburg an Bayern 178
- Beirlin, Hans; Bildhauer, seine Werke im Dom 131
- Bildnerei, 15. und 16. Jahrh. 129 bis 134
— Altarplastik und Grabplastik des 15. Jahrhunderts, Denkmäler im Domkreuzgang und Dome 129
- Gregor Erhardt, Hans Beirlin, Loy Hering 131
- Breu, Jörg; Vater und Sohn, Maler im Zeitalter Maximilians 153
- Buchdruck, Buchdrucker 92—94. Pflanzmann Jodocus 92; Günther Zainer, Jakob Bämler, Anton Sorg 93; Erhardt Rotdoldt 94; Schönsperger; Drucke für Kaiser Maximilian 94; Burgkmair, Zeichner Jost de Negker, Holzschnieder 94
- Bund, schwäbischer 55

- Bürgertum, Anfänge 30
 — im 15. Jahrhundert 75—82; bürgerliches Leben 76; Geldwirtschaft 78; Volksbewegungen 79, 80; wirtschaftliche Wandlungen 82
 — im Zeitalter der Reformation 158
 — im ausgehenden 16. Jahrhundert; politische Ohnmacht; wirtschaftliche Kraft 160
 — im 18. Jahrhundert 176—187; reichsstädtischer Niedergang 176; Ende der Reichsfreiheit 176; bürgerliche Gesellschaft 179; Parität 180; Sitten und Absonderlichkeiten 182
- Burggrafenamt 39
- Burgkmair, Hans; Maler 135
 — und Holbein 135, 137; Basiliikenbilder 145
 — und die Renaissance 150; Zeichner Maximilians I. 150; Schüler Burgkmairs 152
- Burgstadt, ältere bischöfliche 12, 18, 24
 — die Stadt St. Ulrichs 24—30
- Burkhardt von Ellerbach, Bischof; sein Streit mit der Stadt (1383) 53
- Brander, A.; Mathematiker und Verfertiger astronomischer Instrumente, Vorläufer Frauenhofers 184
- Brucker, Jakob; Philosoph des 18. Jahrhunderts 184
- Brunnen, Brunnenkunst 165
- Christentum, Anfänge 24, 25
- Chronisten 84, 85
- Eustos, Dominikus, Kupferstecher 190
- Dalsinger, Geschäftsleiter der Welse 65
- Damasia, Keltenstadt 19
- Daucher, Adolf, Bildhauer 123
 — Hans, Bildhauer 123, 134
- Dobraw, Jan; Erbauer des Orgelwerkes in der Fuggerschen Grabkapelle 123
- Dom 6, 41; 105; 107—115
 — Domfreiheit 6; ältester Dombau 41
 — gotischer Umbau und Ostchor 107, 108; Innenkunst 109; Portale 110; Innenausstattung 112
 — Domfreuzgang 114; Grabplastik 128
 — Domherrenhöfe, Pfaffengässchen 12
- Dominikanerkirche 121
- Drusus, Eroberer Vindeliziens 18
- Dürer, Albrecht 139; Entwürfe zu Steinbildtafeln in der Fuggerschen Grabkapelle 124
- Chinger, Ambrosius; Faktor der Welser in Venezuela 65
- Ekkehard, von St. Gallen 32
- Ellerbach, Burkhardt von; Bischof 53
- Emanuel, König von Portugal 64
- Engelberger, Burkhardt; Erbauer der Ulrichskirche 117
- Entdeckungszeitalter; neue Handelswege, neue Welt und die Welser 63
- Erhardt, Gregor; Bildhauer 132
- Flötnar, Peter; Arbeiten in der Fuggerschen Grabkapelle 123
- Forum, römisches 22
- Friedberg, bayerisches Städtchen 1
- Friedrich II., von Hohenstaufen, deutscher Kaiser 36
 — III., deutscher Kaiser 61
 — der Schöne von Österreich 38
- Fronhof 6, 28
- Fugger, die 66—74
 — Anfänge der F.; Hans F. 60
 — Jakob der Reiche 66—71; Edelmetallhandel 67; Bankhaus der Kurie 67, 69; Jakob, Karl V.

- und die Reformation 68, 69; Clemens Senders Bericht 70; die Fuggerei 70
 Fugger, Anton ^{F.} 71—73; A. und Spanien, Weltfirma 71; schmalkaldischer Krieg 72; Vergleich: Fugger und Medici 73; Kunstpflege der Fugger 74
 — Grabkapelle der ^{F.}, bei St. Anna 123
 Gasser, Achilles Pirminius, Stadtarzt und Geschichtschreiber. 16. Jahrh. 163
 Gegenreformation 162
 Geldmacht und Handelsblüte 56 bis 62; wachsender Reichtum 56, 57; Gewebeindustrie 58; Edelmetallhandel 67. (Siehe auch Fugger, Welser.)
 Geldgeschäfte, fürstliche 61
 Gemäldegalerie 136
 St. Georg 13; Bildwerke in St. Georg 133
 Gerhard, Priester, Verfasser der Lebensbeschreibung St. Ulrichs 26
 Gerhardt, Hubert von Hertogenbosch, Schöpfer des Augustusbrunnens 166
 Gesellschaft der Herren; „Mehrer der Gesellschaft“ 51
 Geschlechter und Zünfte 46—51
 Geschlechterstube, jetzt Börsengebäude 14
 Goethe, seine Begegnung mit dem Geschichtsforscher und Ratsherrn Paul von Stetten dem Jüngeren 183
 Graff, Anton; Bildnismaler 191
 Gustav Adolf, König von Schweden 175.
 Handelsfreiheiten, der Stadt 55
 Handelsgesellschaften 58
 Handwerkerviertel 10, 11
 Hartmann, Graf von Dillingen, Bischof 37
 Hasler, Leo; Tondichter 161
 Holl, Elias; Stadtwerkmeister 157 bis 175
 — Leben und künstlerische Bedeutung 168; Italienreise 169; Bäckerhaus 170; Zeughaus, Wettachbrückentor, Annagymnasium, neuer Bau am Perlach, Kaufhaus an der Grabgasse 171; Rathaus 172; Türme und Tore 174; Ausgang des Meisters 175
 — Handzeichnungen und Modelle im Museum 172
 Humanismus, Humanisten 23; 86 bis 92
 — Gossembrot, Konrad Peutinger 86; Adelmann von Adelmannsfelden 92
 — Ulrich von Huttens Dichterkronung 91
 Industriestadt 4, 5
 Interregnum 35, 37
 Jakobervorstadt 11
 Jakobskirche 115
 Juden, Judenmord (1348) 49
 Kager, Mathias, Stadtmauer und Ratsherr; Fresken am Weberhause 27, 127; Dekoration des goldenen Saales im Rathause 174
 Karl der Große und das Bistum A. 25
 Karl V., deutscher Kaiser, Abschaffung der mittelalterlichen zünftigen Stadtverfassung 50, 159; Kampf der Augsburger gegen K. im schmalkaldischen Kriege 159
 — und die Fugger 68, 75
 Kaufleutestube, jetzt Börsengebäude 14
 Kelten 19
 Königsplatz 5
 Konradin von Hohenstaufen 37
 hl. Kreuz, Kollegiatstift 28
 — Kirche 121

- Krieg, schmalkaldischer 55, 157
 — dreißigjähriger 158, 175
 Kunst, romanische 45
 — mittelalterliche Baukunst 102 bis 129
 — Bildnerei 129
 — altschwäbische Malerei 135 bis 156
 — der Spätrenaissance, Brunnenkunst, Elias Holl 162—174
 — des Barock und Rokoko 183 188—194
 Kunstgewerbe, Blüte um 1500, S. 84; Barock und Rokoko 188
 Lang, Mathäus; Kardinal und Erzbischof von Salzburg 100
 Lech, Lechkanäle 3, 10
 Lissabon 64
 Ludwig der Bayer, deutscher König 38
 — Herzog von Bayern und die A. Vogtei 37
 — der Reiche von Bayern-Ingolstadt 53
 — I. König von Bayern 137
 Luther, Martin und die Kaufleute 82; und Cajetan 89; und Peutinger 89
 Malerei, siehe Kunst
 Maximilian I., deutscher Kaiser und die A. Kaufleute 62; Kaiser und Bürger 98—101
 — Einlaß des Kaisers M. 99
 Markt, am Perlach 14
 Mohren, Zu den drei, Gasthof 15, 183
 Nenningen, Anselm von; Bischof von Augsburg 53
 Nicolai, Friedrich; Berliner Verleger und Aufklärer; seine Beichte über Augsburg im 18. Jahrhundert 187
 Ostindien, Kauffahrtfahrt nach 64
 Otto der Große, römisch-deutscher Kaiser 26; Ungarnschlacht (955) 27
 Patriziat; Geschlechterregiment 46;
 Geschlechter während des Zunftregiments, Herrenstube, Mehrer der Gesellschaft 51
 Perlach 13
 St. Peter am Perlach 44
 Peter, von Schaumberg, Fürstbischof und Kardinal 39, 53
 Peutinger, Dr. Konrad, Stadtschreiber, Humanist und Staatsmann 86—92; Studien in Italien 86; Bedeutung als Gelehrter und Sammler 87, 88; P. und die Reformation 89; Tischgespräche 90; Margarethe P. 91
 Piccolomini, Enea Silvio Papst Pius II. 56
 Pfaffengässchen 12
 Pfalz, bischöfliche 28
 Portugal, Emanuel, König von P. 64
 Natién 20
 Reformation, in A. 158
 Reichstadt; Anfänge und Entwicklung der Reichsfreiheit 36—39
 — Niedergang und Ende der Reichstadt 176—179
 Rem, Lucas; Faktor des Welserischen Kaufhauses und Chronist 59, 64
 Renaissance, im Stadtbild 6; beginnend R. im 15. Jahrhundert 77; in der Malerei 147; Spätrenaissance 163—175
 Ridinger, Joh. Elias; bekannter Tiermaler des 18. Jahrhunderts 191
 Rokoko und Zopf 179
 — bürgerliches Leben 179—181; Parität 180
 — Baukunst 183, Kunstgewerbe 186—189
 — Malerei, Bergmüller, Holzer, Günther 190

- Noloko, Wissenschaften; Geschichtsschreibung, Paul von Stetten d. J. Begegnung mit Goethe 184; Jakob Bruder, Philosoph; A. Brander, Mathematiker und Verfertiger astronomischer Instrumente 184
 — Literatur; Theater; Aufklärung, Christian Daniel Schubart; Ludwig Wilhelm Welherlin 185
 — Wirtschaft und Kunstgewerbe 186 bis 192
 — Gewebeindustrie, Zeugdruck; Joh. Heinrich Schüle 187
 Roth, Wolfhardt von, Bischof; sein Grabdenkmal im Dom (1302) 130
 Rottenhammer, Hans; Maler 127
 Rudolf von Habsburg, deutscher König 37
 Rugendas, Georg Philipp, Maler, Direktor der Kunstabademie 190
 Salminger, Sigmund, Lieddichter 61
 Sandrart, Joachim 191
 Schaumberg, Peter von; Kardinal, Bischof von Augsburg, 15. Jahrhundert 53
 — sein Grabmal im Dom 131
 Scherlín von Burtenbach, Feldhauptmann 55
 Schongauer, Martin; Maler 138, 142
 Schubart, Christian Daniel; schwäbischer Dichter, Herausgeber der „Deutschen Chronik“ 185, 187
 Schüle, Johann Heinrich; Kaufmann und Industrieller 18. Jahrhundert, Begründer der Großfabrikation in Zeugdruck 188
 Seld, Georg, Goldschmied; sein Stadtplan (1521) 102
 Sigismund, deutscher König 39
 Sprenger, Balthasar, Beschreibung der Kauffahrt nach Ostindien (1505) 64
 Staatswesen, geistliches im Mittelalter 27—29
 Staatswesen, Stadtstaat nach außen im Mittelalter 52—54
 Stadtarchiv 137, 196
 Stadtbild, im allgemeinen 1—17
 Stadtbuch (1276) 38
 Stadtplan 40, 41
 — römischer 21
 Stadtrecht, ältestes (1256) 35
 — großes Stadtbuch (1276) 38
 Stadtverfassung, zünftige 50, 51
 — Abschaffung durch Karl V. 159
 Stein, Johannes; Orgelbauer (Barfüßerkirche) 115
 St. Stephan 13
 — Frauenkloster 28
 Stetten der Jüngere, Paul von; Ratsherr und Geschichtsschreiber; Kunstgeschichte; Begegnung mit Goethe 184
 Strafen, römische 22, 23
 Straßennamen, ehemalige 13, 14
 Theater, im 18. Jahrhundert 185
 Liberius, Eroberer Windeliziens 18
 Tizian 155
 Tore, der Stadt 28, 40, 126
 — Göggingertor 6, 46; Klinkertor 45; Jakobertor 126; Vogeltor 126, 176; Stephingertor 156; Barfüßertor 157; Torbauten von Holl, Innentore 174
 Ulrich, Bischof 13, 24
 Ulrichskirche 45, 117
 Umgebung, der Stadt 2
 Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955) 27
 Vasco di Gama 63
 Bries, Adriaen de; Schöpfer des Herkulesbrunnens 166
 Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers 24
 Benedig, Handelsbeziehungen mit 34, 58, 59, 63
 Venezuela 63, 65

- Vindelizien 18
Wischer, Peter 123
Vogtamt, Vogtei an der Straße 39
Vorrechte, der Stadt 65
Waldeck, Graf Wolrad von; Tagebuch über A. 159
Wasserläufe, Wasserwerke 3, 4
Weberei, ältere Varchentweberie, Baumwollhandel 58; Textilgewerbe im 18. Jahrhundert 188
Weberhaus 27, 126
Weinmarkt 15
Weiß, Hans, Weberzunftmeister, Führer beim Aufstand der Zünfte (1368) 49
Welherlin, Ludwig Wilhelm, Purblizist des 18. Jahrhunderts 15, 185
Welf, Herzog von Bayern 32
- Weser, die und die neue Welt 63 bis 65
— Markus 21; Bartolme 65; Philiippine 96
— Zahlungseinstellung des W. Handelshauses 160
Wessisprunner, Kaufmann, Führer beim Juntstaufstand (1368) 49
Wieland, Abderiten 186
- Zint, Burkhardt; Faktor und Teilhaber der Meutingschen Handelsgesellschaft, Chronist 58
Zollern, Friedr. von; Bischof; sein Grabmal im Dom 133
Zünfte, Geschlechter und; Aufstand der S. 46—50
— Zunftbewegung 47; Zunftverfassung 50, 51



Verzeichnis der Abbildungen.

- Titelbild: Städteansichten von Osten, 1600 und 1820.
Tafel 1 Blick auf den Dom.
" 2 Rathaus und Perlachturm. Erbaut von Elias Holl.
" 3 Vor dem Roten Tore. Torbau von Elias Holl.
" 4 Oblatterwall.
" Am Stadtgraben. Wasserturm von Holl.
" 5 Am Stadtgraben bei St. Max.
" Beim Jakobertor. Wasserturm von Holl.
" 6 Fünfgratturm. 15. Jahrhundert.
" 7 Ecke Kesselmarkt und Heiligkreuzerstraße. Stich aus dem
18. Jahrhundert.
" 8 Fuggerei.
" 9 Am Milchberg bei St. Ulrich.
" 10 Jakoberstraße mit Jakobertor.
" 11 In der Kohlergasse. — Hinter dem Perlach.
" 12 Der Dom.
" Ältester Dombau. Unterkirche.
" 13 Dom. Glasgemälde. 11. Jahrhundert.
" Dom. Aus der Bronzetür. 11. Jahrhundert.
" Peterskirche. Wandgemälde. 13. Jahrhundert.
" 14 St. Anna mit Goldschmiedskapelle.
" 15 Historische Karte der Altstadt.
" 16 Übergang des Stadtregiments an die Fünfe (1368). Malerei
im Zunftfehrenbuch.
" 17 Abt Konrad Mörlin von St. Ulrich.
" Burkhardt Engelberger. Erbauer der Ulrichskirche.
" Jakob Fugger.
" Handzeichnungen von Hans Holbein d. A.
" 18 Jakob Fugger. Holzschnitt von Hans Burgkmair.
" Konrad Peutinger. Bildnis von Christoph Amberger.
" 19 Geschlechtertanz im Jahre 1500. Gemälde im Maximilians-
museum.
" 20 Im Dom.
" 21 Dom Nordportal.
" Dom. Südportal.
" 22 Dom. Madonna am nördlichen Portal.
" Madonna am südlichen Portal.
" 23 Im Domkreuzgang.
" 24 Domkreuzgang.
" 25 Ulrichskirche.
" 26 Ulrichskirche. Simpertuschor.
" 27 Heiligkreuzkirche.

- Tafel 28 Dominikanerkirche.
 " 29 Klosterhof bei St. Anna.
 " 30 Kreuzgang bei St. Anna.
 " 31 Das alte Rathaus. Abgebrochen 1614. Modell im Maximiliansmuseum.
 " 32 Am Perlach. Altes Rathaus. Herrenstube. Gemälde im Maximiliansmuseum. Um 1600.
 " 33 Der „Einlaß“ des Kaisers Maximilian. Altes Weberhaus.
 " 34 Weberhaus. Neubau.
 " 35 Fuggerhaus. Höfchen im Fuggerhaus.
 " 36 Maximiliansmuseum. Am Kesselmarkt.
 " 37 Dom. Steinbildnerei im Westchor. Domkreuzgang. Grabmal Adolf Deco. Erker am ehemaligen Höchstetterhause.
 " 38 Dom. Grabmal des Bischofs Friedrich von Zollern von Hans Beirlin. Holzrelief von Hans Daucher. Fuggermuseum.
 " 39 Christus von Loy Hering, St. Georg.
 " 40 Steinbild in der Fuggerkapelle. Auferstehung.
 " 41 Hans Holbein d. A. Glasgemälde in St. Ulrich.
 " 42 Hans Holbein d. A. Aus der Paulus-Basilika.
 " 43 Hans Holbein d. A. Anna Selbdritt. Ulrich Apt. Kreuzigung.
 " 44 Hans Burgkmair. Doppelbildnis des Meisters und seiner Gattin. Wien, Gemäldegalerie.
 " 45 Hans Burgkmair. Kreuzigung von 1519. Pinakothek München.
 " 46 Christoph Amberger. Altarbild im Dom.
 " 47 Fassadenmalerei von Giulio Licinio.
 " 48 Kunstkammer im Fuggerhaus. Fuggermuseum.
 " 49 Augustusbrunnen.
 " 50 Merkurbrunnen.
 " 51 Augustusbrunnen. Figur des Lechs.
 " 52 Augustusbrunnen. Figur der Wertach.
 " 53 Herkulesbrunnen.
 " 54 Herkulesbrunnen. Najaden.
 " 55 Elias Holl. Stich von Lucas Kilian. 1619.
 " 56 Elias Holl. Bäckhaus.
 " 57 Elias Holl. Zeughaus.
 " 58 E. Holl. Stadtmgz.
 " 59 Mauer am Noten Tore. Wasserturm von E. Holl und Sternwarte.
 " 60 Ehemaliges Heiligkreuztor. Ansicht um 1650.
 " 61 Ehemaliges Frauentor. Stich von S. Grimm. 1678.

- Tafel 62 Holl-Saal im Maximiliansmuseum. Pläne und Modelle zum Rathausneubau.
 „ 63 Vor dem ehemaligen Barfüßertor. Nach einer Ansicht aus dem 17. Jahrhundert.
 „ 64 Rathaus und Perlachturm. Maximiliansstraße.
 „ 65 Am Perlachplatz. Ehemalige Kaufleutestube. Tuschzeichnung von S. Kleiner 1733.
 Rathaus. Fürstenzimmer I. Tuschzeichnung von S. Kleiner 1733.
 „ 66 Goldener Saal im Rathause.
 „ 67 Maximiliansmuseum. Halle mit römischen Steindenkmälern. Stadttheater.
 „ 68 Bürgerlicher Neubau.

Bilder im Texte.

Augsburger Wappenzeichen. Stich aus dem 18. Jahrhundert	1
Ehemaliger Fledermausurm. Alter Stich	17
Bischöfliche Burgstadt. Alter Stich nach dem Seldschen Stadtplan von 1521	18
Ehemaliges Klinkertor. Stich aus dem 17. Jahrhundert	45
Ehemaliges Gögginger Tor. Stich von S. Grimm. 1678	46
Fronhof und bischöfliche Pfalz. Stich aus dem 17. Jahrhundert	75
Dom mit den ehemaligen Nebenkirchen. Stich aus dem 17. Jahrhundert	102
Ehemaliges Stephingertor. Stich aus dem 17. Jahrhundert	156
Ehemaliges Barfüßertor. Stich aus dem 17. Jahrhundert	157
Am Graben. Stich von C. Remshart. 1720	175
Bogeltor. 17. Jahrhundert. Stich von S. Grimm	176



Abbildungen



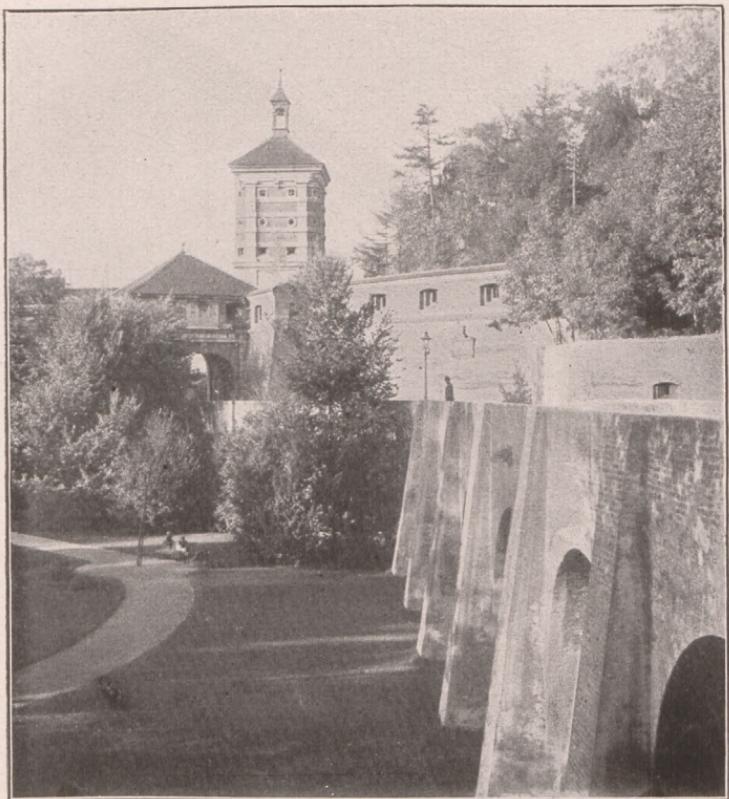
Blick auf den Dom.



Rathaus und Perlachturm.

Erbaut von Elias Holl.





Vor dem Noten Tor.

Torbau von Elias Holl.



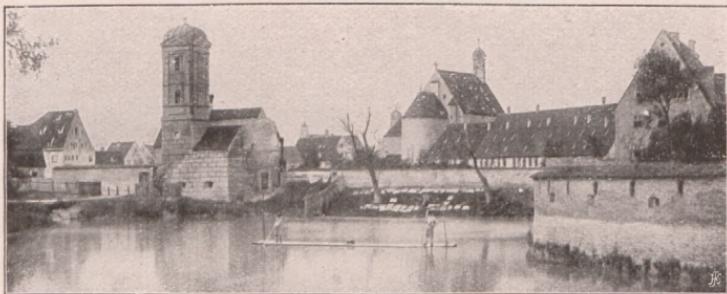
Oblatterwall.



Am Stadtgraben.

Wasserturm von Elias Holl.

Stadt-
bücherei
Erlangen



Am Stadtgraben bei St. Marx.



Beim Jakobertor.

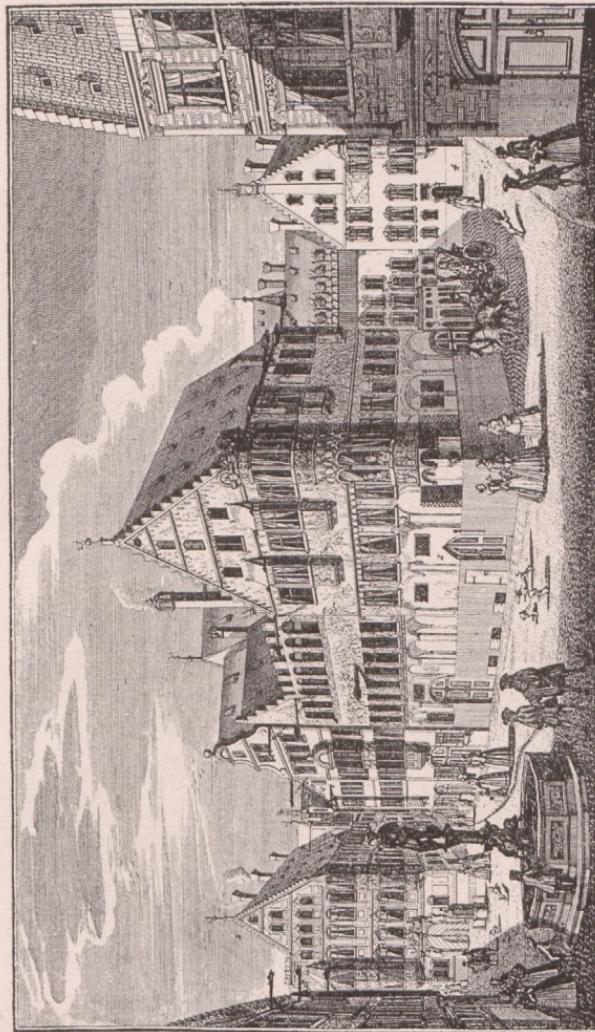
Wasserturm von Elias Holl.



Fünfgratturm.

15. Jahrhundert.

(Seite 9; 125.)



Projekt gegen den Hohenmarkt und den Schmiedertor in Nürnberg.
Herrn von R. Boccardi 2 H. Pfeifer
von Steinen H. Lüder
C. Reindel et cetera ab 1.2.

PROSPECTUS VENIEZIENSIS PLATEAUM S. CRUCIS
Domus Domini Rad. 2. Habsburg. Dic. de R. et platem. S. Mariae F. & Die Pauli
de Natura. Ita. Romani. 3. etiam S. Mariae
Eustachii. Viss. et. Aug. V.
Stich von C. Nennhart. 1720.

Ecke Schaffmarkt und Hl. Streugertstraße.



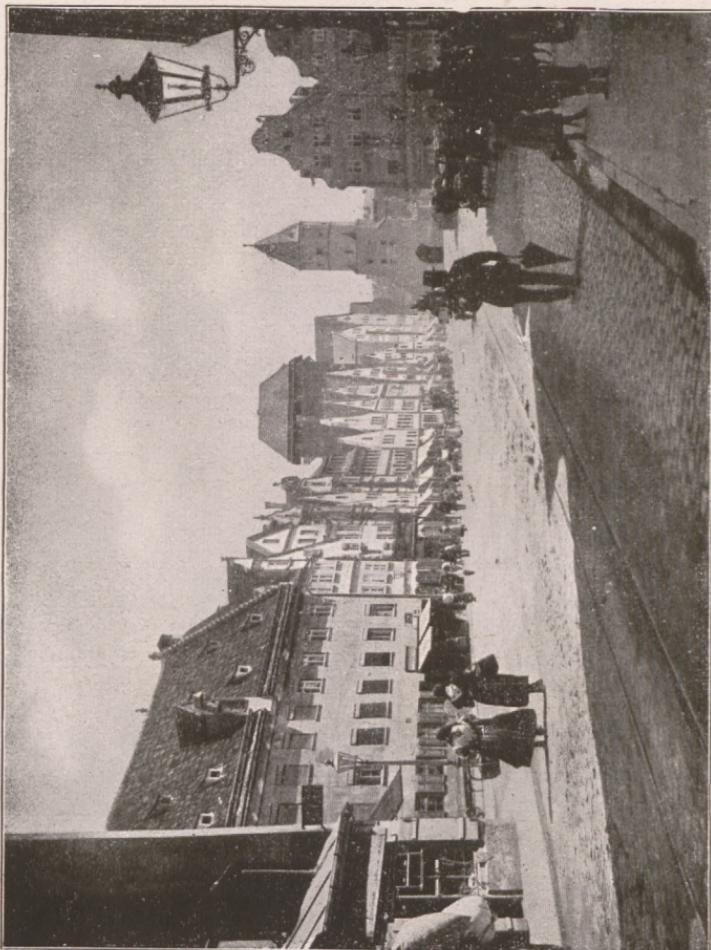
Fuggerei.

(Seite 70.)

Stadt-
bücherei
Erlangen

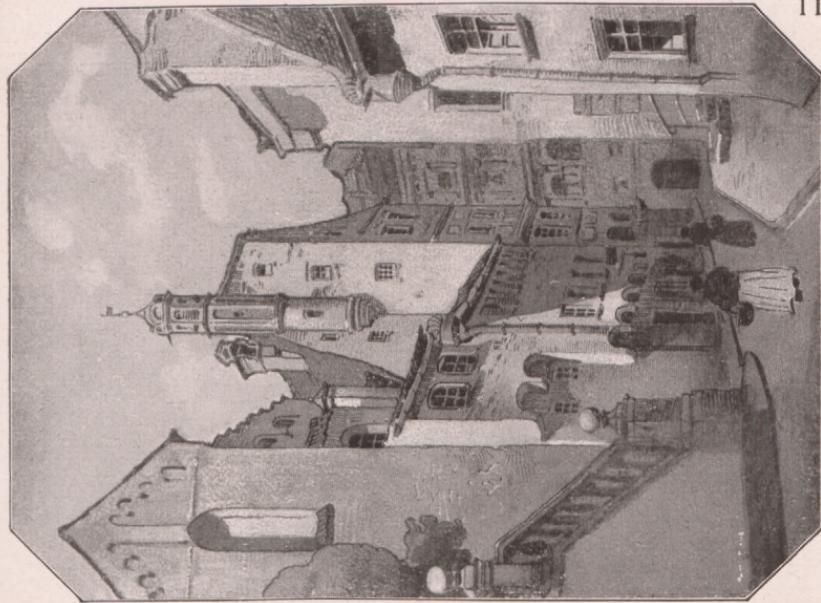


Am Milchberg bei St. Ulrich.

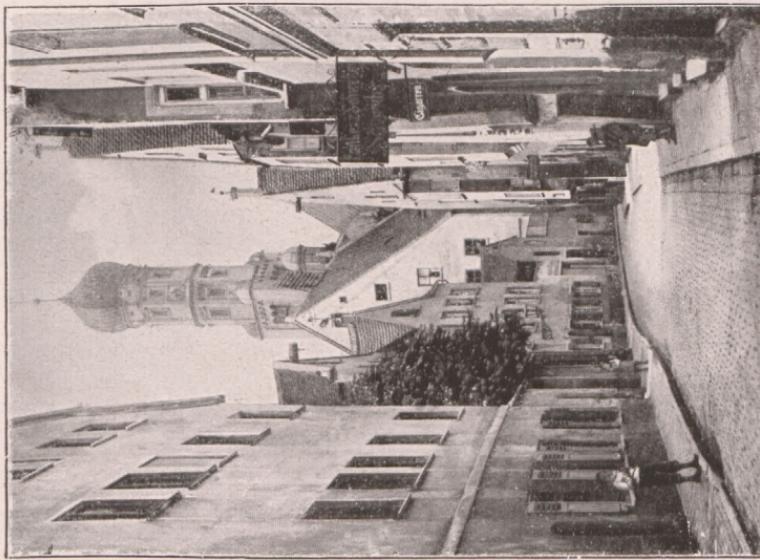


Südoberstraße mit Südobertor.
(Seite 11; 12.)

Stadt-
bücherei
Elbing



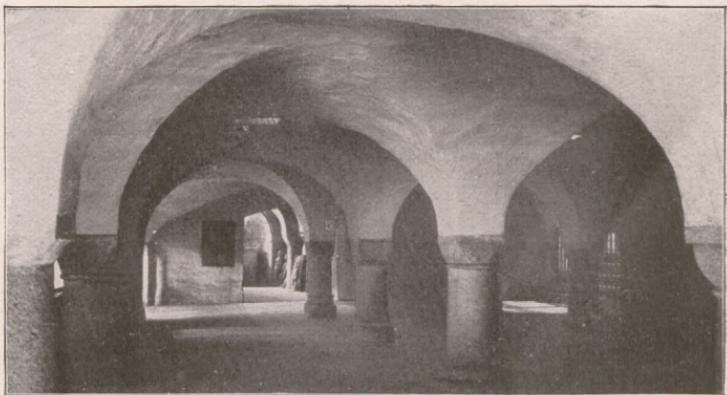
Hinter dem Verlaß.



Zu der Rößlergasse.



Der Dom.
(Seite 41; 107.)



Altester Dombau. Unterkirche.
(Seite 44; 107.)





Peterkirche. Bronzeplatte.
13. Jahrhundert.

Dom. Aus der Bronzetür.
11. Jahrhundert.
(Seite 44.)



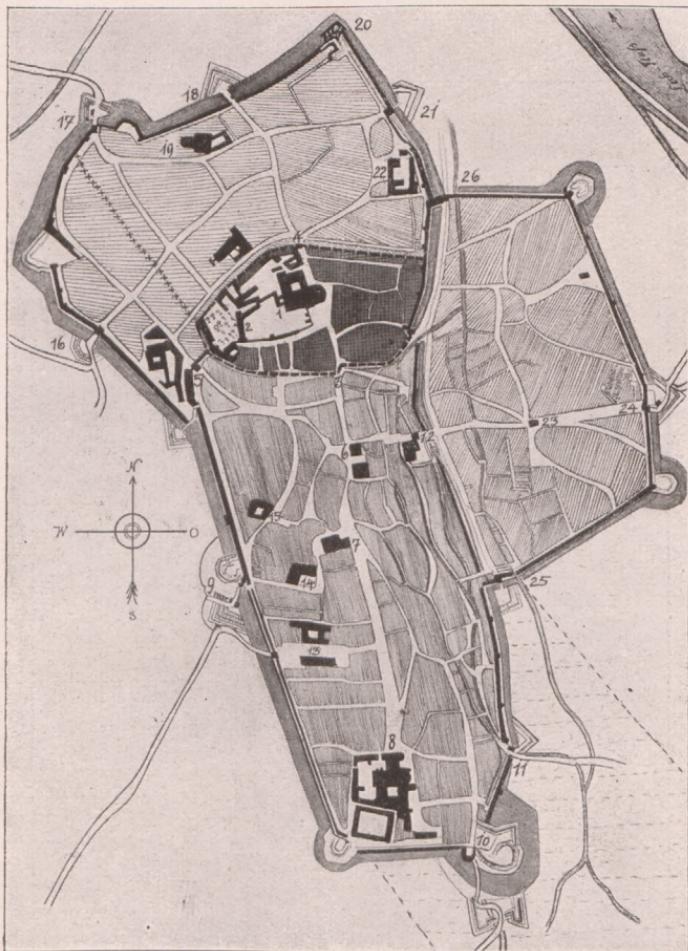
Dom. Glasgemälde.
11. Jahrhundert.





St. Anna mit Goldschmiedskapelle.
(Seite 120.)

Stadt-
bücherei
Erling



Historische Karte der Altstadt.

- A. 1—4 und 17—22. Ungefährtes Gebiet der befestigten Römerstadt.
- B. 1—4 (.....). Älteste bischöfliche Burgstadt. 1. Dom. 2. Ehemal. bischöf. Pfalz. Südl. Burgtor. 4. Nördl. Burgtor (Frauentor).
- C. 1—4 und 5—12. Ummauertes Weichbild seit etwa 1150. 5. Hl. Kreuztor. 6. Perlach. 7. St. Moritz. 8. Abtei St. Ulrich. 9. Göggingertor. 10. Haunstettentor (Rotes Tor). 11. Schwibbogen. 12. Barfüßertor. Später: 13. St. Katharina. 14. Zeughaus. 15. St. Anna.
- D. 16—21. Untere Vorstadt, wird in die Mauer einbezogen seit etwa 1300. 16. Klinkertor. 17. Wertachbrücktor. 18. Fischertörlein. 19. St. Georg. 20. Lueginsland. 21. Steffingertörlein. 22. St. Stephan.
- E. 23—26. Jakobervorstadt. Ummauerung begonnen etwa 1320. 23. St. Jakob. 24. Jakobertor. 25. Vogeltor. 26. Ohlattertörlein.
- F.: Ehemalige Vorstadt beim Wagenhals. Abgebrochen um 1370.



Übergang des Stadtregiments an die Fünfte 1368.
Malerei im Zunftehrenbuch (Stadtarchiv).

(Seite 46.)



Abt Konrad Mörlin von St. Ulrich. Zeichnung von H. Holbein d. A.
(Seite 97; 146.)



Burkhardt Engelberger. Erbauer der Ulrichskirche. Zeichnung von H. Holbein d. A.
(Seite 118; 146.)



Jakob Fugger.
Zeichnung von H. Holbein d. A.
(Seite 67; 150.)



CHORRADO PEUTINGERO · BEN· PATR· AVOYANTIS
ET IVRISCONSVL TO AETATIS LVAE · ANNO VIII AVPR
LXXELIJUS OSPICTAIS DIPICQA · PATRE FACI
VNDVN CIRCAVANT · MILE · ANNO · M-D-X-LII.

Conrad Peutinger. Bildnis von Christoph Amberger.
(Münchener Maximilianmuseum.)

(Seite 90; 153.)



JACOBVS FUGGER CIVIS-AVGUSTÆ

Jakob Fugger. Holzschnitt von Hans Burgkmair.
(Seite 67; 150.)



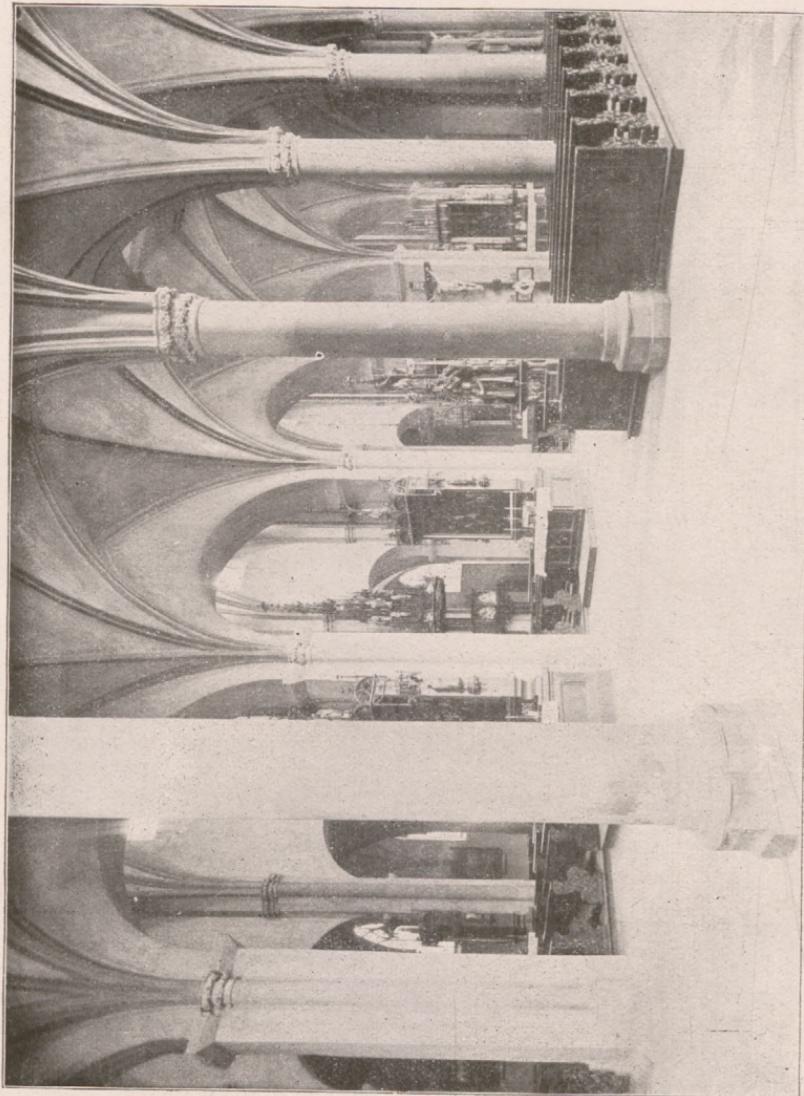


Gemälde im Maximilianmuseum.

(Seite 95.)

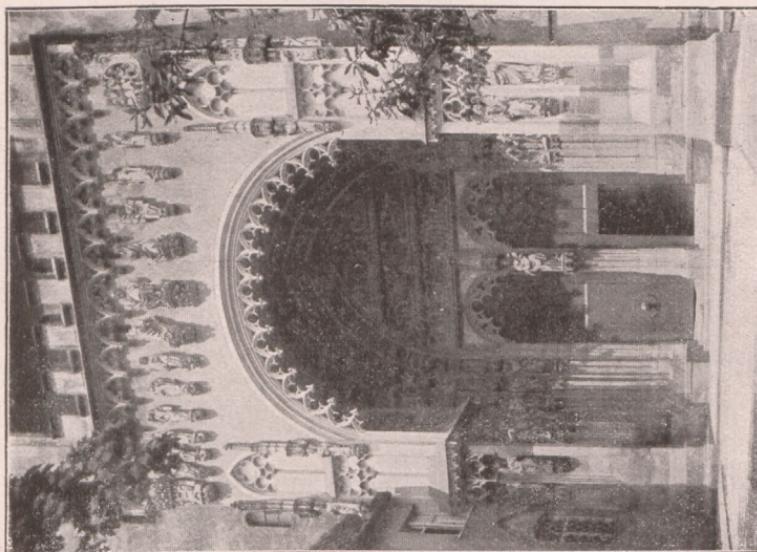
Mach nully geynt · 1500 · in das viss chidung zu durchgung das ist war ·

Geßtēchertanz im Jahre 1500.

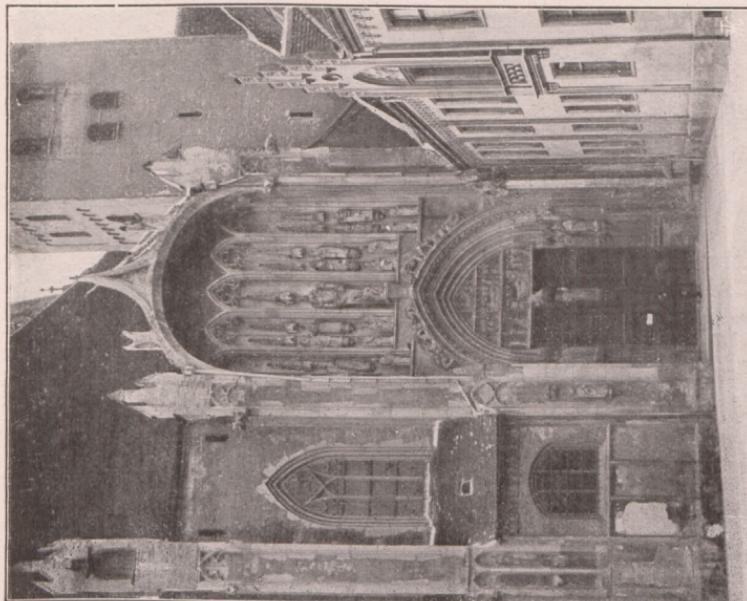


Sün Dom.
(Seite 108.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Dom. Südportal.
(Seite 111.)



Dom. Nordportal.
(Seite 110.)



Dom. Madonna am
nördlichen Portal.

(Seite 110.)



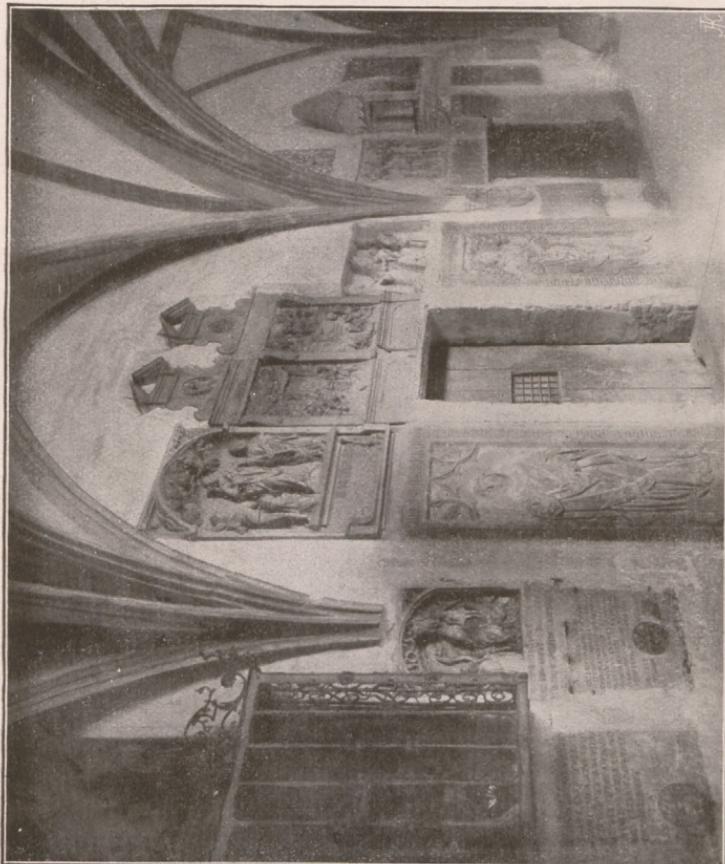
Dom. Madonna am
südlichen Portal.

Stadt-
bücherei
Ebing



Im Domkreuzgang.

(Seite 114.)



Domfreihalle.
(Seite 114.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Ulrichskirche.
(Seite 117.)



Ulrichskirche. Simpertuschor.
(Seite 119.)

Stadt-
bücherei
Coburg



Heilig Kreuzkirche.
(Seite 121.)



Dominikanerkirche.

(Seite 121.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Klosterhof bei St. Anna.

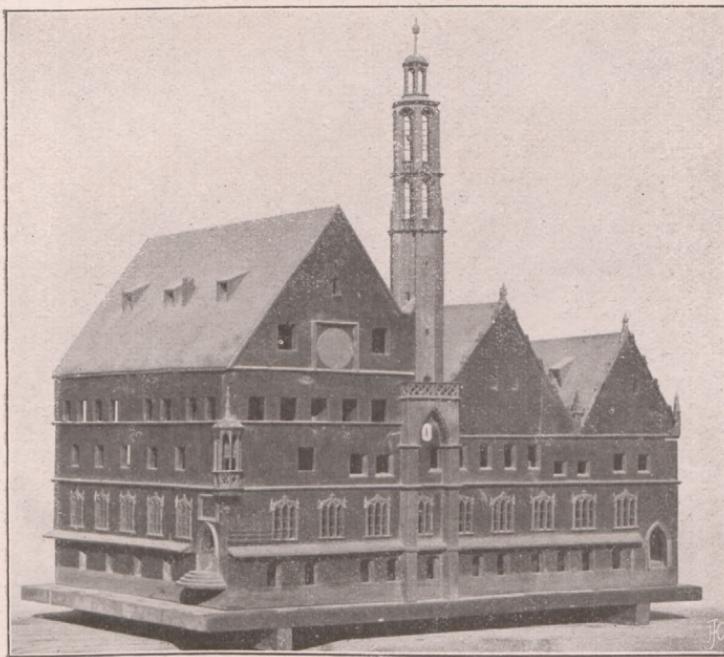
(Seite 120.)



Kreuzgang bei St. Anna.

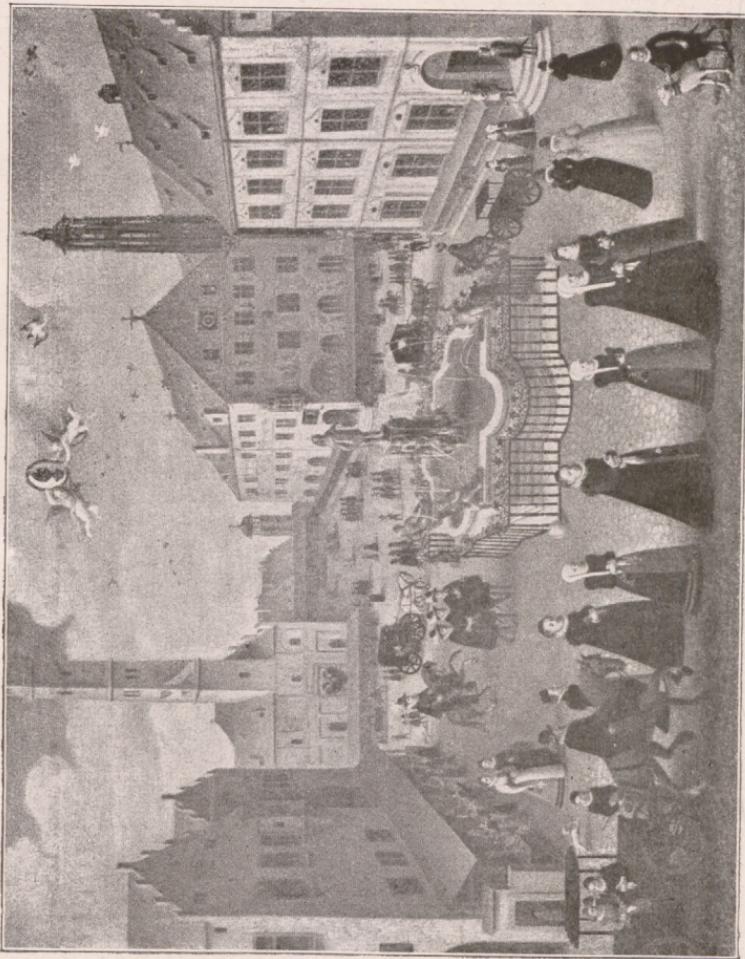
(Seite 120.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Das alte Rathaus. Abgebrochen 1614.
Modell im Maximiliansmuseum.

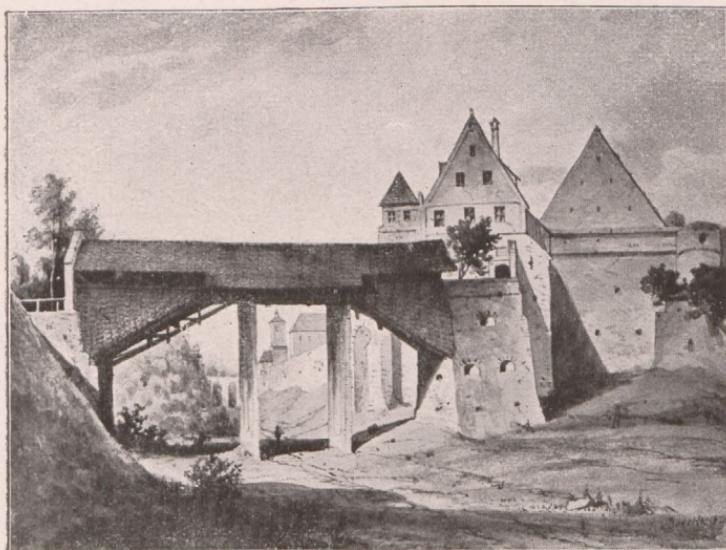
(Seite 106; 126.)



Um 1570. Altes Rathaus, Kaufleutestraße. 16. Jahrhundert.
Gemälde im Maximilianeum.

(Seite 100.)

Stadt-
bücherei
Ebing



Der „Einlaß“ des Kaisers Maximilian.
(Seite 99.)



Ehemaliges Weberhaus.
(Seite 126.)



Weberhaus. Neubau.
(Seite 126.)

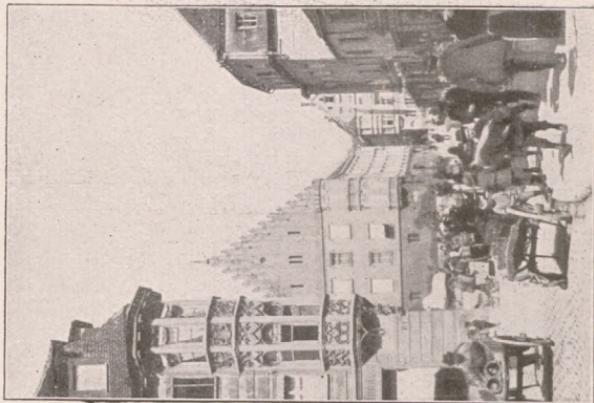




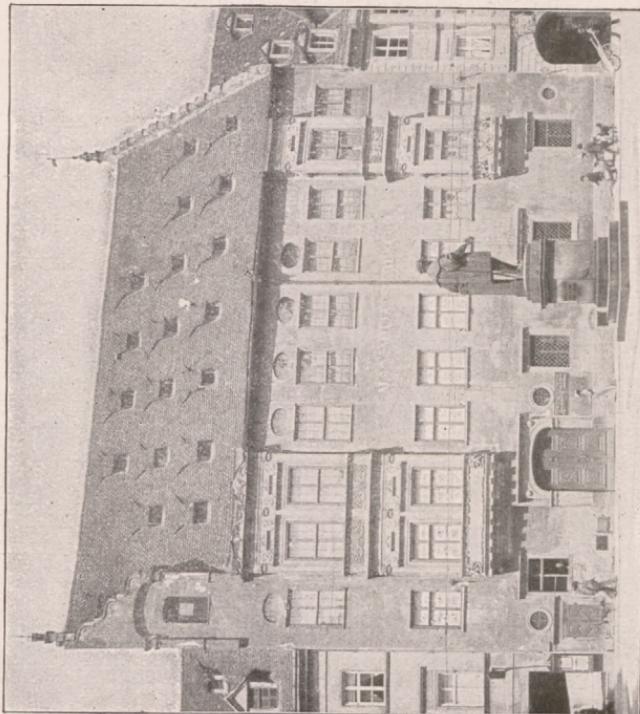
Fuggerhaus.
(Seite 128.)



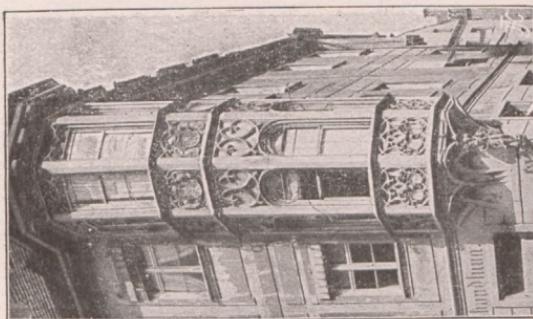
Hof im Fuggerhause.
(Seite 129.)



Um Käffelmarkt.

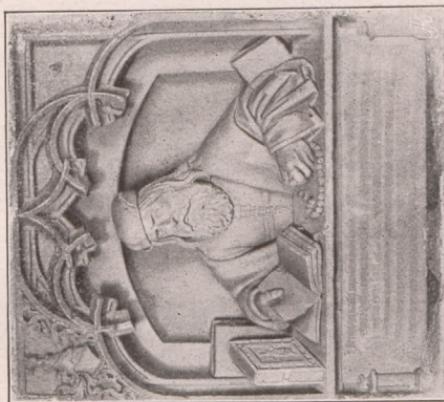


Maximiliansmuseum.



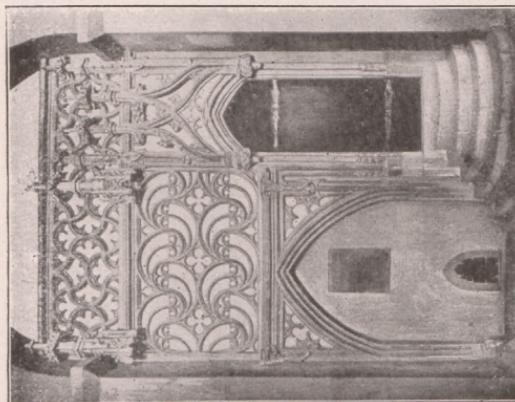
Erker am ehemaligen
Höchstetterhaus.

(Seite 128.)



Domfreßgang. Grabmal Adolf Deco
von Gregor Erhardt.

(Seite 131.)



Dom. Steinbildnerei im Westchor.
(Seite 109.)



Holzrelief von Hans Daucher.

(E. 134.)



Dom. Grabmal des Bischofs Friedrich von Zollern.
Von Hans Beutlin. 1508.

(E. 133.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Christus von Loy Hering. St. Georg.
(Seite 133.)



Steinbild in der Fuggerkapelle.

(Seite 124.)





Hans Holbein d. A. Glasgemälde
in St. Ulrich.

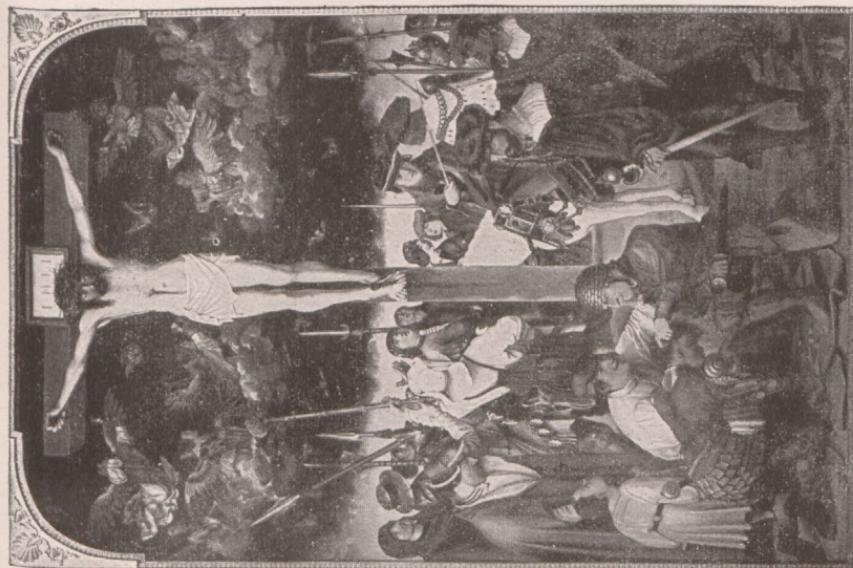
(Seite 142.)





Hans Holbein d. A. Aus der Pauluskirche.
(Seite 147.)

Galerie.



Galerie.

Ulrich Apt. Kreuzigung.
(Seite 149; 152.)



Galerie.

Hans Holbein d. Jl. Anna Selbsritt.
(Seite 149; 152.)



Hans Burgkmair. Doppelbildnis des Meisters und seiner Gattin.
Wien, k. k. Gemäldegalerie.

(Seite 141.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Hans Burgkmair. Kreuzigung von 1519.
(Seite 152.)

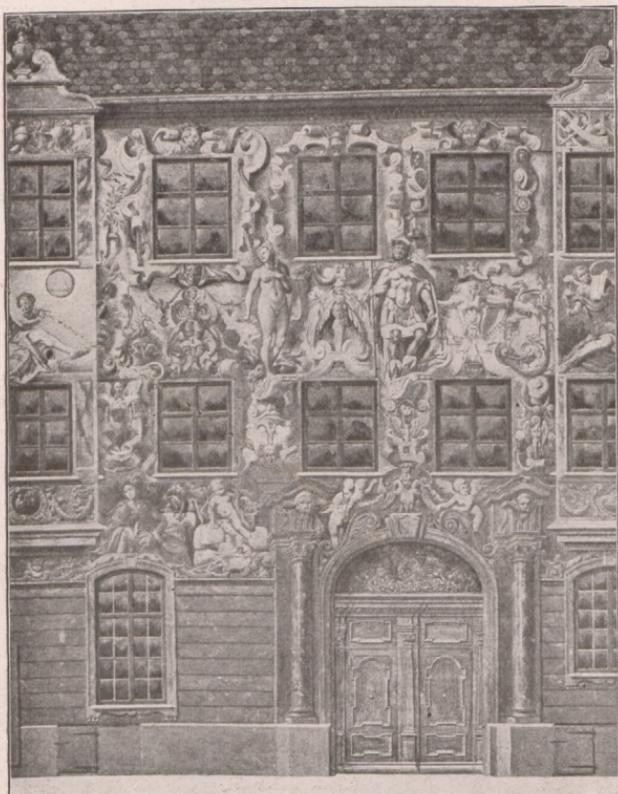
Pinakothek München.



Christoph Amberger. Altarbild im Dom.

(Seite 155.)

Stadt-
bücherei
Erling



Fassadenmalerei von Giulio Licinio. Hummelhaus.

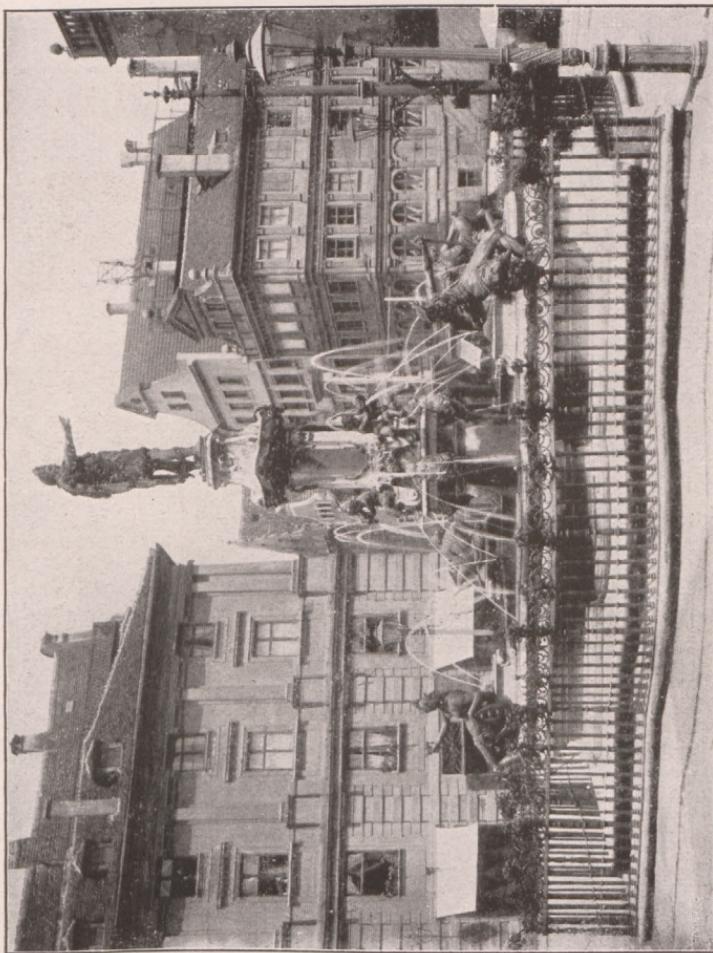
(Seite 164.)



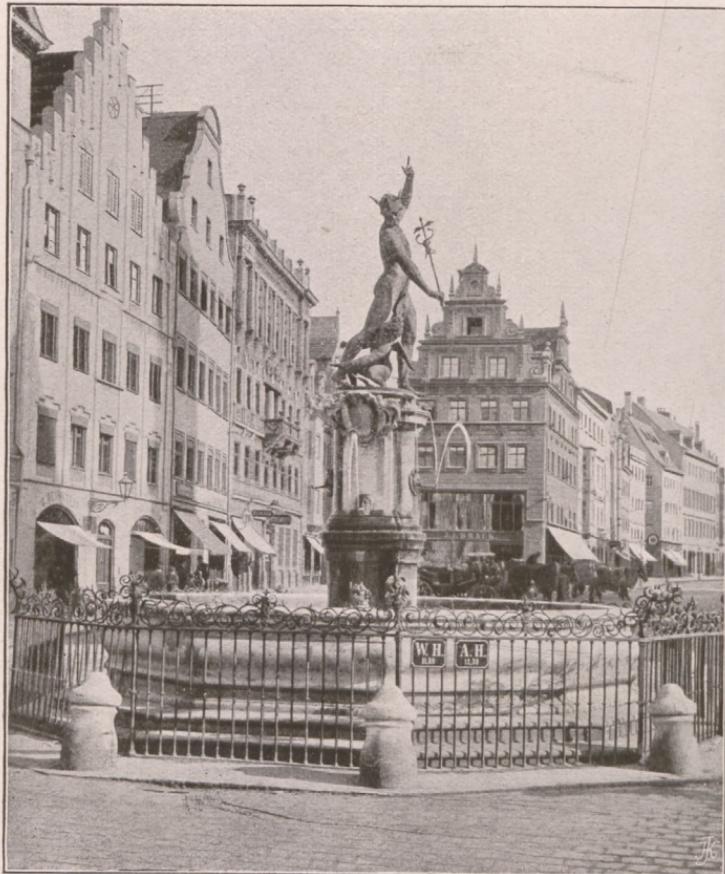
Kunstkammer im Fuggerhause. Fuggermuseum.

(Seite 164.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Augustusbrunnen.
(Seite 166.)

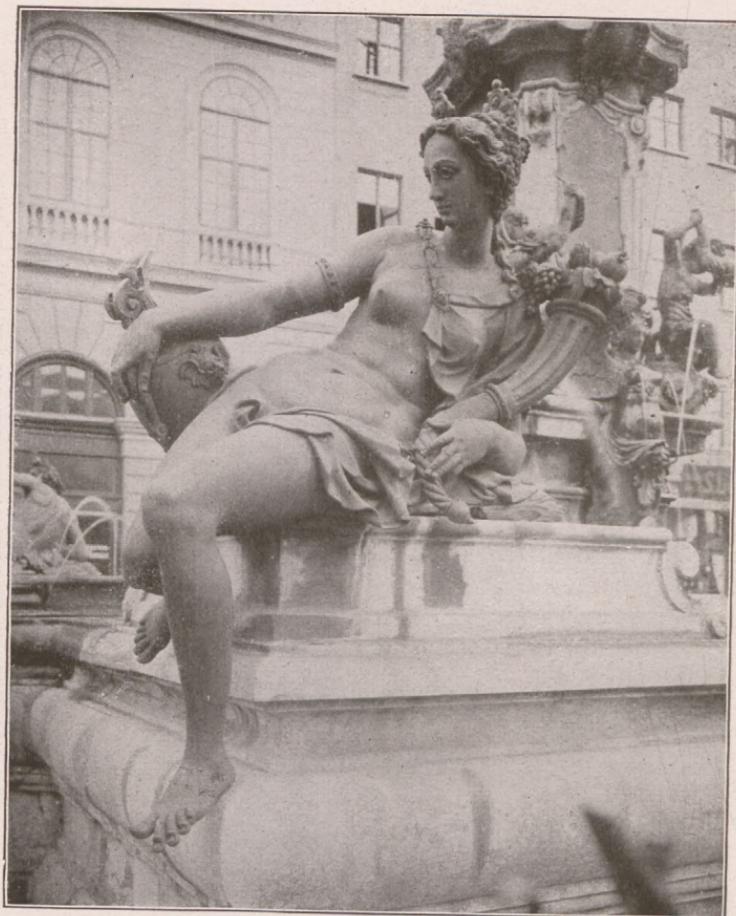


Merkurbrunnen.
(Seite 167.)





Augustusbrunnen. Figur des Lechs.
(Seite 166.)

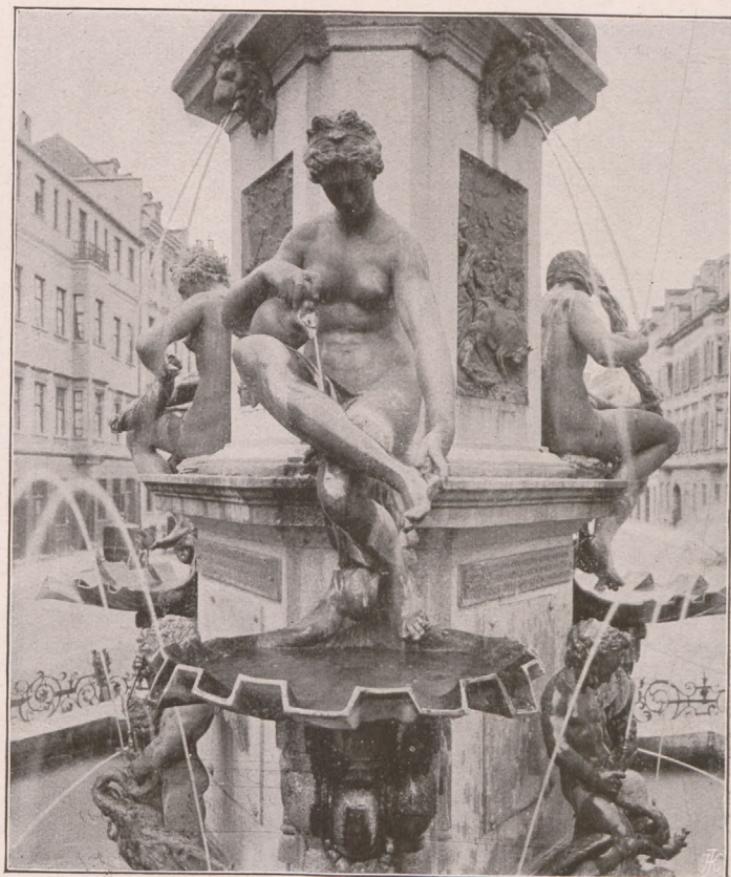


Augustusbrunnen. Figur der Werderach.
(Seite 166.)



Herkulesbrunnen.

(Seite 166.)



Herkulesbrunnen. Naiaden.
(Seite 166.)

Stadt-
bücherei
Elbing



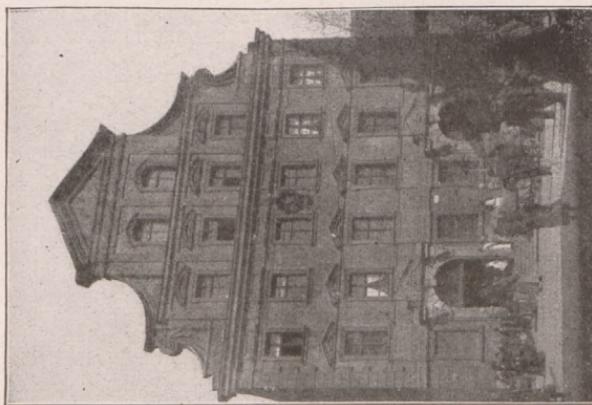
Elias Holl.

Stich von Lukas Kilian. 1619.
(Seite 168.)

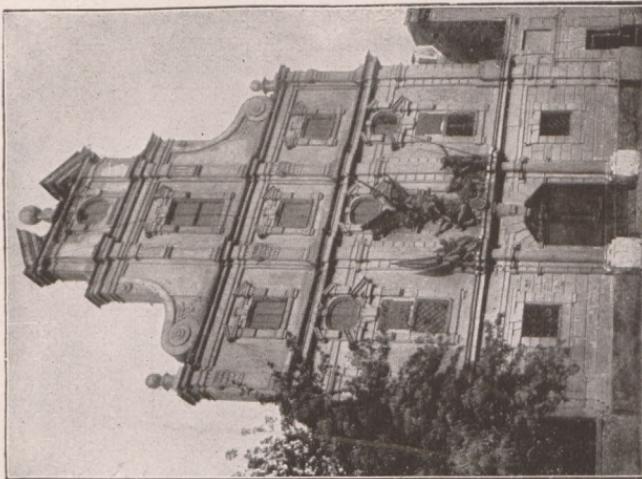


E. Holl. Bäckerei am Perlachberg.
(Seite 170.)

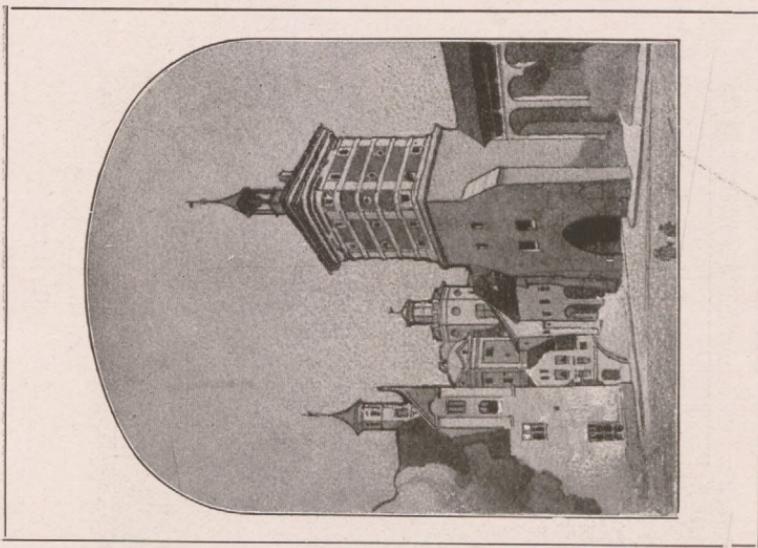




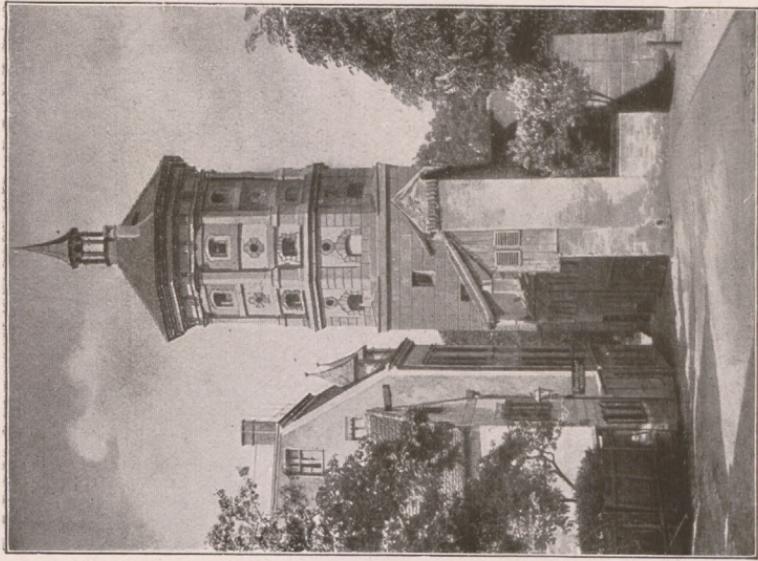
©. Holl. Stadtmeissg.
(Seite 171.)



©. Holl. Zeughaus.
(Seite 170.)



E. Holl. Motes Tor.
(Seite 171.)



E. Holl. Bertagsbrückentor.
(Seite 171.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Mauer am Roten Tore. Wasserturm von E. Holl (links) und Sternwarte.



Ehemaliges Heilig Kreuztor. Ansicht um 1650.
(Seite 174.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Ehemaliges Frauentor.

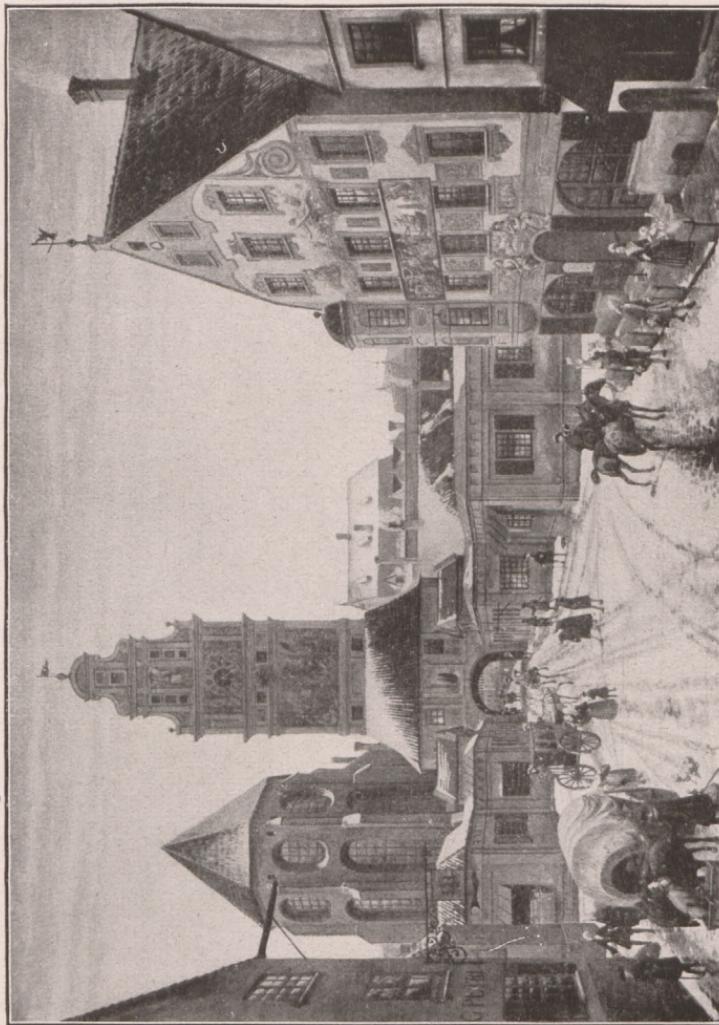
Stich von S. Grimm. 1678.

(Seite 174.)



Hörsaal im Maximiliansmuseum. Plan-Modelle zum Rathausneubau.
(Seite 172.)

Stadt-
bücherei
Elbing



Bor dem ehemaligen Barfüßerter.

Nach einer Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert.
(Seite 174.)



Rathaus und Perlachturm. Maximiliansstraße.
(Seite 172.)

Stadt-
bücherei
Elbina

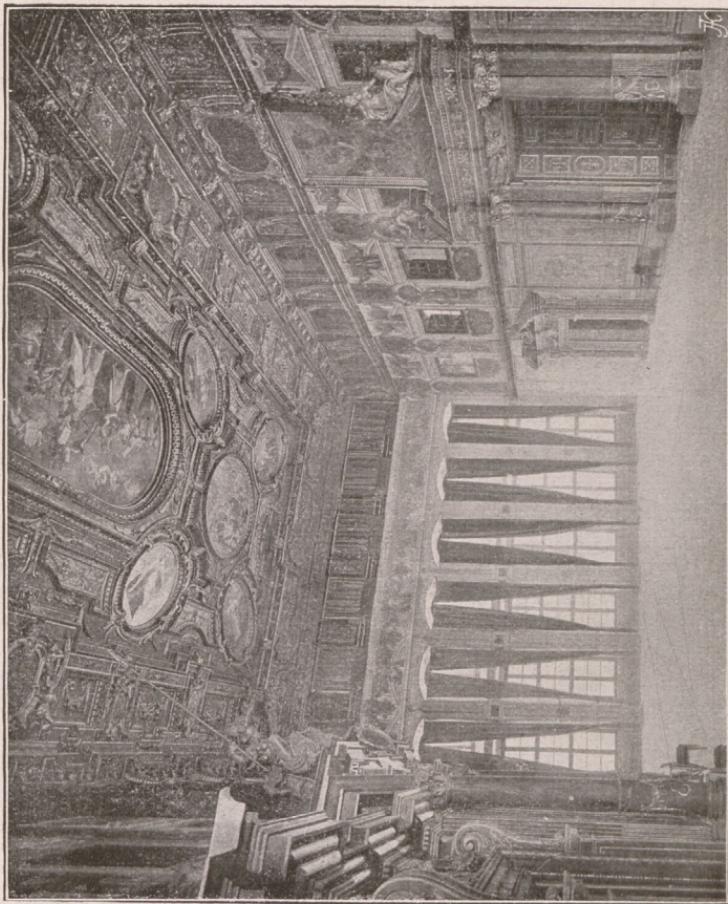


Am Perlachplatz. Rathaus. Ehemalige Kaufleutestube.
Tuschzeichnung von S. Kleiner. 1733.



Rathaus. Fürstenzimmer.

Tuschzeichnung von S. Kleiner. 1733.



Goldener Saal im Rathause.
(Seite 173.)

Stadt-
bücherei
Elbing



J.K.

Maximiliansmuseum.

Halle mit römischen Steindenkmälern.
(Seite 21; 193.)



Stadttheater. Erbaut 1876—1878.

(Seite 196.)



Bürgerlicher Neubau.

(Seite 196.)

Stadt-
bücherei
Elbing

ROTANOX
oczyszczanie
X 2008

Coll. 1. f. 1920 L.P.

Z

KD.2293
nr inw. 3100